

**Knauer®**

Sachbuch

Jochen v. Lang

# **Der Hitler-Junge**

## Baldur von Schirach

Der Mann, der  
Deutschlands Jugend erzog



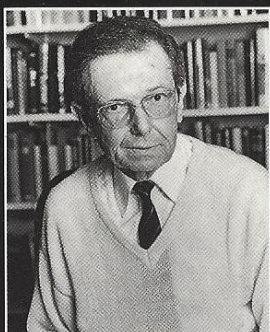


Foto: © Conrad Piepenbrüg

Jochen von Lang

Baldur von Schirach gehörte zu den Männern, die im Dritten Reich an den Schalthebeln der Macht saßen. Seit 1925 Mitglied der NSDAP wurde er später als Jugendführer des Deutschen Reiches bei den Millionen Mitgliedern der Hitler-Jugend Idol. 1940 wurde Schirach zum Reichsstatthalter in Wien ernannt, 1943 büßte er nach kritischen Äußerungen gegenüber Hitler seinen Einfluß völlig ein. Bei den Nürnberger Prozessen wurde Schirach wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu zwanzig Jahren Haft verurteilt. Er war der einzige NS-Prominente, der während des Prozesses und danach seine Schuld eingestand und sich selbst vor der Geschichte anklagte, weil er nicht genug getan habe, um die Konzentrationslager zu verhindern.

Jochen von Lang hat nach Schirachs Entlassung monatelang mit ihm zusammengelebt. Was er erfuhr, hat er durch genaueste Recherchen und Gespräche ergänzt und berichtet.

ISBN N 3-426-04045-X DM +016.80

**Knaur®**



Jochen v. Lang lebt als Buch- und Fernsehautor in Hamburg. Er ist international bekannt geworden als Experte für die Geschichte des Dritten Reichs. Das ZDF zeigte seine Fernseh-Sendereihe «Augenzeugen berichten» mit Filmen u.a. über den Ankläger von Nürnberg Robert v. Kemper, über den Chef der «Roten Kapelle» Leopold Trepper und über Eugene Bird, den Kommandanten des Spandauer Gefängnisses.

Von Jochen v. Lang ist ausserdem erschienen:

«**Die Partei**» (Band 4082)

Vollständige Taschenbuchausgabe November 1991  
Droemersch Verlagsanstalt Th. Knauer Nacht., München  
© 1991 Rasch und Röhning Verlag, Hamburg  
Umschlaggestaltung Manfred Waller  
Umschlagfoto Bildarchiv DER SPIEGEL  
Druck und Bindung Elsnerdruck, Berlin  
Printed in Germany 5 4 3 2 1  
ISBN 3-426-04045-X  
[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

Jochen v. Lang:

# Der Hitlerjunge

**Baldur von Schirach**

**Der Mann, der Deutschlands Jugend erzog**

**Knaur®**

# Inhalt

Vorwort	7
Ein politisches Talent aus Weimar	11
Mit dem Heiligenschein des Märtyrers	43
An Hitlers Seite an die Macht	73
Von der Gleichschaltung der Jugend...	105
... zur Staatsjugend	147
Mit Gefängnis und Fallbeil gegen letzte Opponenten	171
«Jugend ist Sozialismus»	188
Schritt für Schritt nach Auschwitz	208
«Heute hört uns Deutschland...»	226
Blut und Leben für des Führers Pläne	240
In der Gnadensonne Hitlers	263
«Der kurzlebigste Ruhm ist der lauteste»	285
Kronprinz, Kunstfreund und Antisemit	310
«Er hat der Jüdin die Hand geküsst»	334
«Über Hitler wurde nicht mehr gesprochen»	356
«Mehr als das Leben können die Männer nicht geben»	379
Mitgegangen, mitgefangen	402
Schuldig	423
Als «Number one» in Spandau	442
Anhang	
Literatur	467
Verzeichnis der vom Autor befragten Personen	470
Register	472



*Baldur von Schirach*

BALDUR VON SCHIRACH  
Reichsjugendführer

## Vorwort

Während seiner letzten Lebensjahre war Baldur von Schirach, gewesener Reichsjugendführer Hitlers, nahezu blind, als Folge einer Augenkrankheit. Im übertragenen Sinn war er jedoch schon von Jugend an behindert, seine Umgebung, sein Vaterland, die Welt und auch sich selbst klar zu sehen. Bis in die Pubertät hinein wurde er geblendet vom Flitterglanz des wilhelminischen Reiches. Die Scheuklappen seiner adeligen Abkunft legte er nie ab. Für die Mängel der Weimarer Republik entwickelte er eine kritische Überschärfe auf dem linken Auge, doch mit dem rechten Auge nahm er die Attentate auf demokratische Politiker, die Fememorde der Freikorpskämpfer und die Flut von Verleumdungen von politischen Gegnern nur ganz am Rande wahr. Schliesslich überstrahlte dann Adolf Hitler alles – ein Sehfehler, den er bald mit mehr als neunzig Prozent seiner Volksgenossen teilen würde.

Was hat den obersten Kommandeur der braunen Bataillone bewogen, die ihm angetragenen Dienste des jungen Baldur von Schirach anzunehmen? Dass er Gedichte schreiben konnte, beeindruckte den Vorsitzenden der NSDAP kaum; für Literatur, gleich welcher Form, hatte er keinen Nerv. Bei ihm, der als Propagandist seine politische Laufbahn begann und sie mit Testament und bühnenwirksamem Selbstmord beendete, würde heutzutage der Stil der «Bild»-Zeitung besser ankommen als die Prosa Heinrich Bölls. Was den künftigen Führer und Kanzler des Deutschen Reiches für den Gymnasiasten einnahm, war zunächst einmal dessen Name. Das «von» imponierte dem Kleinbürger während seiner Münche-



ner Lehr- und auch noch während seiner Berliner Meisterjahre ungemein. Wenn Baldur schilderte, wie sich Hitler um das Jahr 1930 herum beim Tee im Hause des Rittmeisters a. D. und Theaterintendanten Carl von Schirach zu Weimar als Kulturträger auswies, dann verstand man, dass er zu diesem Mann aufblickte. Denn zur Kultur hatte Baldur stets ein ebenso inniges Verhältnis wie zur Politik. Den anderen Hitler, den plumpen Demagogen, den primitiven Proleten, lernte er im Münchener «Café Heck» kennen, wo der Führer seine Chauffeureska, die Herren Schaub, Weber und Esser, am Stammtisch um sich scharte, als billige Claque zur Entspannung. Dem Studenten Schirach war diese Gesellschaft nicht standesgemäss, also nahm er nur selten an dieser Tafelrunde teil. Vielleicht mied er sie auch, weil er seine Vorstellungen von seinem Idol nicht durch die Realität korrigieren lassen wollte.

Elternhaus, Schule und Wohnort Weimar mit einer kulturbeftissenen Oberschicht haben dem jungen Mann das Gefühl vermittelt, er sei Mitglied einer Elite – der deutschen, und, falls dieses «Deutschland über alles» zu sehen war, sogar einer Weltelite.

So war es selbstverständlich, dass sich der Jüngling Baldur der sogenannten Jugendbewegung zurechnete, auch wenn er sich eine feste Bindung an eine ihrer zahlreichen Gruppen schenkte. Ihr Ziel war im Grunde ein revolutionäres: eine sich aus der Jugend heraus entwickelnde Gesellschaftsordnung, in der weder Geld noch Standesvorrechte das Mass sein würden. Besinnung auf die Natur und das Natürliche sollte zusammen mit der Neubewertung alles Bestehenden die Welt verbessern. Ihre Verfechter reichten vom kurzbehosten und vollbärtigen Wandervogel bis zum moralisierenden und rebellierenden Intellektuellen.

Jugend strömt immer dem Neuen zu. Ihr jedoch fühlte sich der Frontsoldat a. D. Hitler fremd. Er glaubte allerdings an jene sich selbst bestätigende Redensart, wonach die Zukunft jenem gehöre, der die Jugend besitze. Insofern kam ihm der jugendbewegte Schirach sehr gelegen: Durch ihn konnte er sich Kreise erschliessen, die nicht durch rote Plakate mit dem Hakenkreuz in die Münchener Bierkeller zu locken waren. Andererseits fühlte sich Schirach berufen, die Ideen der Jugendbewegung in eine Partei hineinzutragen, die gleichfalls Anspruch darauf erhob, eine Elite zu sein, und die deshalb vielleicht einmal Deutschland regieren würde. Hitlers Spekulation war insofern erfolgreich, als er mit der Parole, er werde das Reich und auch dessen Geist erneuern, die Massen der Jugend hinter sich herlocken konnte, wie es sein sagenhafter Vorgänger in Hameln mit den Ratten vermocht hatte. Als dies mit Schirachs Hilfe erreicht war, musste sich der zum Reichsjugendführer Avancierte vorwerfen lassen, er habe die Jugendbewegung zerschlagen, ihre Ideen verfälscht und ihre Anhänger verraten.

Das Internationale Militärtribunal in Nürnberg konnte 1946 dem Angeklagten Schirach nicht nachweisen, dass er die Hitler-Jugend für die nationalsozialistischen Eroberungskriege erzogen habe. Doch weil er als einer der auffälligsten Nazis des Dritten Reiches nicht freigesprochen werden durfte, wenn das Gericht sich nicht lächerlich machen wollte, verurteilte man ihn wegen antisemitischer Tatbestände verbaler Art. Genauer definiert: wegen Rassenhetze, wie sie in kleinerem Format so manchem Ortsgruppenleiter der NSDAP zur Last gelegt werden konnte. Mit dieser Darstellung soll nicht etwa der Reichsjugendführer der Partei (dem kein Verbrechen nachgewiesen werden konnte) oder gar der Gauleiter in Wien (der an einem allgemeinen Pogrom mit

starken Worten teilnahm) vierzig Jahre nach Nürnberg weissgewaschen werden. Es soll nur deutlich werden, dass in der Verführung der Jugend seine wesentliche Schuld lag. Das Verbrechen ist ebenso darin zu sehen, was diese Jugend im vermeintlichen Dienst am Vaterland anrichtete, wie auch in ihrer Erziehung zum sinnlosen Opfertod auf den Schlachtfeldern. Schirach bekannte sich dazu, als er, ein Zeuge in eigener Sache, vor den Nürnberger Richtern sagte: «Es ist meine Schuld, dass ich die Jugend erzogen habe für einen Mann, der ein millionenfacher Mörder gewesen ist.»

Wäre er nicht blind gewesen, geblendet von frühen Erfolgen Hitlers, und eingeengt in seiner Fähigkeit, die Wahrheit zu sehen, durch die Angst, sie würde ihn um Macht, Ruf, Wohlstand und vielleicht auch um Freiheit und Leben bringen, dann hätte zwar die Geschichte des deutschen Volkes in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts keinen anderen Verlauf genommen. Entscheidend war sein Einsatz für den Fortgang der Tragödie nicht. Ihm jedoch wäre auf jeden Fall die Bankrotterklärung erspart geblieben. Doch ihm muss zugebilligt werden, dass auch er wie so viele Nationalsozialisten auszog, das Vaterland zu retten, wobei er freilich in die Gesellschaft übler Kumpane geriet, gewagte Spekulationen einging und schliesslich ohne direkte Absicht im Verbrechen landete. Diese Entwicklung schien dem Autor auch nach so langer Zeit darstellenswert – umso mehr, als es immer eine Jugend geben wird, die gegen alte Autoritäten rebelliert, und als es immer Rattenfänger geben wird, die auf der Suche nach Gefolgschaft sind.

*Claus Sibyll*

## Ein politisches Talent aus Weimar

In Weimar geriet am 23. März 1925 ein 17jähriger Gymnasiast durch Zufall in eine Bahn, die ihn zu jahrelangem politischem Einfluss, zu Macht und zu einem Leben im grossen Stil führte, ihn anschliessend jedoch für länger als zwei Jahrzehnte ins Gefängnis brachte. Dieses Schicksal traf den Sohn Baldur des pensionierten Generalintendanten am grossherzoglichen Theater und preussischen Ex-Rittmeisters Carl Benedikt Baily Norris von Schirach, der mit seiner Familie in der entthronten Residenz zur obersten Schicht der 50'000 Einwohner zählte. Randperson in diesen Kreisen war der Literaturwissenschaftler Dr. Hans Severus Ziegler. Er fand allein schon wegen seiner Profession Beachtung an einem Platz, an dem der Dichturfürst Goethe, die Komponisten Franz Liszt, Richard Wagner und der Philosoph Friedrich Nietzsche als lokale Halbgötter verehrt wurden. Langgewachsen, hager, oft mit dunklem Umhang und breitrandigem Schlapphut fiel Ziegler auf den Strassen auf. Jedermann wusste, dass er sich bei den Rechtsradikalen betätigte. Bürgerlichen Kreisen Weimars galt dies keineswegs als Mangel; man war national.

Auf der Strasse traf an diesem Tag Severus Ziegler zufällig den Schüler Baldur. Er lud ihn ein, gemeinsam zu einem Hotel zu gehen, wo er Zimmer bestellen wollte für eine fünfköpfige, im Auto anreisende Gruppe, die von dem Münchener Schriftsteller Adolf Hitler angeführt wurde. Diesen Namen kannte damals in Deutschland bereits jeder: Hitler galt als ein radikaler Nationalist und Putschist! In späteren Jahren pflegte er in Weimar in dem feudalen Hotel «Elephant» abzusteigen,

aber 1925 war das Geld noch knapp, und deshalb begnügte er sich mit einem Einzelzimmer für fünf Mark im «Germania». Das Hotel besass einen kleinen Saal, in dem sich vier Dutzend Gäste versammeln konnten.

Über Hitler wusste der 17jährige Baldur gut Bescheid: Der Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) hatte im November 1923 versucht, von München aus die Berliner Reichsregierung zu stürzen, aber sein Marsch endete bereits an der Feldherrnhalle vor den Gewehren der Landespolizei. Nach einem milden Urteil wurde er vor Weihnachten 1924 aus der Haft entlassen, und nun war er ständig unterwegs, die Scherben der zerfallenen Partei wieder zu kitten. Die abendliche Versammlung im Hotel «Germania» sollte den Zusammenhalt der Weimarer Parteigenossen festigen, neue Anhänger gewinnen und internen Streitigkeiten ein Ende bereiten.

Thüringens oberster Nationalsozialist, er nannte sich damals «Gauführer», der Studienrat Dr. Arthur Dinter, wohnte auf dem Dorf. Er hielt sich für einen tiefeschürfenden Ideologen und überliess die Kleinarbeit in der Partei seinem Stellvertreter Ziegler. Auch ihm würde die Arbeit eines Tages zuviel werden, und dann würde er sich einen Gehilfen nehmen namens Martin Bormann, der eines Fememordes wegen ins Gefängnis gekommen war, aber im Lauf der folgenden Jahre bis zum Sekretär des Führers aufsteigen und schliesslich der mächtigste Nazi hinter Hitler werden sollte. Dinter schrieb unterdessen antisemitische Romane, von denen «Die Sünde wider das Blut» mehr als 200'000mal gekauft wurde und den Verfasser wohlhabend machte. Ausserdem entwickelte er in seiner ländlichen Stille aus christlichen und germanischen Glaubenselementen eine «arteigene» deutsche Religion. Obwohl Hitler jede Beschäftigung mit dem Jenseits für Zeit- und

Kräftevergeudung hielt, fasste er seinen Gauführer Dinter mit Glacéhandschuhen an; dieser Spintisierer pflegte Verbindungen zur Konkurrenz, der Deutschvölkischen Freiheitspartei, hatte durch seine Bücher einigen Anhang, und die NSDAP musste noch um jeden Mitkämpfer und Beitragszahler kämpfen.

Der Verdacht liegt nahe, dass der Vorname des Schülers Schirach auf den Einfluss dieser Kreise zurückzuführen ist: Baldur hiess ein germanischer Götterjüngling. Doch der Verdacht ist unbegründet. Als der Knabe am 9. Mai 1907 in Berlin geboren und dann evangelisch getauft wurde, war sein Vater dort Oberleutnant bei den hochfeudalen Gardekürassieren. Privat begeisterte er sich für Musik, Theater und vor allem für die Oper, und aus diesen Bereichen dürfte er den Vornamen seines Jüngsten und auch den der älteren Schwester Rosalind gewählt haben. In den völkischen Kreisen, denen sich die Familie bald in Weimar anschliessen sollte, brachte der Name Baldur einen Vertrauensvorschuss.

Die Familie war auf republikanisch-demokratische Parteien schlecht zu sprechen. Durch sie hatte der Adel Vorrechte verloren, die er im Kaiserreich genossen hatte. Die Revolution von 1918 hatte nicht nur den Grossherzog von Weimar, sondern auch dessen Generalintendanten entlassen; Carl von Schirach hatte deswegen die neue Regierung verklagt und die Zahlung einer Pension gewonnen. Die 1919 in Weimar tagende Verfassunggebende Nationalversammlung des Deutschen Reiches hatte bewusst auf den Pomp der Monarchie verzichtet und sich schlicht bürgerlich gegeben. Schlimmer noch: Die Volksvertreter mussten vor roten Revolutionären geschützt werden, die zeitweise thüringische Kreise beherrschten, und als Beschützer dienten rechtsradikale Freikorpskrieger, die sich über die Parlamentarier lustig

machten. Das alles bewirkte, dass der Schüler Baldur sich nicht für den jungen Staat unter seinem sozialdemokratischen Reichspräsidenten Friedrich Ebert begeistern konnte.

In den Bürgerhäusern Weimars erzählte man sich schreckliche Geschichten über kommunistische Banden, die brennend und mordend das grüne Herz Deutschlands während der Revolutionswirren verheert hätten. Gegen diesen inneren Feind und auch gegen die äusseren Feinde, die das besiegte Reich ausplünderten, bildeten sich in jenen Jahren allenthalben sogenannte Wehrverbände. Sie vereinten heimgekehrte Soldaten, vorzugsweise entlassene Offiziere, und Jugendliche, die durch den Friedensschluss gehindert worden waren, in Schlachten zu beweisen, dass auch sie geborene Helden waren. Folgerichtig verkündeten die Namen solcher Vereinigungen deutschen Heroismus: Werwolf, Wiking, Frontbann und dergleichen. Der junge Schirach hatte sich der Knappschaft angeschlossen, die (wie schon der Name sagt) eine Vereinigung von Ritterlehrlingen, in diesem Fall von ehemaligen Frontsoldaten, sein sollte. Sie trugen eine fast zivile Uniform: Schirmmütze aus Segeltuch, graue Windjacke, Lederkoppel, Breeches und, soweit vorhanden, hohe Stiefel. In ähnlichem Aufzug waren am 9. November 1923 Hitlers Putschisten in München marschiert. Jenen fühlten sich die Knappen auch geistig verbunden. Ziegler sorgte dafür, dass die Verbindung immer enger wurde; er und der Schriftsteller Adolf Bartels waren gerade dabei, den Einfluss der Juden auf das deutsche Schrifttum darzustellen und zu bekämpfen.

Es lag nahe, dass Ziegler seinen jungen Begleiter einlud, abends an der Versammlung im Hotel «Germania» teilzunehmen, gemeinsam mit etlichen Kameraden aus der Knappschaft. Es war ja keineswegs auszuschliessen, dass politische Gegner von links oder rivalisierende Gruppen von rechts den

Auftritt Hitlers zu stören versuchten. Dann sollten die Knappen für Ordnung sorgen. Dazu kam es zwar nicht, aber der Abend begann unharmonisch. Zu Beginn sang man noch gemeinsam das sogenannte Hitlerlied mit dem Refrain «Hakenkreuz am Stahlhelm, schwarz-weiss-rot das Band...», doch dann stritt man sich schon. Hitler wurde als Kompromissler beschimpft, weil er nach üblen Putschereifahrungen nicht mehr mit Waffengewalt an die Macht kommen wollte. Andererseits ertönte der Ruf «Dinter raus!» als Protest gegen den Gauleiter, der mit anderen völkischen Sekten sympathisierte und als unsicherer Kantonist galt. Doch mit Hitler war auch Dinters Freund, der Nürnberger «Frankenführer» Julius Streicher, gekommen. Er einigte die Streitenden mit seinem Appell, gemeinsam gegen die Juden zu kämpfen.

Dem Redner Hitler fiel es daraufhin nicht mehr schwer, die allgemeine Wut gegen das niederträchtige System der Novemberverbrecher zu richten: jene republikanischen Parteien, die einen Krieg beenden mussten, den sie nicht begonnen hatten, und die in Weimar den Deutschen ihre erste demokratische Verfassung gegeben hatten. Der Schüler Schirach lauschte verzückt dieser Stimme. Hatte dieser Mann nicht jahrelang an der Front und dann vor den Gewehren der Polizisten an der Münchener Feldherrnhalle bewiesen, dass er bereit war, für Deutschland zu sterben? Der jugendliche Zuhörer konnte sich später nicht mehr erinnern, was der Redner gesagt hatte. Er wusste nur, dass er dem Mann zugejubelt hatte und dass er sich an diesem Abend vorgenommen hatte, künftig der Hakenkreuzfahne zu folgen.

Stolz übernahm er zu später Stunde einen Auftrag: Gemeinsam mit seinem Knappen-Kameraden Hans Donndorf stand er, von Ziegler dafür gewonnen, Wache vor einem Wohnhaus, in dem sich Hitler nach der Versammlung mit



den wichtigsten Weimarer Parteigenossen zusammengesetzt hatte. Mit Vorbedacht hatte Ziegler diese beiden dafür ausgewählt, sie waren seit Jahren unzertrennliche Freunde. Sie blieben es weitere vier Jahre. Was sie dann trennte, geht zu Lasten Schirachs; davon wird noch die Rede sein.

An diesem Abend wurde Schirachs Glück vollkommen, als Ziegler ihn Hitler vorstellte. Zu Hause, nach Mitternacht, schrieb er im Überschwang seiner Gefühle ein Gedicht, es beginnt mit dem Reim: «Ihr seid viel tausend hinter mir, und ihr seid ich, und ich bin ihr...» Es waren nicht seine erstem Verse; fast jeder Jüngling hat seine romantische Periode mit lyrischen Ergüssen. Bei Schirach waren es die ersten von vielen Versen, in denen er sein politisches Credo verkündete.

Ziegler druckte das Gedicht im Mitteilungsblatt des Gaues Thüringen, weitere NS-Postillen übernahmen es, weil es so schön emphatisch war und honorarfrei dazu. Eines Tages brachte die Post dem jungen Dichter Dank von höchster Stelle, ein signiertes Foto seines Idols. Das Begleitschreiben der Reichsleitung der NSDAP hatte Rudolf Hess unterschrieben. Ihm, dem Fotografen Heinrich Hoffmann und dem im Bild gezeigten Mann sollte der Jüngling Baldur in den folgenden Jahren näherkommen: Der Fotograf wurde sein Schwiegervater. Mit Rudolf Hess, damals firmierend als Sekretär des Führers, teilte er erst den steilen Aufstieg als Politiker, dann die Anklagebank im Nürnberger Gerichtspalast, und schliesslich waren sie noch zwanzig Jahre lang Zellennachbarn im Spandauer Gefängnis für Kriegsverbrecher. Der von Hitler lange Zeit gehätschelte Schirach galt jahrelang als des Führers Kronprinz, aber am Ende, genauer, am 24. Mai 1946, sagte er sich im Nürnberger Gerichtssaal, diesmal als Angeklagter und als Zeuge in eigener Sache, von seinem langjährigen Vorbild los. Er nannte Hitler einen Verbrecher und klagte

ihn an, er habe den Idealismus der deutschen Jugend und damit auch Schirach missbraucht.

Er sagte unter anderem: «Die Jugendbewegung, die ich aufbaute, trug seinen Namen. Ich meinte, einem Führer zu dienen, der unser Volk und die Jugend gross, frei und schliesslich glücklich machen würde. Mit mir haben Millionen junge Menschen das geglaubt (...). Viele sind dafür gefallen. Es ist meine Schuld, die ich fortan vor Gott, vor meinem deutschen Volk und vor unserer Nation trage, dass ich die Jugend dieses Volkes für einen Mann erzogen habe, (...) der ein millionenfacher Mörder gewesen ist. Ich habe an dieses Volk geglaubt, und das ist alles, was ich zu meiner Entlastung und zur Erklärung meiner Haltung sagen kann. Diese Schuld ist aber meine eigene (...). Ich trage die Verantwortung für die Jugend (...), und so trage ich auch allein für diese Jugend die Schuld. Die junge Generation ist schuldlos (...). Hitler ist tot. Ich habe ihn nicht verraten, (...) habe kein Attentat gegen ihn geplant, ich habe meinen Eid ihm gehalten als Offizier, als Jugendführer, als Beamter. Ich war nicht sein Mitläufer, ich war auch kein Opportunist. Ich war Nationalsozialist aus Überzeugung von Jugend auf; als solcher war ich auch Antisemit. Hitlers Rassenpolitik war ein Verbrechen. Diese Politik ist für fünf Millionen Juden und allen Deutschen ein Verhängnis geworden.»

Es trifft zu, dass Baldur eine Jugendbewegung mit aufgebaut hat, die Hitler-Jugend, abgekürzt HJ genannt. Er war dabei jedoch keineswegs allein, und gegründet hat er sie nicht. Wann und wie das geschah, wird hier noch erzählt. Es war bereits geschehen, als Schirach am 9. Mai 1925, einem Samstag, in die NSDAP eintrat. Früher wäre er in die Partei nicht aufgenommen worden: Es war sein 18. Geburtstag. Er be-

kam die Mitgliedsnummer 17 251, sie berechnete ihn Jahre später, das Goldene Ehrenzeichen der NSDAP zu tragen, das übliche runde Parteiabzeichen mit dem Hakenkreuz, jedoch umrahmt von einem golden leuchtenden Kranz, der «Alte Kämpfer» kennzeichnen sollte. Zunächst war der Schüler noch ein in jeder Hinsicht junger Kämpfer, denn bis zum Abitur musste er noch ein weiteres Jahr zur Schule gehen.

Als Mitte Juli der erste Band von Hitlers «Mein Kampf» erschien, bestellte ihn der junge Schirach sofort beim Verlag und verschlang den Inhalt in nahezu pausenloser Lektüre. Anschliessend verschlang er weiteres einschlägiges Schrifttum, von Houston Stewart Chamberlains «Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts» bis zu den phantasierenden Enthüllungen des Antisemiten Theodor Fritsch. Der sah das Reich bereits auf allen Gebieten – Politik, Kunst, Wissenschaft, Moral, Recht – von Juden unterminiert und war von der Manie besessen, nur eine Verschwörung von Juden hätte die gute alte Zeit in eine schlimme Gegenwart verwandelt.

Carl und Emma von Schirach waren nach Herkunft und Lebenserfahrung national und konservativ. Die Familie der Schirachs war bis ins frühe 18. Jahrhundert keineswegs adelig und im östlichen Königreich Preussen ansässig gewesen. Doch eines ihrer Mitglieder ging nach Wien an den Hof der Kaiserin Maria Theresia. Er schrieb als Historiker eine Biographie des Vaters der Kaiserin. Sie lohnte ihm diesen Dienst mit einem erblichen Adelstitel. Einer seiner Nachkommen war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Richter in der damals dänisch gewordenen Stadt Lauenburg. Die kriegerischen Wirren um Schleswig-Holstein zwischen Dänemark einerseits, Österreich und Preussen andererseits dürften ihn veranlasst haben, 1855 nach Amerika auszuwandern. Sein Sohn, der Grossvater Baldurs, kämpfte im amerikanischen

Bürgerkrieg als Offizier auf Seiten der siegreichen Nordstaaten und heiratete ein Mädchen aus einer der ersten Familien des Landes. Seitdem wurde deren Name Baily Norris demjenigen der Schirachs vorangesetzt. Der Grossvater kehrte mit seiner Familie 1871 nach Deutschland zurück, blieb jedoch Staatsbürger der USA. Sein Sohn, Baldurs Vater, konnte bei den Gardekürassieren erst eintreten, nachdem er die preussische Staatsbürgerschaft erworben hatte. Das hinderte ihn nicht, seine Ehefrau bei Gelegenheit eines Verwandtenbesuchs in den USA zu finden. Auch sie gehörte der begüterten und einflussreichen Norris-Sippe an.

Zu Hause und mit den Kindern sprachen die Eltern Baldurs fast nur englisch. Das hatte zur Folge, dass ihr jüngster Sohn bis zu seinem fünften Lebensjahr nur schlecht Deutsch lernte. Die Eltern nahmen das nicht tragisch; sie hielten vom deutschen Schulsystem nicht viel und zogen es vor, ihre Kinder in Internaten unterrichten zu lassen, die nach englischem Vorbild eingerichtet waren. Den zehnjährigen Baldur steckten sie in eine Schule besonderer Art: Sie nannte sich «Waldpädagogium». Ihre Erziehungspraktiken lehnten sich an die Ideen der damals modernen «Jugendbewegung» an. Sie forderte, Jugend müsse durch Jugend erzogen werden, also eine Art Selbstverwaltung durch die Schüler, die schon früh zur Selbständigkeit erzogen werden sollten und denen die Freude an Abenteuern nicht geschmälert werden durfte. Die Lehrkräfte sollten in erster Linie helfende Freunde sein und keine Autoritäten. Die Schüler sagten deshalb auch du zu ihnen.

Der kleine Baldur musste das Elternhaus kaum entbehren; das Schullandheim lag bei Bad Berka, nur etwa zehn Kilometer südlich von Weimar. Er hatte es leicht, zu besonderen Anlässen in die Stadt zu kommen. So auch, wenn im Theater Wagners Musikdramen aufgeführt wurden. Der ehemalige

Generalintendant hatte Logenplätze im ersten Rang. Im Herbst 1925 wurde «Der Ring des Nibelungen» gegeben. Während der «Walküre» entdeckte Baldur unter den Zuschauern Doktor Ziegler und Adolf Hitler. In der Pause traf man sich im Foyer, und der Theatermann Carl von Schirach war beeindruckt, wie sachkundig der Politiker über den «Ring», über Wagner und über die Aufführung sprach. Hitler erwähnte auch seine Besuche in der Bayreuther Villa «Wahnfried», seine Gespräche mit Cosima, der Witwe des Meisters, mit dessen Sohn Siegfried und dessen Ehefrau Winifred. Noch ehe die Pause endete, war Hitler für den folgenden Tag zu den Schirachs eingeladen.

Sein Auftritt mit Blumen und Handkuss für die Hausfrau war eindrucksvoll, und der Tee-Nachmittag wurde für ihn ein grosser Erfolg durch seine Äusserungen über Musik und Literatur und durch seine ungezwungene Art, sich der unbekannteren Umgebung anzupassen. Gemässigt, aber doch eindringlich antwortete er auf Fragen nach den Zielen seiner Partei und den Mitteln, mit denen er sie zu erreichen hoffte. Das Ergebnis des Kennenlernens war, dass später auch die Eltern Baldurs der NSDAP beitraten und dass sie die Begeisterung ihres Sohnes nicht mehr nur als eine vorübergehende Schwärmerei werteten. Von ihm selbst war nur ganz kurz die Rede, nämlich dass er im folgenden Jahr um Ostern herum in die Abiturprüfung gehe und anschliessend studieren werde. Welches Fach? Baldur wusste es noch nicht. «Studieren Sie in München», riet Hitler, «und kommen Sie zu mir. Solche jungen Männer braucht die Partei, braucht Deutschland.»

Diesem Ruf wollte Baldur nicht widerstehen. In der Schule und in der Knappschaft suchte er Gleichgesinnte, aber vorerst war nur sein Freund Donndorf bereit. Unter den anderen Kameraden erregte schon das Wort «Partei» leiden-

schaftliche Proteste. Das waren für sie eifernde und karriere-süchtige Parlamentarier, die Interessengruppen vertraten und damit das Volk spalteten in einer Zeit, da es einig sein musste, um zu überleben. Waren es nicht Parteifunktionäre gewesen, die 1918 in der Heimat revoltiert hatten, indessen die Soldaten in harten Abwehrkämpfen gegen einen überlegenen Feind ihr Leben aufs Spiel setzten? Wer jung war, wer zur Jugend gehörte, ging in keine Partei, wo er sich doch nur jenen Alten unterordnen musste, die das Vaterland ins Elend gebracht hatten.

Baldur wurde SA-Mann. Weil er ein Fahrrad besass, wurde er in den ersten Julitagen 1926, als in Weimar der 2. Reichsparteitag der NSDAP stattfand, als Melder für die Parteispitze und die Organisationsleitung eingesetzt. Einmal mehr konnte er sich in der Nähe Hitlers nützlich machen. Er holte die in Sonderzügen am Bahnhof eintreffenden Parteigenossen ab, brachte sie zu ihren Quartieren, führte sie zum Goethehaus, übergab ihnen Befehle und beschaffte zusätzliches Stroh fürs Massenquartier. Die Mehrzahl der Männer trug die graue Windjacke, doch manche zeigten sich mit der neuen Uniform in Braun, das von politischen Gegnern als «Säuglingskacke» verspottet wurde.

Im Hauptquartier hörte Schirach, wie Hitler nervös quengelte, es kämen nicht genug Zuhörer zusammen, um am folgenden Tag bei seiner grossen Rede den Marktplatz zu füllen. Dinter wurde beauftragt, auch den letzten Parteigenossen aus dem Gau herbeizubefehlen, und Julius Streicher musste nach Nürnberg telefonieren, damit dort noch ein Sonderzug bemannt würde. Als Hitler dann aufs Podium stieg, hatte er vor sich jenes Meer von Köpfen, das er brauchte, um zu Hochform aufzulaufen. Der «Völkische Beobachter» berichtete, er habe «ganz grosse Gedanken, aus einem natur-

haft-mythischen Urgrund quellend, im Verlauf einer knappen Stunde» zu einem «Weltgebäude» hochgetürmt. Der Zuhörer Baldur erinnerte sich später allerdings nur noch an den erhebenden Rauschzustand, in den ihn die Rede versetzt hatte.

Peinlich berührten ihn die Reden von Dinter und Streicher. Sie wetteten einmal mehr gegen die Juden, aber hier, angesichts der Massen auf dem Marktplatz, geschah es besonders primitiv und obszön. Der Nürnberger Gauleiter pöbelte ausserdem den Oberbürgermeister und Rats Herrn an, die sich das Spektakel aus den Fenstern ihres Amtssitzes ansahen. Auch der junge Berliner Gauleiter Dr. Joseph Goebbels beanstandete die Reden. In sein Tagebuch schrieb er: «Dinter und Streicher seichen.» Schirach wertete das Geschimpfe der beiden manischen Juden Verfolger als eine lässliche Sünde; er gehörte zu dieser Zeit bereits zu den Antisemiten, legte jedoch Wert darauf, dass man die Form wahrte. Noblesse oblige, Adel verpflichtet.

Unwahrscheinlich ist, dass ihm beim Weimarer Parteitag die Gründung einer parteieigenen Jugendorganisation entging, doch dem Autor erzählte er darüber nichts, und in seinen Memoiren schrieb er davon kein Wort. Ungern erwähnte er Vorgänge, die seine Vaterschaft an der späteren Hitler-Jugend in Frage stellten. Tatsächlich waren jedoch Gruppen nationalsozialistischer Jugendlicher schon sehr viel früher und ganz ohne Schirach entstanden. Als französische Besatzungstruppen Anfang 1923 ins Ruhrgebiet einrückten, verboten sie dort unter anderen Vereinen auch eine «Nationalsozialistische Arbeiterjugend», und in München gründete der 19jährige Adolf Lenk im Februar 1922 eine an die Sturmabteilungen der NSDAP angegliederte Jugendabteilung. In den Satzungen wurde vom Mitglied zwar kein Beitrag, doch

dafür ein «rücksichtsloses, freudiges Bekenntnis» gefordert. Gepflegt werden sollten «die Eigenschaften (...), die in dem germanischen Blut ihren Ursprung haben». Ausländer und Juden konnten nicht Mitglied sein. Wer aufgenommen wurde, bekam auch gleich das Parteiprogramm ausgehändigt, und er verpflichtete sich, mit 18 Jahren in die Sturmabteilungen überzutreten.

Es lohnt sich, die Person des Adolf Lenk und seine Erfahrungen mit der NSDAP zu betrachten. Seine Beweggründe wie auch sein Handeln hatten wie die gesamte Partei so etwas wie einen doppelten Boden: Man war nie sicher, wie weit persönlicher Ehrgeiz oder Liebe zum Vaterland den Antrieb bildete. Wie weit krankten die Aktivisten der Frühzeit an einer Psychose, nur sie allein wüssten den Weg zur Rettung der Deutschen vor dem Untergang, und wie weit waren sie bloße Wichtigmacher? Wollten sie alle Deutschen aus dem Elend eines verlorenen Krieges retten, oder ging es nur um die Verbesserung der eigenen Existenz? Bezeichnend war bei Lenk bereits die Berufsangabe: Klavierpolierer. Dieses Handwerk erfand er selbst, und er übte es erst aus, nachdem er ein kleines Ladengeschäft in München übernommen hatte, in dem er gebrauchte Musikinstrumente und später auch Radiogeräte verkaufte. Er tat es mit so geringem Erfolg, dass er in der Woche, als Hitler in die Berliner Reichskanzlei einzog, ganze zwei Mark einnahm.

Er, seine Eltern und seine Geschwister gehörten schon 1920 zu den ständigen Besuchern der Parteiversammlungen, die in kurzen Abständen aufeinanderfolgten. Gegen Ende des Jahres trat er der Turn- und Sportabteilung bei, einer getarnten SA. Ihr Zweck wird daraus ersichtlich, dass Lenk sich in etlichen Schlägereien bewährte; so im November 1921 in der Münchener Hofbräuhaus-»Schlacht« und 1923 bei einer



aufsehenerregenden Massenprügelei in Göppingen. Bei dieser Gelegenheit geriet er in die Akten der Polizei, und ein Gericht verurteilte ihn wegen Landfriedensbruchs zu neun Monaten Gefängnis. Dank einer der damals häufigen Amnestien brauchte er sie nicht abzusitzen. Er war zu jener Zeit kaufmännischer Angestellter in einem Bürobedarfsgeschäft. Als Hitler ihn beauftragte, eine Parteijugend zu gründen, tat er dies mit dem Feuereifer eines Jünglings, der vom Gral ausersehen war, die Jungfrau Germania aus der Versailler Schmach und Not zu befreien.

Seine Angabe, er habe bis zum Herbst 1923 bereits 150 Ortsgruppen seiner Parteijugend mit etwa 5'000 Mitgliedern aufgebaut, dürfte zwar übertrieben sein, aber einige Erfolge wird er gehabt haben. Als Hitler am 9. November 1923 seine Anhänger zur Feldherrnhalle marschieren liess, war der zwanzigjährige Lenk in der Kolonne, und wenn man seinen Erzählungen glauben darf, muss er ziemlich weit vorn marschiert sein, denn an seiner Seite sei sein Freund Kurt Neubauer erschossen worden. Weil er unentwegt weiter Jugendliche für die nach dem fehlgeschlagenen Putsch verbotene Hitler-Partei warb, wurde er Ende November 1923 verhaftet und in Landsberg hinter denselben Mauern verwahrt, hinter denen die Anführer des Putsches auf ihren Prozess warteten. Lenk wurde ohne Urteil zum Weihnachtsabend 1923 schon wieder entlassen. Er setzte die Werbung fort, und angeblich kam er bis zum Ende des folgenden Jahres auf 12'000 Mitglieder.

Mit Zahlen nehmen es radikale Parteien nicht genau. Wer berufen ist, Geschichte zu machen, darf sich ja wohl ein wenig aufplustern, erst recht, wenn man von der eigenen Unfehlbarkeit überzeugt ist. Die Nationalsozialisten jener Tage verkündeten allerdings eine ganze Menge einander wi-

dersprechender Wahrheiten. Und deshalb bekriegten sie sich bis aufs Messer. Die Partei zerfiel, nur Lenk ackerte weiter. Er konnte sich aus dem Streit heraushalten, weil Jugendliche keine Wahlstimmen zu vergeben haben. Man nahm ihn und seine Aktivität wahr, aber man unterstützte ihn nicht. Um existieren zu können, war er auf Spenden angewiesen. Er liess Flugblätter drucken, mietete kleine Wirtshaussäle, schickte seine Anhänger per Bahn oder Lastwagen aufs Land hinaus, und natürlich brauchte er Formulare und Mitgliedsausweise, wie es bürokratischer Brauch auch heute noch ist. Einiges bezahlte er mit seinem Gehalt, manches mit gepumptem Geld, das meiste blieb er schuldig. Als einer seiner Gläubiger eines Tages mit einer Anzeige wegen Betrug drohte, griff er als kleiner Angestellter der Völkischen Buchhandlung – praktisch des Parteiverlages – in die Portokasse, die im Bargeld-Zeitalter zum Nothelfer vieler verzweifelter Jünglinge wurde.

In Geldsachen verstand die NSDAP keinen Spass, denn wenn es auch ihrem Führer kaum an Barem mangelte, so lebte sie doch viele Jahre lang von der Hand in den Mund, und die vielen gescheiterten Existenzen unter ihren Mitgliedern waren immer der Versuchung ausgesetzt, sich selbst zu bedienen. Als Lenks Verfehlung entdeckt wurde, flog er am 6. Mai 1925 trotz niedriger Mitgliedsnummer (2888) aus der Partei und von der Arbeitsstelle. Vergebens schrieb er Reuebriefe an Hitler. Auch die Fürsprache seines Vaters half ihm nicht. Am 6. Februar 1926 tippte der «Privatsekretär» Rudolf Hess auf seiner alten «Ideal»-Schreibmaschine: «Herr Hitler lässt Sie ersuchen, von der Übersendung weiterer Briefe in der Sache Ihres Sohnes Abstand zu nehmen. Andernfalls würde seitens der Bewegung der Markendiebstahl in die Öffentlichkeit gebracht werden.» Mit einer Strafverfolgung konnte Hess nicht drohen, die Partei hatte den Sohn Lenks

bereits angezeigt, und er musste eine Geldstrafe von sechzig Mark wegen Betruges bezahlen.

Trotzdem hielt sich Adolf Lenk für einen lupenreinen Nationalsozialisten. Er stellte sich die Aufgabe, den Geist der Frühzeit-Partei als Aussenseiter zu bewahren. Er sammelte die Anschriften der Uralt-Parteigenossen, führte Karteikarten über Parteigrößen und seine jugendlichen Marschierer, schrieb Briefe nach allen Seiten. Er fühlte sich als der geheime Anführer der Besten und war überzeugt, dass man ihn eines Tages rufen würde. Doch er wartete vergebens. Als dann am 30. Januar 1933 Hitler als Kanzler berufen wurde und der Rundfunk darüber bis Mitternacht berichtete, sassen bei Lenk 16 Gesinnungsgenossen vor einem Lautsprecher und jubelten. Ein Reporter nannte die Namen von Begleitern des neuen Kanzlers. Einige kannte Lenk, und er stellte sich vor, dass er es eigentlich verdient hätte, jetzt in der Reichskanzlei in Berlin dabeizusein.

Zwei Tage später tippte er einen Brief an den Hitler-Begleiter, mit dem er sich durch einige gemeinsame Schlägereien verbunden fühlte. «Lieber Kamerad Schaub», begann er. Der Adressat war ein Hitler-Adjutant seit vielen Jahren, ein Treuer, weil er wenig dachte, immer mürrisch und unzugänglich, ein mitleidsloser Draufgänger, wenn jemand eine Hitler-Versammlung störte, und einer der engsten Vertrauten des neuen Kanzlers. Lenk versuchte, ihn mit Jammern zu rühren. «Du bist heute in geordneten Verhältnissen (...). Bei mir sind furchtbare Sorgen.» Die Kunden seines Ladengeschäfts habe er eingebüsst, «weil ich Nationalsozialist bin». Er bat um Schaub's Fürsprache, «dass ich irgendwo unterkommen und meiner Familie Geld heimbringen kann». Den gleichen Wunsch hatten in jenen Tagen Millionen Arbeitslose.

Die siegestrunkene Partei zeigte sich gnädig. Sie nahm

Lenk wieder auf, auch bei der SA durfte er wieder marschieren. Sie liess ihn zum Hilfspolizisten schulen, weil noch viele Gegner zu überwachen, zu verhaften und hinter Stacheldraht einzusperren waren. In einem umfangreichen Fragebogen der Partei bezeichnete sich der jetzt Dreissigjährige rückblickend als «Reichsführer der Nat. Soz. Jugend u. des Nat. Soz. Jungsturms Adolf Hitler». Die Reichsorganisationsleitung stellte ihn als Bürokrant ein, in der SA stieg er bis zum Obertruppführer auf, vergleichbar etwa einem Feldwebel bei der Wehrmacht. Er wurde 1939 Soldat in einer Nachrichtenkompanie der Luftwaffe und rasch zum Gefreiten befördert. Doch sein Ehrgeiz strebte nach Höherem. Damit seine Kameraden und auch die Unteroffiziere begriffen, wen sie vor sich hatten, erzählte er ihnen Erlebtes und Gehörtes aus der Parteilgeschichte, und wenn ihm am Kommissbetrieb etwas missfiel, drohte er mit einer Meldung ins Braune Haus der NSDAP-Reichsführung in München. Um die Flunkereien glaubhaft und die Drohungen wirksam zu machen, schmückte er seine Wehrmachtsuniform mit dem roten Bändchen des sogenannten Blutordens der NSDAP, mit dem die Partei die Teilnehmer am Münchener Putsch auszeichnete. Er war leer ausgegangen, obwohl er seine Teilnahme am Marsch zur Feldherrnhalle glaubhaft gemacht hatte. Als den Vorgesetzten in der Luftwaffenkompanie die Aufsässigkeit des Gefreiten Lenk lästig wurde, stellten sie fest, dass er hochgestapelt hatte. Ein in München tagendes Feldgericht verurteilte ihn am 3. August zu drei Wochen Gefängnis, weil er gegen das Gesetz über Titel, Orden und Ehrenzeichen verstossen hatte.

Das Urteil des Feldgerichts ging auch an die Reichsleitung der NSDAP, und von ihr bekam es der Delinquent knüppeldick. Wiederum stiessen ihn Partei und SA mit Schimpf und

Schande aus, und er verlor seinen Arbeitsplatz bei der Reichsorganisationsleitung. Die Gestapo hielt bei ihm Hausdurchsuchung und entdeckte, dass er einen Stoss Briefbogen der Reichsleitung besass. Etliche davon hatte er verwendet, um früheren Mitgliedern des «Jungsturms» bei der Wehrmacht Kurzurlaub zu verschaffen. Andere hatte er benutzt, um sich und ehemaligen Kameraden eine Einladung zu den Opel-Werken nach Rüsselsheim und Wiesbaden zu verschaffen, wo sie sich als Nationalsozialisten der ersten Stunde bewirten liessen. Auch Spenden hatte er für seinen angeblichen Club der Ehemaligen kassiert. Allein schon deswegen hielt ihn der Reichsschatzmeister der NSDAP Xaver Schwarz für «gemeingefährlich für den Führer und die Partei». Er liess ihn am 2. August, noch ehe ihn das Feldgericht verurteilt hatte, in Schutzhaft nehmen. In einem Brief an Heinrich Himmler, den Chef der Deutschen Polizei, schrieb Schwarz, er «würde es für äusserst bedenklich halten, wenn die über Lenk verhängte Schutzhaft in absehbarer Zeit aufgehoben würde. Ich halte es im Gegenteil für dringend erforderlich, dass Lenk alsbald in ein Konzentrationslager verbracht wird.»

Himmler nahm den Fall offensichtlich weniger ernst; nach wenigen Wochen war Lenk wieder in München. Wieder schrieb er herzerweichende Bittbriefe, diesmal an Schwarz, in denen er beteuerte, dass er bereue und allen Sünden abgeschworen habe. Im Dezember 1942 liess ihn «das bevorstehende Weihnachtsfest (...) hoffen, dass meine Bitte durch Sie (...) Erfüllung finden wird. Ich würde es als meine grösste Freude empfinden, am Weihnachtsabend wieder meine alten Pflichten und Rechte als Parteimitglied zu besitzen.» Doch der Reichsschatzmeister war gegen Gefühlsregungen gewappnet. Seine Absagen liess er von nun an durch seinen Beauftragten für Rechtsangelegenheiten schreiben. So am

20. Februar 1943: «Ich ersuche Sie daher, von weiteren Eingaben abzusehen.» Wenn Lenk sich daran gehalten hat, konnte es nur sein Vorteil gewesen sein; drei Wochen zuvor hatte die 6. Armee in Stalingrad kapituliert, und zwei Tage zuvor hatte der Reichspropagandaminister Goebbels im Berliner Sportpalast den totalen Krieg ausgerufen. Das Ende des Dritten Reiches zeichnete sich ab, und wenn es erst eintreten würde, müsste ein Mitgliedsausweis der NSDAP zur Belastung werden.

Gestalten von der Art Lenks hat die Partei in ihrer Frühzeit in grosser Zahl angezogen. Sie wurden von der Führung in Kenntnis ihrer Schwächen benutzt und wegen Fehlritten wieder in dem Mass abgestossen, wie die Partei salonfähig wurde. Als Lenk im Mai 1925 zum erstenmal Amt und Parteibuch abgeben musste, hatte Hitler den Nachfolger schon in der Hinterhand – und wie es seine Art war, spielte er gleich mit zweien, damit sie miteinander konkurrierten. In Plauen im sächsischen Vogtland hatte 1923 der damals 19jährige Jurastudent Kurt Gruber eine Jugendgruppe der NSDAP um sich versammelt. Damit sie nach dem Putschversuch dem Sog des Partei Verbots entging, nannte er sie «Grossdeutsche Jugendbewegung». Für Bayerns Polizei war sie zwanzig Kilometer jenseits der Landesgrenze unerreichbar und infolge der lähmenden Streitigkeiten unter den führenden Nationalsozialisten ihr eigener Herr, unabhängig von München.

Sie blieb es auch, nachdem die Partei wiedergegründet wurde. Bis 1926 sammelte Gruber in Sachsen, Thüringen und in preussischen Provinzen nach eigenen Angaben etwa 60'000 Jungen und Mädels unter Hakenkreuzfahnen. Er hatte Zeit genug, einen so grossen Bund zu führen, weil ihn das Land Sachsen aus dem Staatsdienst als Gerichtsreferendar ent-

liess, nachdem gegen ihn wegen des Vergehens gegen das Republiksschutzgesetz ermittelt wurde. Er gründete daraufhin einen Jugendverlag, verdiente damit Geld und steckte es weitgehend in seine Jugendbewegung. Zusätzlich wurde sie vom sächsischen Gauleiter Martin Mutschmann unterstützt, der als Textilindustrieller den Jugendbund mit Spenden finanzierte. Aus München bekam Gruber keine Mark, und deshalb liess er sich von dort wenig reinreden. Hatte Hitler die offizielle Anerkennung Lenks vermieden, weil der ein schwacher Redner, intellektuell einfach gestrickt und unzuverlässig war, so verweigerte er sie vorläufig Gruber, weil der junge Mann in Plauen zu selbständig agierte und weil seine Mannschaft es mit dem Sozialismus ernster nahm als die Parteiführung.

Um Gruber zu ducken, gab Hitler bekannt, in Süddeutschland sei auch die «Schill-Jugend» als NS-Jugendorganisation zugelassen. Ihr Anführer war der ehemalige Freikorpsführer und Oberleutnant a.D. Gerhard Rossbach, ein Berufsputschist. Er hatte zeitweise eine Truppe geführt, die sich als «schwarze Reichswehr» vor alliierten Abrüstungskontrollleuten auf mecklenburgischen Gütern versteckt hielt und schwatzhafte Kameraden durch Fememorde zum Schweigen brachte. Hitlers Doppelzüngigkeit war typisch für seine Taktik. Damit spornte er Rivalen an und hielt sie zugleich in Schach; er entschied, wem die Gnadensonne leuchtete. Doch diesmal war der Konkurrenzkampf schnell entschieden. An die Spitze der «Schill-Jugend» stellte Rossbach seinen engen Freund Edmund Heines, Leutnant a. D., dekoriertes Frontkämpfer und ein Kerl wie ein Baum. Als Kraftmeier imponierte er zwar jedem Jungen, aber alle Welt wusste, dass er homosexuell war. Das stiess viele Eltern ab, wenn ihre Söhne der «Schill-Jugend» beitreten wollten. Sie bestand zudem fast ausschliesslich aus Söhnen begüterter Kreise des deutschna-

tionalen Lagers, die Bedarf hatten an patriotischen Emotionen. Junge Menschen aus kleinbürgerlichen Verhältnissen oder gar aus der Arbeiterschaft fühlten sich in dieser Gesellschaft fehl am Platz.

Anders in der «Grossdeutschen Jugendbewegung» Grubers. In ihr marschierten zahlreiche Lehrlinge und Jungarbeiter aus Textil- und Metallbetrieben. Auf dem Weimarer Reichsparteitag 1926 zog Hitler Bilanz und erlaubte, dass Grubers Scharen sich fortan Hitler-Jugend nannten und dass ihr Anführer sich den Titel des Reichsführers der HJ zulegte. Heines gab das Rennen auf. Er ging als Reichsredner auf Tournee durch Deutschland, bekam Zulauf, weil er als Feme-mörder angekündigt wurde, und erhielt schliesslich sein Auskommen bei der SA, die ihm, nachdem sie von ihrem Stabschef Ernst Röhm, Hauptmann a.D., gelenkt wurde, eine Heimstatt bot. Bei der Machtergreifung befahl er in Breslau die schlesische SA. Er terrorisierte politische Gegner, gebärdete sich als Grenzwächter gegen Polen und wurde durch Alkoholorgien und homosexuelle Günstlingswirtschaft zu einer ständigen Quelle von Skandalen. Hitler liess ihn ebenso wie den Stabschef Ernst Röhm am 30. Juni 1934 ermorden und behauptete in seiner Rechtfertigungsrede, er habe Heines in Bad Wiessee mit einem jungen Geliebten in einem Hotelbett überrascht.

Lenk, Heines und Gruber werden in Schirachs Memoiren nicht erwähnt. Kein Wort findet man darin auch über die erste Reichsführertagung der Hitler-Jugend im Dezember 1926 in Weimar. Dem 19jährigen Primaner und SA-Mann Baldur kann sie unmöglich entgangen sein, auch wenn er sich gerade auf das Abitur vorbereitete. Er lebte jetzt im Elternhaus und besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt. Der Tradition wegen legte er später die Führertagungen in die



thüringische Gauhauptstadt, aber es passte ihm sichtlich nicht in den Kram, dass es auch ohne ihn schon eine starke Hitlerjugend gegeben hatte – mit achtzig Einheiten, wie ihr Reichsführer Gruber behauptete. Ein Bericht des staatlichen Reichskommissars für die Überwachung der öffentlichen Ordnung vom Herbst 1927 erwähnte, dass zu der Führertagung in Weimar «sich 55 Vertreter eingefunden hatten (...). Die Hitler-Jugend untersteht der Oberleitung des Obersten Schutzabteilungsführers.» Das war in jenen Tagen der SA-Chef, Hauptmann a. D. und Freikorpsführer a. D. Franz Pfeffer von Salomon. Weiter heisst es in dem Bericht: «Die Mitglieder der Hitler-Jugend stehen in enger Verbindung mit der örtlichen Leitung der nationalsozialistischen Sturmabteilungen.» Unter dem Schirm der SA konnte die HJ ihre von Lenk und Gruber geförderten sozialistischen Ideen weiterpflegen, obwohl manche Parteigrösse darin linke Ketzereien sah.

Als Schirach sich für das Sommersemester 1927 an der Münchener Universität für Anglistik, Germanistik und Psychologie einschrieb, meldete er sich auch in der Reichsgeschäftsstelle der NSDAP. Sie war in einem früheren Filmmaterial untergebracht, der Fotograf Heinrich Hoffmann hatte dort Krimis für Vorstadtkinos gedreht. Baldur schloss sich auch gleich der nationalsozialistischen Hochschulgruppe an. Es war ein kleines Häuflein, das in brauner Kletterweste, Breeches und Rohrstiefeln zu den Vorlesungen kam und mit dem Parteiabzeichen an der Brust wenig werbewirksam blieb. Mittags beim Stehkonvent im Lichthof der Universität verschwand es völlig zwischen den farbigen Mützen.

Im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess erzählte Schirach am 23. Mai 1946 als Zeuge in eigener Sache, er habe sich in München zunächst «nicht um die Partei gekümmert» und «durchaus nicht die Absicht gehabt, Politiker zu werden».

Das passt kaum zu dem Enthusiasmus, mit dem er in Weimar der Partei gedient hatte. Eher darf man annehmen, dass er in der Hauptstadt der Bewegung (wie München im Dritten Reich genannt wurde) nicht gleich Anschluss an die Parteiprominenz gefunden hat. In Weimar hatte der Sohn aus stadtbekannter Familie als Paradedepfend gedient. In München war er zunächst ein Niemand. Mit der Führung des örtlichen Studentenbundes war er bald unzufrieden; ihm passte es nicht, dass sich die NS-Studenten bei jeder Gelegenheit distanzieren von den farbentragenden Verbindungen, den vornehmen Korps, den streitbaren Burschen- und Landsmannschaften. Sie behaupteten, dass sich die farbigen Mützen, das bunte Band über der Brust und der feudale Kommandant aus den Verbindungshäusern schlecht vertrügen mit den Grundsätzen einer Arbeiterpartei.

In diesem Punkt, so erklärte Schirach, lägen die NS-Studenten falsch, denn die Mehrzahl der Korporationsstudenten sei leicht für die NS-Glaubenssätze zu gewinnen. In den Münchener Hochschulgruppen konnte er sich damit nicht durchsetzen. Also musste Hitler ein Machtwort sprechen. Schirach erinnerte sich nur gut: «Kommen Sie zu mir!» hatte ihm jener gesagt. Als er es jetzt versuchte, konnte er in der Reichsgeschäftsstelle nur bis zu Rudolf Hess vordringen. Den kannte er schon aus Weimar, und von ihm erfuhr er nur, Hitler sei schlecht zu erreichen. Als Parteichef sei er viel unterwegs, auch in München habe er viele Verpflichtungen. Einen Termin? Das sei zwecklos, denn Hitler halte Verabredungen nur ein, wenn es ihm passe. Am besten treffe man ihn nachmittags im Café Heck im Hofgarten; dort sitze er meist mit einigen Vertrauten.

Schirach verzichtete. Er wollte ein Gespräch unter vier Augen; es sollte ja niemand im Studentenbund vorzeitig er-

fahren, dass er gegen dessen Führung opponierte. Tatsächlich hätte er in die Kaffeehausrunde gepasst wie die Faust aufs Auge. Zu ihr gehörten so anrühige Figuren wie der raufluftige Bierzapfer und Pferdepfleger Christian Weber, der zu zweifelhaften Geschichten neigende Journalist Hermann Esser, der rauhbeinige Hitler-Chauffeur Julius Schreck und Hitlers Faktotum, der Rabauke Julius Schaub. Es waren fast nur Kämpfer aus der Steinzeit der Partei, und deren Vorsitzender benutzte die Runde, um die Wirkung neuer Einfälle für kommende Reden zu testen und um sich den Parteiklatsch zutragen zu lassen. Schirach lernte diese Männer näher kennen, als sie später Ämter, Würden und Einkünfte sammelten, aber derzeit waren sie für den Studenten aus einer Adelssippe, der in Salons erster Münchener Familien verkehrte und ein vornehmes Appartement bewohnte, nicht der richtige Umgang.

Eines Tages traf Schirach zufällig in der Maximilianstrasse auf den flanierenden und nur von einem Schäferhund begleiteten Hitler. Baldur wurde gleich erkannt, freundlich begrüsst und, als er um ein Gespräch bat, in Hitlers Wohnung mitgenommen, ins erste Stockwerk eines älteren Mietshauses in der Thierschstrasse, nicht weit vom Isarufer. Während sie Tee tranken, berichtete Schirach vom Mauerblümchendasein des Studentenbundes an der Universität. Hitler wollte sich damit abfinden; bei Akademikern rechnete er sich keine grossen Chancen aus. Schirach jedoch meinte, es bedürfe nur eines kräftigen Impulses, der die verschlafene Leitung des Studentenbundes wachrüttelte. Sofern die Agitation auf die Probleme der Jugend und der jungen Akademiker eingehe, seien viele neue Anhänger aus dieser einflussreichen Schicht zu gewinnen. Hitler müsse zu den Studenten in München sprechen.

Er lehnte ab. Studenten seien schwierige Zuhörer, zu kri-

tisch, um in jene Begeisterung zu verfallen, die ihn als Redner ansporne. Eine Versammlung, die in Widersprüchen, Zwischenrufen und am Ende in einem Tumult untergehe, könne er sich nicht mehr leisten. Die Thesen der Partei zielten auf breite Volksschichten. Die Münchener Studenten seien nicht einmal gewillt, in eine Massenversammlung zu kommen. Doch Schirach gab nicht auf. Er schlug vor, eine Studentenversammlung in den grossen Saal des Hofbräuhauses einzuberufen. Skeptisch meinte Hitler, dazu würden bestenfalls Touristen kommen. Schirach bot an, Besucher nur mit Studen-tenausweis einzulassen. Schliesslich versprach Hitler, er werde reden, sofern der Saal mit Studenten gefüllt sei. Er werde sich an diesem Abend in seiner Wohnung bereithalten und erwarte telefonischen Bescheid; klafften Lücken im Saal, müsse Schirach selber reden.

Am Abend des 21. November 1927 konnte Schirach schon eine Stunde vor dem auf acht Uhr festgesetzten Beginn seinem Führer melden, der Saal sei überfüllt. Die meisten Besucher wollten den Mann sehen und hören, von dem man in München soviel Wesen machte. Hitler wusste nicht, wie stark unter den jungen Akademikern politischer Unwille garte. Weil die von den Folgen des Krieges, der Revolution, von Reparationslieferungen und von der Inflation heimgesuchte Volkswirtschaft in immer neue Krisen fiel, sprach man schon von einem akademischen Proletariat, das über kurz oder lang arbeitslos auf der Strasse stehen würde. Viele Mittelstandsfamilien hatten ihre Ersparnisse durch die Geldentwertung eingebüsst; deren Jugend war nun gezwungen, sich die Mittel für die Ausbildung semesterweise als Werkstudenten zu verdienen. In Hörsälen und Instituten mangelte es an Studienplätzen, zugleich drängten aus Polen, Ungarn und kleineren Oststaaten zahlreiche junge Menschen an die deutschen und

österreichischen Universitäten. Deren Heimatstaaten führten einen Numerus clausus ein, mit dem sie in erster Linie Volksdeutsche und deutschsprachige Juden von ihren Hochschulen vertrieben.

Der Konflikt wurde noch verschärft durch einen Streit zwischen dem preussischen Kultusminister Professor Carl H. Becker und der «Deutschen Studentenschaft». Darin waren alle deutschen und österreichischen Hochschüler zwangsvereint. Die letzteren wehrten sich besonders rabiatisch gegen jüdischen Zuzug aus dem Osten. Ihre Korporationen waren schon immer antisemitisch gewesen, und sie verlangten nun, der Anteil der jüdischen Studenten dürfe den Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung nicht übersteigen. Der preussische Kultusminister, mit der grossen Zahl der Universitäten im Land Preussen für etwa die Hälfte aller Hochschulen zwischen Brenner und Belt zuständig, sah sich genötigt, gegen diese Diskriminierung Stellung zu nehmen. Wenn sich die «Deutsche Studentenschaft» nicht von den österreichischen Korporationen trenne, so drohte er, verliere sie in Preussen die staatliche Anerkennung und damit das Recht, Beiträge von jedem Studierenden zu kassieren. Zweifellos würden dann die übrigen Landesregierungen im Reich dem preussischen Beispiel folgen. In dieser Forderung sahen die Studenten, auch soweit sie keine Judengegner waren, einen Angriff auf ihre akademischen Freiheiten.

In kritischen Situationen sind junge Menschen für Proteste jeder Art zu haben, und der Demagoge Hitler nutzte dies in seiner Rede im Hofbräuhaus weidlich. Die Begeisterung der Zuhörer feuerte den Redner an. Mit der Versammlung gelang ihm der Einbruch in die Schicht der jungen Akademiker. Er sah in Schirach, der ihm dazu verholfen hatte, von nun an ein grosses politisches Talent und nahm sich vor, zu gegebener

Zeit auf diesen jungen Mann zurückzugreifen. Der mochte sich zunächst einmal mit den Studenten und deren Sorgen beschäftigen, auf eigene Rechnung sozusagen. Ging dabei politisches Porzellan zu Bruch, dann blieb Schirach dafür verantwortlich, und niemand konnte der NSDAP oder deren Führer die Rechnung präsentieren. Für die Partei war es nur von Vorteil, wenn sie sich so wenig wie möglich festlegte. Deshalb musste es noch offenbleiben, wie radikal der Nationalsozialismus die kapitalistische Gesellschaftsordnung verändern wollte. Noch lagen sich in einem heimlichen Grabenkampf innerhalb der Partei die Brüder Otto und Gregor Strasser, von links kommend, und eine Phalanx der Münchener Reichsleitung als Stosstrupp der Rechten kampfbereit gegenüber.

Stets gehörte es zu Hitlers Taktik, internes Gezänk in der Partei weiterbrodeln zu lassen, ja, es sogar gelegentlich zu schüren. Damit vermied er, Mitkämpfer und Sympathisanten vorzeitig vor den Kopf zu stossen. Er konnte in Ruhe abwarten, wer aus den Fehden als angeschlagener Sieger hervorgehen würde, bedürftig einer Absolution unvermeidlicher Sünden und begierig nach Anerkennung. Deshalb hatte er sich bisher studentischen Querelen ferngehalten. Der zahlenmässig schwache Bund wurde geleitet von Wilhelm Tempel, linkslastig und darin von der Mehrheit der Mitglieder unterstützt. Ihn und den Einfluss seiner Organisation zu stärken schien Hitler zum gegenwärtigen Zeitpunkt unzweckmässig, damit würde nur die Strasser-Richtung in der Partei an Gewicht gewinnen. Die Brüder waren gerade dabei, sich mit ihrem Anhang in West- und Norddeutschland eine Hausmacht aufzubauen.

Ob Schirach diese Konstellation kannte? Er wollte in erster Linie den Studentenbund stärken. Deshalb schlug er seinen

Kommilitonen vor, Gesinnungsfreunde aus den Reihen der farbentragenden Korporationen zu werben. Deren Mitglieder galten Tempel jedoch als Stützen bürgerlicher Klassenherrschaft, mit denen zu paktieren für einen nationalen Sozialisten einen Verrat am revolutionären Parteiprogramm darstellte. Gestützt auf die Ansicht der Bundesführung, lehnten die Münchener Schirachs Vorschlag ab. Daraufhin schlug er vor, man möge doch eine Entscheidung in dieser Sache von der obersten Autorität einholen. Er machte sich anheischig, Hitlers Stellungnahme zu besorgen.

Es traf sich günstig, dass er in jenen Tagen, Anfang Februar 1928, wieder einmal in den Salon der Ehefrau des Verlegers Bruckmann eingeladen war, die sowohl eine Bekannte seiner Eltern als auch eine Anhängerin Hitlers war. Ihn traf er an diesem Abend und trug ihm seinen Plan vor. Jahrzehnte später hat Schirach dieses Gespräch so geschildert: «Hitler blieb skeptisch. Er sagte: ‚Machen Sie mir doch nichts vor, Schirach. Niemals werden diese Studenten auf ihren bunten Wicks, auf Kommers und Mensur verzichten und dafür das Braunhemd anziehen.‘ ‚Sollen sie auch gar nichts erwiderte ich. ‚Sie können ihren Klimbim ruhig behalten. Hauptsache, sie wählen nationalsozialistische« Offenbleiben muss, ob Schirach nicht damals bereits mutmasste, der künftige NS-Staat werde ihnen den Klimbim ohnehin wegnehmen. Von Hitler bekam er eine Zusage, er werde am 19. Februar im Hotel «Sachsenhof» in Leipzig, bei der nächsten Führertagung des NS-Studentenbundes, zu diesem Thema sprechen.

Wilhelm Tempel hatte den Bund vor Jahr und Tag gegründet. Ausser der Legitimation, dass er in Hitlers Auftrag handle, bekam er aus München keine Hilfe. Bürobetrieb, Druckkosten finanzierte er mit Spenden. Der Reichsschatzmeister der NSDAP verwies bei Hilferufen auf den Idealismus, den die

Nationalsozialisten dem Vaterland und der Partei schuldeten. Tempel investierte viel Geld und viel Zeit in den Studentenbund; er kam deshalb mit seinem Studium nur langsam voran. Das wusste Schirach, als er nach Leipzig reiste, und er war auch sicher, dass man dort seinen Vorschlag ablehnen würde. Er trug seine Idee trotzdem vor: Zusammenarbeit mit den Korporationen. Er liess sich deswegen attackieren, und er freute sich sogar, als Tempel ihn engagiert angriff.

Erst in den letzten Stunden der viertägigen Zusammenkunft stellte es sich heraus, dass der Studentenfürher Tempel in ein offenes Messer gelaufen war. Hitler traf ein, sprach und verkündete, von nun an seien die farbentragenden und die Waffenstudenten die natürlichen Verbündeten der Nationalsozialisten. Widerspruchslos beugten sich die Abgesandten der Hochschulgruppen seiner Autorität. Mit einem Schlag war nun Schirach der Kamerad mit dem besseren Weitblick. Noch auf der Heimfahrt im Schnellzug baten ihn die Vertreter der Münchener Gruppe, er möge von nun an die örtliche Führung übernehmen.

Tempel liess sich mit seinem unvermeidlich gewordenen Rücktritt Zeit, bis er ihn damit begründen konnte, er brauche nun jede Stunde, um sich auf das Assessorexamen vorzubereiten. Hitler entschied: «Schirach ist der Nachfolger!» Rudolf Hess, in der Partei damals schon zuständig für Personalfragen, war damit nicht einverstanden. Er fragte per Rundschreiben alle Hochschulgruppen, wen sie sich als Reichsführer wünschten. Sie plädierten zumeist für jenen jungen Mann, den Hitler in Leipzig unverkennbar favorisiert hatte. Noch Jahrzehnte später freute er sich darüber: «Das war das erste und einzige Mal, dass ein Nationalsozialist durch eine Wahl in die Parteileitung kam.»

Endlich hatte er ein Amt in der oberen Etage. Wie heiss er



sich danach gesehnt hatte, verraten die Memoiren seines Parteigenossen Ernst Hanfstaengl, Mitglied einer angesehenen Münchener Sippe, der es sich leisten konnte, ehrenhalber als Auslandspressechef der NSDAP, als Hitlers virtuoser Stimmungspianist und als Dolmetscher bei dessen Interviews mit englischsprechenden Journalisten aufzutreten. Hanfstaengl war zu dieser Würde gekommen, weil er lange in den USA gelebt hatte. Er behauptet, der junge Schirach habe ihn mehrfach bedrängt, man möge auch ihn dolmetschen lassen, denn er vertrete eine einflussreiche Sippe in Amerika, und seine Eltern hätten mit ihm lange nur englisch gesprochen. Seit er Reichsstudentenführer war, hatte er das nicht mehr nötig.

Schirachs Eltern waren der Meinung, der bargeldlose Arbeitgeber NSDAP könne ihrem Sohn keine Dauerexistenz bieten. Sie schickten ihn während der Sommerferien 1928 für etliche Wochen über den grossen Teich zur reichen Verwandtschaft. Tonangebend war in der Sippe ein Onkel, Chef eines Bankhauses. Im New Yorker Stadtteil Manhattan bewohnte er auf einem Wolkenkratzer ein Penthouse. Er bot dem Nefen einen Arbeitsplatz in der Bank an und schilderte ihm, welche Karriere ihm im Zentrum der Hochfinanz offenstehe. Doch der 21jährige Jüngling liess sich – so schilderte er seinen Entschluss – durch die Aussicht auf Reichtum nicht von seiner Treue zum Vaterland und zu Adolf Hitler abbringen; er wusste, wo er gebraucht würde.

In NS-Kreisen hörte man solche Argumente häufig. Ihr Sendungsbewusstsein verhinderte, dass sie sich selbstkritisch prüften, wie weit sie darauf spekulierten, in einem mächtig und reich gewordenen Deutschland persönlich Macht und Reichtum zu gewinnen. Sie hielten sich für Idealisten, aber das hinderte sie nicht, jetzt schon unter internen Streitigkei-

ten nach Positionen Ausschau zu halten und darum zu kämpfen, weil man sich bekanntlich durch rechtzeitiges Erscheinen einen guten Platz sichern kann.

Im November 1928 stürzte sich der Heimkehrer aus den USA in seinen ersten grossen Wahlkampf. Es waren die Ausschüsse der studentischen Selbstverwaltung an Universitäten und Hochschulen neu zu wählen, und er hatte Hitler bereden können, in Erlangen als Redner in einer Studentenversammlung aufzutreten. Dort und anderswo stellte sich auch Schirach aufs Podium. Geschickt ahmte er sein grosses Vorbild nach und fand, hingerissen von wachsender Siegeszuversicht, prägnante und gelegentlich auch poetisierende Formulierungen. Als Hitler ihn dafür lobte, meinte er besorgt, sein Studium komme bei solcher Beanspruchung kaum voran. Des Führers Antwort klang vielversprechend: «Sie studieren bei mir!» Das war die Verheissung einer Karriere.

Jahrzehnte nach dem Selbstmord dieses Lehrers behauptete der Schüler, Hitler habe sich vor jugendlichen Massen unsicher gefühlt. Schirach habe ihn beraten müssen, wie die Reden aufzubauen seien. Mit einleitenden Sätzen habe er den Führer in die richtige Stimmung versetzt. Den Ritus solcher Veranstaltungen beherrschte der neue Reichsstudienführer der NSDAP bereits seit Knappenschaftszeiten; vom Gruss mit Hackengeklapper und Strammstehen bis zur abschliessenden Aufforderung, gemeinsam Hymnen zu singen. Da er, rundlich und pausbäckig, unziemlich jugendlich wirkte, stärkte es optisch seine Autorität, dass mit seinem Amt auch der Rang eines SA-Sturmführers verbunden wurde, selbstverständlich ohne eine entsprechende dienstliche Verpflichtung. Die Routine machte seine Reden so wirkungsvoll, dass ihn die Propagandaleitung der Partei bald in die Kategorie der Reichsredner einreichte. Im Juli 1929 wurde ihm die

Ehre zuteil, in Hamburg in einer Massenversammlung zu sprechen, ehe der Hauptredner Dr. Joseph Goebbels den über 5'000 Zuhörern klarmachte, weshalb der Young-Plan zur Tilgung der Reparationsschulden abzulehnen sei: weil er Deutschland auf Jahrzehnte verschulde und die deutschen Menschen dem Elend ausliefere.

Nicht ohne Stolz erzählte der gealterte Schirach, Goebbels habe ihm nach der Rede gratuliert, und als er dann nach München zurückgekehrt sei, habe er zu seiner Überraschung seinen Namen auf jenen riesengrossen knallroten Plakaten gelesen, mit denen die NS-Propagandisten Versammlungen anzukündigen pflegten. Zusammen mit oratorischen Stars der Partei sollte nun auch er gegen die «Young-Sklaverei» sprechen und seinen Zuhörern begreiflich machen, dass sie sich und ihre Nachkommen über Jahrzehnte hinweg an die Siegermächte verkauften, wenn der Vertrag von der Reichsregierung unterschrieben werde. Bei Heinrich Himmler, dem damaligen Reichspropagandaleiter der Partei, schlug er vor, man möge ihn von dieser Liste streichen, denn so gut könne er nicht reden. Doch der sagte: «Goebbels ist anderer Meinung und hat das auch dem Führer am Telefon gesagt. Sie sind jetzt oben, Parteigenosse von Schirach!» Nach welchen Kriterien der Berliner Demagoge sein Lob verteilte, konnte Schirach dessen Geständnis entnehmen, zum Young-Plan habe er nur die Überschriften der Tageszeitungen gelesen. «Das hat dann ja auch genügt», hatte Goebbels hinzugefügt.

## Mit dem Heiligenschein des Märtyrers

Der Protest gegen den Young-Plan passte insofern zu Schirachs Überzeugung, als damit die NSDAP enger mit der nationalistischen Rechten verbunden wurde. Die farblich bemalten Studenten gewannen durch die gemeinsame Propaganda die Überzeugung, die Kommilitonen im Braunhemd seien Pseudo-Sozialisten und hätten zum Stimmenfang ihrer Uniformfarbe etwas Rot beigemischt. Die Deutschnationale Volkspartei unter ihrem Vorsitzenden, dem Geheimrat Alfred Hugenberg, der «Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten» mit seinem Führerkorps aus kaisertreuen Offizieren a.D., dazu noch etliche kleinere Gruppen unter schwarz-weiß-roten Fahnen waren nun die Bundesgenossen der Nationalsozialisten in einem «Reichsausschuss für das deutsche Volksbegehren gegen den Young-Plan». Dessen Trommelfeuer, gemischt aus Reden, Plakaten, Filmen, Aufmärschen mit Blasmusik, war im ersten Anlauf erfolgreich: Mehr als zehn Prozent der Wahlberechtigten des Reiches trugen sich in die Protestlisten ein, so dass gemäss der Weimarer Verfassung im Dezember 1929 in einem Volksentscheid per Stimmzettel über den Young-Plan abgestimmt werden musste. Doch dabei zeigte es sich, dass die Mehrheit der Deutschen gewillt war, sich dem Schuldentilgungsplan zu unterwerfen.

Diese Aktion, dazu die vorangegangenen Landtagswahlen in Baden, Thüringen, zugleich mit den Wahlen zu den Studentenvertretungen an den Hochschulen gaben dem Politprediger Schirach während des Jahres 1929 hinreichend Gelegenheit, sich in seinem Beruf zu vervollkommen. Routiniert

pries er an wechselnden Schauplätzen Hitlers politische Rezepte – mit welchem persönlichen Erfolg, lässt sich kaum mehr feststellen, denn überall im Reich wurde das Hakenkreuz vom Aufwind hochgetragen. In Thüringen, Schirachs Heimat, besetzte die NSDAP sogar einen Ministerposten. Noch eindrucksvoller war der Aufstieg des NS-Studentenbundes: In Erlangen gewann er bei den Wahlen zum AStA (Allgemeiner Studentenausschuss) ein Drittel aller Stimmen, in Greifswald und Würzburg ein Fünftel, und fast überall stellte er die stärkste Fraktion. Ein Viertel aller Studenten wählte nationalsozialistisch.

Der Autodidakt Hitler hatte bis dahin Studierende und Studierende geringgeschätzt. Der Egozentriker hielt sich selbst für das beste Modell eines Deutschen. Doch nun ging ihm auf, dass unter den von ihm wenig beachteten Intellektuellen viele und vor allem junge Menschen waren, die das «System» (wie er die Demokratie von Weimar nannte) eines Tages von innen heraus zersetzen konnten. Den momentan Regierenden waren sie spinnefeind – und zwar allen Parteien von den Sozialdemokraten bis zu den Geldsäcken der nationalliberalen Deutschen Volkspartei. Die jungen Leute fürchteten, dass diese Politiker sie um ihre Zukunft brachten. Sie bildeten an den Hochschulen Gruppen von Protestierenden; geladen mit revolutionärer Energie, wurden sie eine leichte Beute der NS-Propaganda. Sie traf man später vorwiegend in der SS, weil sie glaubten, dort stehe die Elite der Nation. Etliche Führer von Himmlers SD und seinen Einsatzkommandos kamen aus diesen Gruppen.

Im «Akademischen Beobachter», Schirachs Hauspostille, leitartikelte er damals: «Diese gewaltigen Erfolge (bei den Wahlen; Anm. d. Verf.) zeigen von Neuem, wie sehr der Student seiner Zeit vorausseilt. Wir sind uns dieser geschichtli-

chen Sendung bewusst.» Den jetzigen Machthabern bleibe «nichts anderes mehr übrig, als das Unabänderliche mit Geduld zu ertragen, bis die legale Ablösung kommt». Diese Prophezeiung kam zu früh. Ehe die Nationalsozialisten nach der Staatsmacht greifen konnten, mussten sie erst die Gegensätze in ihren eigenen Reihen bereinigen. Die Synthese von Nationalismus und Sozialismus war nur verbal geglückt, im Titel der Partei, und nun machte ihr rasches Wachstum eine Entscheidung dringlich. Es musste endlich gesagt werden, wie der Hitlersche Sozialismus einmal aussehen würde.

Von dem professionellen Vabanquespieler, dem Parteichef, war eine Stellungnahme erst zu erwarten, wenn er nicht mehr ausweichen konnte. Nichts war ihm mehr zuwider, als sich durch programmatische Äusserungen festzulegen. War er jedoch dazu gezwungen, dann verliess er sich auf das kurze Gedächtnis der Massen. Brachte er erst neue Parolen, würden sie die alten vergessen. In jenen Tagen hielt ihm Schirach die links orientierten Mitglieder des Studentenbundes mit ihren schwärmerisch-tiefsinnigen Sprüchen vom Halse. Unruhe in der Partei stiftete, ausser den Strasser-Brüdern und ihrem Anhang unter den Gauleitern, vor allem die SA. Sie warf der Parteileitung vor, sie verrate durch ihr Bündnis mit der deutschnationalen Reaktion die deutsche Revolution, und schon seien NS-Bonzen bereit, sich's in den Ministersesseln der Landesregierungen bürgerlich bequem zu machen. Die Drohung ging um, die SA sei nicht gewillt, die Bonzen des Systems aus den Ämtern zu jagen, damit die Bonzen im Braunhemd aus der Politischen Organisation (PO) der Partei dort Platz nehmen könnten. PO, das hiess in der SA P-Null.

In grossen Städten trat dieser Gegensatz deutlich zutage; dort war wirtschaftliche Not zusammengeballt, dort waren die sozialen Gegensätze gross, dort erschien der Umschwung

unumgänglich. Viele junge Männer der SA waren arbeitslos. Viele hatten gerade noch ihre Lehrzeit beenden können, ehe sie wegen Arbeitsmangels entlassen wurden. Häufig hatten Betriebe zugemacht. Soweit diese jungen Menschen nicht besonders bedürftig waren, zahlte ihnen das Arbeitsamt pro Woche wenig mehr als fünf Mark, und dafür mussten sie sich mindestens an zwei Wochentagen in die Warteschlangen vor den Schaltern des Arbeitsamtes einreihen. Wenn sie nach Stunden des Wartens (sie hatten ja unbegrenzt Zeit) ihren Ausweis, ein Stück gelblichen Karton, durch ein winziges Fensterchen reichten, bekamen sie darauf einen Stempel, der bewies, dass sie nach Arbeit gefragt hatten. Den Beamten hinter dem Fenster sahen sie nie, und er sprach auch nie ein Wort. Nach Arbeit zu fragen war sinnlos.

Diesen jungen Menschen gewährte die SA in eigens geschaffenen Lokalen eine primitive Zuflucht, bot Kameradschaft, Hilfe und eine Aufgabe. In stillgelegten Werkstätten wurden Pritschen mit Strohsäcken aufgestellt für die Obdachlosen, in provisorischen Küchen Eintopfgerichte ausgegeben, auf Tischen und Bänken einer Tagesstätte konnten Karten gespielt oder auch politische Lehrstunden abgehalten werden. Die dort Hausenden waren gleichzeitig Alarmkommandos für die häufigen Auseinandersetzungen mit politischen Gegnern – zumeist war es die Antifaschistische Aktion der Kommunisten oder das Reichsbanner der demokratischen Linken. Die SA-Männer überfielen und wurden überfallen; sie trugen dabei ihre Haut zu Markte; viele wurden verletzt, und es verging kaum eine Woche, in der nicht einer begraben werden musste. Die Funktionäre der PO, zuständig für die politische Propaganda in Wohnblocks oder in Strassenzügen, kamen meist aus dem kleinbürgerlichen Mittelstand und waren von der Not nicht so direkt betroffen. Sie

hatten bei einer Revolution mehr zu verlieren als nur ihr Leben.

Der Reichsstudentenführer hatte während jener Monate persönliche SA-Sorgen. Es ging dabei um einen einzelnen SA-Mann, um seinen Freund Hans Donndorf. Es hatte damit begonnen, dass Baldur über Weihnachten und Neujahr 1929/30 ins Elternhaus zurückgekehrt war und dass er sich während der Feiertage im Kreis seiner Jugendgefährten vergnügte. Auch Donndorf, der treue SA-Mann, war dabei und ebenso dessen heissgeliebte Freundin Elfriede M. Schirach passte die Liebschaft nicht, angeblich – so zu Doktor Ziegler –, weil das Mädchen für seinen Freund zu leichtlebig sei. Das hinderte ihn jedoch nicht daran, das Mädchen gelegentlich zu küssen, und nach einer alkoholischen Silvesterfeier stieg er zu ihr ins Bett.

Als Donndorf davon erfuhr, mutmasste er, Freund Baldur habe den Schwips des Mädchens ausgenutzt, um mit mehr oder weniger sanfter Gewalt das zu bekommen, was ihm die Freundestreue eigentlich hätte verwehren müssen. Er fühlte sich zutiefst gekränkt und schickte Baldur sämtliche Briefe, die er bisher erhalten hatte, und dessen Fotos zurück. Schirachs Antwort war nicht gerade von Zartgefühl diktiert. Donndorf, so schrieb er, sei wohl «erzürnt, weil das kleine Mädchen, das Du als Madonna verehrt hast, eine höchst gewöhnliche kleine Katze ist (...). Für mich ist das kleine Mädchen (ich habe sogar den Namen vergessen) eine amüsante Nichtigkeit. Auch für Dich hoffe ich, dass Du so reif werden mögest, dass Du eines Tages über die ganze Angelegenheit so herzlich lachen kannst wie ich. Du kannst doch einfach dieses Gänschen nicht geliebt haben.»

Jetzt wurde der betrogene Liebhaber erst recht böse. Er schrieb zurück: «Solche Art, sich aus einer Affäre zu drü-



cken (...), verachte ich. Wenn das nationalsozialistisch gehandelt sein soll, dann will ich allerdings keiner sein.» Was geschehen war, «hätte ich bisher nur irgendeinem Judenjüngling zugebraut. Aber ich habe meine Meinung korrigiert.»

Dieser Schimpf machte den banalen Vorgang zur Haupt- und Staatsaktion. Der Reichsstudienführer der NSDAP wurde mit einem Judenjungen verglichen! Jetzt ging es um die Ehre. Wessen Ehre? Der Elfriede M., Donndorfs oder Schirachs? Gegenüber dem Weimarer Freundeskreis rechtfertigte sich Schirach, er habe doch nur seinem besten Freund beweisen wollen, dass dieses Mädchen seiner nicht wert sei, im Grunde hätte er für den Beischlaf dessen Dank verdient.

Damit Schirachs Ehre wiederaufgebügelt würde, schickte er Donndorf eine Forderung auf dreimaligen Kugelwechsel per Pistole auf zwanzig Schritte Distanz. Dem Duell stand allerdings entgegen, dass die NSDAP Ehrenhändel zwischen Parteigenossen verbot. Einer der Kontrahenten, meinte Schirach, müsse deshalb aus der Partei austreten. Ihm sei dies «wegen der im Rahmen der Bewegung innehabenden Stellung» nicht möglich. Also müsse Donndorf die braune Uniform ausziehen. «Eine Weigerung Ihrerseits, dies zu tun, würde gleichbedeutend mit der Nichtannahme der Forderung sein und (Schirach) zur Ergreifung aller ihm angebracht erscheinenden Schritte veranlassen.»

Die aufgeblähte Sprache passte zu den aufgeblähten Ehrbegriffen. Eine fast normale Dreiecksiebelei junger Leute wurde zu einer Sache auf Leben und Tod. Doch alle Beteiligten verdienen mildernde Umstände: Ihre Herkunft, ihre Erziehung und die Idole ihrer Kreise bestimmten ihr Handeln. Sie waren gezwungen, in Heroismus zu machen, auch wenn es sich nicht lohnte. Glücklicherweise machte Donndorf keinerlei Anstalten, auf Schirachs Forderung einzugehen. Der

Reichsstudentenführer griff daraufhin zum grössten Hammer im akademischen Brauchtum, zur «Verrufserklärung». Er veröffentlichte sie in dem von ihm herausgegebenen Mitteilungsblatt des «Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes». Sie lautete: «Gemäss Stück 15 der Ehrenordnung des N.S.D.St.B. machen wir hiermit bekannt, dass Herr Hans Donndorf (folgt Anschrift) keine Satisfaktion erhält und gibt. Herrn Donndorf ist der Zutritt zu unseren Veranstaltungen verboten.»

So wurde der Fall vollends zur Grotteske. Der SA-Mann Donndorf, Angestellter der grossherzoglichen Schatullenverwaltung in Weimar und bar aller akademischen Würden, hätte nie begehrt, Veranstaltungen des Studentenbundes zu besuchen, und der akademische Ehrenkodex mit dem moralischen Zwang zum Zweikampf galt für ihn nicht. Schirach machte viel Lärm um nichts. Doch nun drehte Donndorf den Spiess um. Die laut Ziegler «geradezu ungeheure ehrabschneiderliche Verrufserklärung» gab ihm die Handhabe, beim Parteigericht, dem «Untersuchungs- und Schlichtungsausschuss» der NSDAP, Klage gegen Schirach zu erheben. Sowohl der stellvertretende Gauleiter Ziegler wie auch die thüringische SA-Führung stellten sich hinter Donndorf. Gemeinsam forderten sie, Schirach müsse seine Verrufserklärung öffentlich zurücknehmen. Der Schriftwechsel zog sich bis in die ersten Monate des Jahres 1931 hin, und am Ende musste Schirach nachgeben. Er tat dies «unter der Voraussetzung, dass der SA-Mann Donndorf seinerseits eine schriftliche Erklärung zu meinen Privatakten abgibt». Vierzehn Jahre später würden sich die zerstrittenen Freunde wieder begegnen, und auch diesmal waren die Umstände nicht angenehm für Baldur von Schirach.

Seinem Ansehen bei der Parteiprominenz schadete der

Streit mit einem SA-Mann in jenen Tagen keineswegs. War etwa sein SA-Gegner einer jener Radikalinskis, die zu meiden Schirach schon aufgrund seines Namens und seiner gesellschaftlichen Stellung Ursache hatte? Er besass in der Leopoldstrasse anfänglich eine Zweizimmerwohnung. Später mietete er in der Schellingstrasse eine wesentlich grössere Wohnung, von der er einige Räume an die Reichsstudentenführung untervermietete, nachdem sie ihren Sitz von Leipzig nach München verlegen musste. Die Eltern konnten sein Studium zwar nicht grosszügig finanzieren, aber er brauchte nie Not zu leiden. Dem Autor gegenüber behauptete er, seine Gedichte hätten ihm in jenen Tagen schon dicke Honorare eingetragen, weil kapitalstarke Verleger einige Verse mit tausend Mark vergoldet hätten – und das zu einer Zeit, da die Abgeordneten des Reichstags pro Monat mit 800 Mark honoriert wurden und renommierte Zeitungen ihren Autoren ein Zeilenhonorar von zehn Pfennig bezahlten.

Ihn dürfte es nicht sonderlich aufgeregt haben, als Hitler im Frühjahr 1930 für 1,5 Millionen Mark das Palais Barlow in Münchens feudaler Brienerstrasse als Parteisitz kaufte, indessen SA-Führer aus Berlin und Westdeutschland den Reichsschatzmeister in flehentlichen Briefen um Zuschüsse für ihre Heime baten, aber stets abgewiesen wurden, weil die Kassen leer seien. Hitler brauchte einen «neuen, würdigen Parteisitz», und er berief sich dabei auf die steigenden Mitgliederzahlen; bereits eine Viertelmillion war erreicht. In einem Aufruf, veröffentlicht am 28. Mai 1930 im «Völkischen Beobachter», wurde den Parteigenossen mitgeteilt, die Generalmitgliederversammlung (bestehend aus Hitler und wenigen Jasagern) habe beschlossen, aus Anlass dieses Grunderwerbs von jedem Mitglied «einen ausserordentlichen Beitrag» zu erheben, «dessen Mindesthöhe RM 2,- beträgt, dessen

Grenze nach oben aber nach Ehre und Gewissen dem Vermögen des einzelnen Parteimitglieds anheimgestellt bleibt». Als in der gegnerischen Presse zu lesen stand, der Amateurarchitekt Hitler habe weitere 1,5 Millionen Mark für den Umbau verbraucht, empörte dies auch führende Nationalsozialisten.

Im Vorzimmer zu Hitlers Büro traf Schirach im Sommer 1930 den Obersten SA-Führer Franz Pfeffer von Salomon. Der sagte: «Für diesen Grössenwahn lassen sich meine Männer nicht mehr die Köpfe einschlagen.» Der Reichsstudentenführer im Range eines SA-Sturmführers hatte dazu keine Meinung. Seine Mitglieder waren ausdrücklich von dem Sonderbeitrag befreit. Pfeffer wurde an diesem Tag als erster zu Hitler vorgelassen. Er forderte zur Beruhigung seiner Mannen, auf den Kandidatenlisten zur bevorstehenden Reichstagswahl müsse jeder zweite ein Mitglied der SA sein. Trotz schalldämpfender Tür hörte Schirach, wie sich die beiden Männer im Nebenraum eine Stunde anbrüllten. Anschließend klagte Pfeffer bei Schirach, sein Führer habe der SA nur fünf sichere Plätze zugebilligt. Tatsächlich kamen am 14. September 1930 erheblich mehr SA-Führer zu einem Sessel im Berliner Reichstag, weil die NSDAP mit 107 Abgeordneten unerwartet stark ins Parlament einzog. Der nach Pfeffer ins Allerheiligste des Braunen Hauses gerufene Schirach traf auf einen fast vergnügten Führer, anstandslos und innerhalb einer Minute unterschrieb Hitler ihm eine Kassenanweisung über tausend Mark für eine Druckerrechnung.

Mit Hitlers Genehmigung hatte Schirach durchgesetzt, dass Korporationsstudenten Mitglied im NS-Studentbund werden konnten. Bisher war die Doppelmitgliedschaft verboten gewesen. Solche Neuzugänge stärkten die nationalistischen Tendenzen und schwächten den sozialistischen Einfluss. Dies ermutigte Schirach, in München eine Villa zu mieten. Er

wollte, wie die meisten Korporationen, ein Verbindungshaus bieten. Es fiel grosszügig aus, mit Schlafzimmern, Tagungs- und Gesellschaftsräumen und mit einer kleinen Wohnung für einen Diener, der als Angestellter das Haus in Ordnung halten musste. Diese Herrlichkeit dauerte freilich nur kurz; als die Spender knauserten, musste das Haus bald wieder geräumt werden. Trotzdem sprach es sich in Parteikreisen herum, dass der junge Baldur bevorzugt erwärmt wurde von der Gnadensonne, um die sie alle kreisten. Als er in der Wohnung eines Bekannten zufällig auf den Parteigenossen Martin Bormann traf, derzeit Faktotum in der Gauleitung Thüringen, nutzte dieser die Gunst der Stunde. Weil Gläser mit Wein auf den Tisch kamen, berief sich Bormann darauf, die Männer aus Weimar müssten zusammenstehen, und er bot Schirach das Du an. Er behauptete von nun an, sie seien alte Freunde – was nicht zutraf. Als Angestellter der SA-Hilfskasse biederte sich Bormann in der Folgezeit weiter bei Schirach an, er behielt diese Taktik auch bei, als er in den Stab von Rudolf Hess berufen wurde, denn Schirach war inzwischen Reichsjugendführer geworden und damit in den Rang eines Reichsleiters der Partei aufgestiegen. Erst als Bormann Sekretär des Führers und die graue Eminenz im NS-System geworden war, änderte sich sein Benehmen; nun rächte er sich, weil er einmal um Schirachs Wohlwollen gekatzbuckelt hatte.

Es war Anfang August 1930, als sich Schirach und Pfeffer im Vorzimmer Hitlers begegneten. Seitdem gab es keinen Zweifel mehr, wer von ihnen der Aufsteiger und wer der Absteiger sein würde. Am 13. August reichte der Hauptmann a. D. seinen Abschied als Oberster SA-Führer ein. Hitler reagierte in seiner später üblich werdenden Art: Er selbst übernahm Befugnisse und Titel des Obersten SA-Führers. Als

Pfeffer zwei Wochen später seinem Nachfolger Otto Wagner die Geschäfte übergab, bekam dieser nur noch den Rang eines Stabschefs der SA. Auch er war, wie Pfeffer, aus dem Weltkrieg als Hauptmann entlassen worden, hatte sich aber inzwischen als selbständiger Unternehmer betätigt und dabei die Verbindungen der Partei zu einflussreichen Kreisen der Wirtschaft gepflegt. Sozialistischer Neigungen konnte er nicht verdächtigt werden.

In Berlin wurde die SA erst recht rebellisch, sie bekämpfte die Parteibürokraten und «Sozialverräter» in gewohnter Manier: Ein Rollkommando besuchte die neu eingerichtete Gaugeschäftsstelle, zerhackte die Möbel, vernichtete Akten und Karteikarten und musste schliesslich durch die Polizei aus dem Haus getrieben werden – durch jene Staatsgewalt, die ihr Gauleiter Goebbels täglich in seiner Zeitung und in seinen Reden beschimpfte. Weil Goebbels gerade in Schlesien eine Tournee in Wahlversammlungen absolvierte – als ehemaliger Jesuitenschüler war er in diesem katholischen Gau unentbehrlich –, charterte Hitler ein Flugzeug und stellte sich den Meuterern, geschützt durch eine SS-Eskorte. Er verhies ihnen einen gewaltigen Wahlsieg, sofern sie einlenkten, und tatsächlich sassen kurz danach 107 Braunhemden im Reichstag. Er erhöhte aus dem Stegreif den monatlichen Parteibeitrag um dreissig Pfennig, aber nur für die Nichtmarschierer und «Zivilheinis»; sie mussten von nun an Beiträge an die SA-Hilfskasse zahlen. Damit konnte er seinen Rabauken endlich die Arzt- und Krankenhauskosten garantieren und das Anwaltshonorar und die Gerichtskosten dazu, sofern die Prügelei dienstlicher Art gewesen war. So gelang es Hitler, die Gewitterwolken wieder einmal aufzulösen. Ausserdem bekam die SA ein halbes Jahr später abermals einen neuen Stabschef: Hauptmann a.D. Ernst Röhm, der im Mai 1925

die Führung der SA wegen Differenzen mit Hitler niedergelegt hatte und inzwischen bolivianischer Oberstleutnant geworden war, liess sich nach Deutschland zurückrufen.

Schirach wunderte sich: «Pfeffer hatte sich mit einem ganz kleinen Stab begnügt, und für ihn war nie Geld da. Röhm bekam sofort im Braunen Haus eine ganze Etage. Mit der Reichsbahn fuhr er grundsätzlich nur Erster Klasse. Zwei der grössten Mercedes-Wagen wurden angeschafft, einen für den Stabschef und seinen Adjutanten, den anderen für sein Begleitkommando. Er wohnte nur in den besten Hotels.» Bewundernd vermerkte Schirach, dass die SA durch Röhm besser organisiert, dass ihr Führerkorps umgekrempelt und dass die Uniformen durch neue Rangabzeichen herausgeputzt wurden.

Am 13. Januar 1931, wenige Tage nach dem Amtsantritt Röhm's, weihte Hitler das Braune Haus ein. Dabei führte er die Granden seiner Partei durch die Räume. Zuletzt betraten sie einen kleinen Saal, in dem eine Anzahl Sessel, bezogen mit rotem Leder, einen grossen Tisch umgaben. Hier würden, so verkündete der Hausherr, künftig die Senatoren tagen, die er als seine Ratgeber berufen werde und die nach seinem Tod einen Nachfolger zu wählen hätten. Andachtsvolle Stille täuschte Ergriffenheit vor, aber schon nach wenigen Augenblicken strömten die Gäste gelangweilt zum Buffet im Erdgeschoss. Nur Hitler und zwei seiner Parteigenossen blieben im Raum: Schirach, der jüngste der Funktionäre, und Hermann Esser, der Duzfreund Hitlers aus den Hinterzimmerzeiten der Partei. Am Fenster stehend, mit dem Blick auf die gegenüberliegende päpstliche Nuntiatur habe Hitler seinen Anspruch verkündet – so Schirach –, von Politik mehr zu verstehen als jeder andere Mensch auf Erden. Sofern der Papst in Glaubenssachen unfehlbar sei, könne er dasselbe beanspru-

chen für politische Fragen. Selbst dem gläubigen Jünger Schirach kamen Zweifel, ob er diese Worte seines Führers ernst zu nehmen habe.

Es konnte dem Papst der deutschen Politik nicht entgangen sein, dass er bei seinem Gastspiel in Berlin das Feuer der Rebellion nur zugedeckt hatte. Unter der Asche glomm es weiter, und die Glut erreichte auch den Studentenbund. Zwei ältere Semester, einer davon mit dem Dokortitel, die sich einem 24jährigen nicht weiterhin unterordnen wollten, reisten aus Tübingen und Berlin nach München und drangen zu Hitler vor. Sie forderten Schirachs Sturz, weil er ihrer Meinung nach den jungen Akademikern in der Partei nicht das Gehör verschaffte, das ihnen aufgrund ihrer Intelligenz und ihres Wissens zukomme. Mit diesen Anklagen lösten sie bei Hitler nur wütenden Widerspruch aus. Für ihn traten einmal mehr die Hoffart der Intellektuellen und ihre Unfähigkeit zutage, sich einer Volkspartei einzugliedern. Er drohte, wer nicht mit Schirach zusammenarbeiten wolle, werde aus der Partei ausgeschlossen.

Die Oppositionellen hielten Ausschau nach Bundesgenossen. Da gab es in Berlin den Dr. Otto Strasser, der sich schon im Juli 1930 mit der Parole «Die Sozialisten verlassen die NSDAP» von Hitler getrennt und eine «Kampfgemeinschaft revolutionärer Nationalsozialisten» gegründet hatte. Der Zulauf war bisher gering geblieben; immerhin sympathisierte die d.j. 1.11. mit Otto Strasser. (Wir kommen später auf diese Jugendgruppe zurück.) Da gab es ausserdem noch Gregor Strasser, Apotheker von Beruf, Hitlers heimlicher Rivale in der Partei, mit dem Rang eines Reichsorganisationsleiters, der etliche der alten Gauleiter hinter sich hatte. Man erzählte sich auch, dass einige hohe SA-Führer nur darauf warteten, bis jemand gegen die Münchener Bonzenwirtschaft meuterte.



Mit einem Trick planten die Studenten-Rebellen, die Drohung Hitlers zu unterlaufen; sie traten aus dem Studentenbund aus und unterstanden somit unmittelbar nur noch einem Gauleiter oder einem SA-Führer. Dann sammelten sie Unterschriften von Studenten, die Schirachs Absetzung forderten. Dabei erweckten sie den Anschein, Gregor Strasser stehe hinter ihnen. Schon wollte Schirach das Handtuch werfen, aber Hitler bückte ihn auf: «Was fällt Ihnen ein? Bei mir gibt es keinen Rücktritt. Wenn ich Sie nicht absetze, haben Sie auf ihrem Posten zu bleiben. « Als Staatsoberhaupt und Oberster Befehlshaber der Wehrmacht pflegte er später genauso mit Generälen und Ministern umzuspringen. Zum 2. Mai 1931 beorderte er alle NS-Studentenführer der Hochschulen ins Braune Haus. Den etwa fünfzig jungen Leuten hielt er eine Standpauke. Als ihr Führer verlange er von ihnen weder ihre Zustimmung noch ihre Liebe, wohl aber Gehorsam. Schirach habe mit dem Studentenbund genau das erreicht, was politisch notwendig gewesen sei. Deshalb decke er ihn «auf Hieb und Stich»; er habe keinen «verständigeren und treueren Mitarbeiter». Schirachs Gegner nahmen ihre Vorwürfe schriftlich zurück. Jahrzehnte später meinte Schirach: «Ich habe in diesem Saal zum erstenmal eine Gehirnwäsche erlebt.»

Zum idealen Nationalsozialisten fehlte ihm noch der Heiligenschein des Märtyrers. In Köln gewann er ihn am 2. Juli 1931 nahezu schmerzlos. In jenen Wochen reiste Schirach als Wanderprediger von einer Hochschule zur nächsten. Alle Kundgebungen waren nach dem gleichen Schema aufgezo- gen: Sie durften, weil sie nicht genehmigt waren, nur kurze Zeit dauern und mussten an einem Ort stattfinden, wo sich die Studenten zu treffen pflegten. In Köln liess Schirach vor dem Universitätsgebäude eine Sturm Einheit der SA und den

Studentenbund aufmarschieren, im sogenannten Räuberzivil, weil der Reichskanzler Heinrich Brüning, Mitglied der Zentrumspartei, das Tragen von Parteiuniformen in der Öffentlichkeit verboten hatte. Von der Freitreppe herab wettete der Redner Schirach gegen den Rektor, der eine Protestversammlung der Studenten gegen den vor vierzehn Jahren unterzeichneten «Schandvertrag» von Versailles untersagt hatte. Er wettete gegen Brüning, dem solche Proteste nicht in seine Politik der Aussöhnung passten. Er wettete gegen die unfähigen Politiker der Systemparteien, die Deutschland an den Rand des Bankrotts gebracht hätten. Er spulte eine Konfektionsrede ab, wie er sie in dieser Zeit mehr als ein dutzendmal zum Besten gegeben hatte.

Kundgebungen unter freiem Himmel waren durch eine der vielen Notverordnungen verboten. Schirach hatte sich auf die Freitreppe gestellt, weil er hoffte, die Polizei scheue sich nach altem Brauch, den akademischen Bereich zu betreten. Allerdings war er nicht berechtigt, sich auf ein akademisches Vorrecht zu berufen; er war kein Student mehr, er hatte sich weder in München noch sonst an irgendeiner Universität eingeschrieben. Vorlesungen oder Seminare besuchte er schon lange nicht mehr, und er hatte sich noch zu keiner Prüfung gemeldet. Das war für einen Studenten im elften Semester ein trauriger Tatbestand. Er konnte, falls ihn die Polizei festnehmen würde, als ein (wie es der preussische Kultusminister nannte) «hochschulfeindlicher Aufwiegler» angeklagt werden.

Mit seiner Ansprache begann er eine Viertelstunde vor dem allgemeinen Beginn der Vorlesungen. So konnte er die Mehrzahl der Studenten auf der Freitreppe abfangen. Nahezu programmgemäß kam es zu einer Schlägerei, und ebenso gehörte es zum Alltag, dass zwei Mannschaftswagen der Schutz-

polizeianrollten und dass die Beamten die Streitenden mit Gummiknüppeln auseinandertrieben. Schirach wurde verhaftet und nach einem ersten Verhör im Polizeipräsidium im Gefängnis «Klingelpütz» verwahrt. Nach acht Tagen Untersuchungshaft wurde er einem Schöffengericht vorgeführt. In einem Schnellverfahren, das wegen der politischen Unruhen eingerichtet worden war, verurteilte es ihn zu den damals für politisch motivierte Straftaten üblichen drei Monaten Gefängnis. Für das Gericht war es ein Routinefall, und es wurde auch routinemässig hingenommen, dass Schirach nach der Urteilsverkündung auf Anraten seines Verteidigers sofort Berufung einlegte.

Dagegen ging es über die Routine in der Partei weit hinaus, dass der Kölner Gauleiter Dr. Robert Ley zu dieser Stunde mit Tausenden seiner Parteigenossen vor dem Gerichtsgebäude wartete, damit der aus dem Kerker des Systems befreite Reichsstudentenführer gebührend begrüsst würde. Tausendkehlige «Heil»-Begeisterung empfing Schirach, und für ihn sang die Menge das «Horst-Wessel-Lied». Viel Ehre für ein paar Tage Knast.

Hätte Schirach seine Strafe gleich absitzen müssen, dann wäre er mit seiner Kulissenregie für die bevorstehende Tagung der «Deutschen Studentenschaft» nicht mehr rechtzeitig fertig geworden. In dieser Dachorganisation waren nicht nur die studentischen Vereinigungen Deutschlands und Österreichs zusammengefasst, sondern auch die der Sudetengebiete und Danzigs. Ihre Delegierten berieten ab Mitte Juli in Graz, abschliessend sollte statutengemäss die Führungsspitze neu gewählt werden. Sie war bisher nahezu ausschliesslich von den schlagenden Verbindungen gestellt worden.

Aufgrund der günstig verlaufenen AStA-Wahlen an den Hochschulen rechnete sich Schirach eine Chance aus, dass

nun sein Studentenbund wichtige Positionen besetzen konnte. In Graz überredete er einen seiner Gefolgsleute, der zugleich Mitglied eines Korps war, für das Amt des Ersten Vorsitzenden zu kandidieren. Ihm sicherte Schirach in nächstlicher Kaffeehausverschwörung die Stimmen für den Wahlsieg. Mehr noch: Auch auf fast alle anderen wichtigen Posten wurden Nationalsozialisten berufen. Um Mitternacht meldete Schirach das Ergebnis telefonisch an Hitler. Dessen Lob: «Ich kann jetzt bei meinen Verhandlungen behaupten, die junge deutsche Intelligenz stehe mehrheitlich hinter mir!» Und weil nichts den Erfolg mehr fördert als ein Erfolg, holten sich die Studenten der Partei bei den nächsten AStA-Wahlen überall die absolute Mehrheit.

Schirach war nun 24 Jahre alt, und obgleich er aussah, als wäre er erst zwanzig, beschäftigte ihn die Frage, was aus ihm werden mochte. Das Studium war unwiderruflich abgebrochen, bei ehrlicher Überlegung gestand er sich und anderen, dass er nie einen Abschluss angestrebt hatte. Schon in der Schule war er nicht fleissig gewesen; Gefühle zählten bei ihm stärker als Fakten. Sollte er am Ende Englischlehrer werden? Sein Ehrgeiz und sein Selbstbewusstsein zielten höher. Oder Literaturkritiker? Lyrik produzierte er in zunehmender Menge selbst, aber die Laufbahn eines Dichters war reich an Risiken. Eine politische Karriere schien seinen Neigungen und Fähigkeiten besser zu entsprechen, und er hatte schon bewiesen, dass er erfolgreich sein konnte. Doch was würde auf die Dauer? Zwar gab es Studenten gesetzten Alters, aber das Amt eines Reichsstudentenführers konnte keine Lebensstellung sein.

In der NSDAP war es Brauch, dass die Führenden einer Organisation in den Bereichen anderer Mitgliedschaften wil-

derten. Weil Zahlen zählten, musste sich die SA zeitweise energisch dagegen wehren, dass ihr die SS ausgesuchte Männer ab warb. Schirach war darauf bedacht, die Mitglieder der Hitler-Jugend und des NS-Schülerbundes in seinen Verband zu übernehmen, sobald sie auf einer Hochschule auftauchten, wohingegen die beiden Organisationen erfahrene junge Leute für ihre Führerpositionen behalten wollten. Aus der pflichtgemässen Parteifreundschaft wurde dann eine ernsthafte Konkurrenz, vor allem dann, wenn man gemeinsam die Mitgliederbestände anderer nationaler Jugendgruppen plünderte. Kurt Gruber, sesshaft in Plauen im Vogtland und seit dem Reichsparteitag 1926 mit dem Titel eines Reichsführers der HJ geschmückt, fühlte sich schon sehr bald bedrängt.

Beim 4. Reichsparteitag in Nürnberg, in den ersten Augusttagen 1929, konnte sich Gruber noch erfolgreich gegen Schirachs Machenschaften wehren. Der Reichsstudentenführer hatte Vertreter von Jugendgruppen anderer völkischer Couleur nach Nürnberg eingeladen zu Verhandlungen über gemeinsame Aktionen, Bündnisse oder gar Zusammenschlüsse, der Parteiideologe Reichsleiter Alfred Rosenberg hatte ihn dabei unterstützt. Doch Gruber lehnte seitens der HJ ab: Sie kämpfe, im Gegensatz zu allen anderen rechtsorientierten Jugendbünden, für einen deutschen Sozialismus und gegen die Macht der Kapitalisten. Wer sich ihr anschliessen wolle, sei als Einzelner willkommen, aber der Zusammenschluss mit ganzen Gruppen würde die nationalsozialistische Idee verwässern. Der Oberste SA-Führer Pfeffer schloss sich dieser Ansicht an, und weil ihm die HJ unterstellt war, wies er Schirach und Rosenberg darauf hin, dass die HJ jetzt und auch künftig die einzige Jugendbewegung der NSDAP sei.

Grubers radikaler Kurs bewirkte allerdings, dass die HJ nicht in den Reichsausschuss der Deutschen Jugendverbände

aufgenommen wurde. Ihr wurde vorgeworfen, sie verfolge staatsfeindliche Ziele und weigere sich, mit anderen Jugendverbänden zusammenzuarbeiten. Sie musste deshalb auf manche Vergünstigungen verzichten. Bei der Reichsbahn bekamen ihre Einheiten keine verbilligten Fahrkarten, sie konnten nicht in Jugendherbergen übernachten, und sie erhielten keine Zuschüsse aus öffentlichen Kassen. Damit war die HJ für manchen Jugendlichen weniger attraktiv als ihre Konkurrenten. Dennoch gelang es Gruber, die Zahl der Mitglieder langsam zu steigern. Am erfolgreichsten war seine Propaganda in Sachsen, Berlin und Brandenburg. Als Pfeffer ihm zubilligte, dass HJ-Mitglieder nicht mehr zwangsläufig in die SA überführt werden mussten, sobald sie das 18. Lebensjahr erreicht hatten, gelang es, ein stabiles Führerkorps aufzubauen.

Im Mai 1930 war Gruber sogar mit einer Grosskundgebung in Berlin erfolgreich. Ausser ihm sprach Gauleiter Goebels. Auch der bisher auf Abstand bedachte Führer des NS-Schülerbundes, gegründet für Knaben aus besseren Kreisen und darum von den eher proletarisch gesinnten Hitler-Jungen belächelt, hielt eine Rede. Er, der Balte Adrian von Renteln, hatte ebenfalls Grund, sich von Schirach bedrängt zu fühlen. Die Kundgebung war so spektakulär, dass zwei Tage später im Land Preussen allen Schülern in höheren Lehranstalten und in staatlichen Handelsschulen verboten wurde, Mitglied in der HJ zu sein. Zweifellos war dies ein Hemmschuh, wenigstens zeitweise, und Wasser auf Schirachs Mühlen. Er kritisierte, Grubers Verein bleibe in der Mitgliederentwicklung hinter der Partei zurück.

Kritisch wurde die Lage für Gruber, als der OSAF Pfeffer sein Amt niederlegte. Auch wenn der SA-Chef nicht gerade ein engagierter Kämpfer für die sozialistische Komponente in

der Partei war, so sympathisierte er doch mit den linken Ambitionen der Jugendlichen. Mit dieser Haltung passte er nicht mehr in Hitlers Pläne, der plante längst ein Bündnis mit den konservativen Deutschnationalen. In Berlin pflegten die Partei, einschliesslich des Gauleiters Goebbels, die SA und die HJ die sozialrevolutionären Bestrebungen mit Inbrunst. Sie bildeten den Nährboden für die sogenannte Stennes-Revolt, die am 1. April 1931 ausbrach. An ihrer Spitze stand der «Oberste SA-Führer Ost» Walther Stennes, ein ehemaliger Polizeihauptmann, der alle nationalsozialistischen Marschierer im östlichen Preussen befehligte.

Ihm gelang es, mit einem SA-Kommando die Berliner Gauzeitung «Der Angriff» im Handstreich zu besetzen und darin einen Aufruf zu veröffentlichen. In ihm lamentierte er über das «verratene Parteiprogramm» und über die zerrissenen Stiefel seiner Marschkolonnen, indessen die Bonzen der Partei sich in «Tausenden von Mandaten im Reich, Ländern und Kommunen» gütlich taten. Doch damit war der revolutionäre Elan schon verpufft. Stennes hatte gehofft (nicht ohne Berechtigung), dass auch Goebbels mit von der Partie sein würde, aber den hatte Hitler zu einer Führertagung nach Weimar gerufen und nahm ihn anschliessend gleich nach München mit. Dort liess er seinen Berliner Gauleiter einen öffentlichen Treueschwur in einer Massenversammlung ablegen. Die Reste der Berliner Revolte räumte Hermann Göring aus.

Stennes ging als militärischer Berater nach China. Pfeffer von Salomon wurde von Hitler als Verbindungsmann der Partei zu den Kirchen eingespannt – wofür er weder Neigung noch Kenntnisse besass und schon gar nicht das diplomatische Geschick. Auch die aufmüpfigen NS-Studenten hatten klein beigegeben. Gruber hatte jeden Rückhalt in den einfluss-

reichen Parteikreisen verloren. Die Tage seines Amtes und seiner Würde waren gezählt. Als erste Massnahme traf ihn am 27. April 1931 eine Verfügung Hitlers, mit der die HJ als «geschlossene Organisation» der Obersten SA-Führung unterstellt wurde. Hatten bisher die einzelnen Einheiten örtlich mit der SA oder mit der Politischen Organisation je nach Wetterlage zusammengearbeitet, so bestimmte nun der Stabschef der SA Ernst Röhm den Kurs. Er hatte keine sozialrevolutionären Neigungen, er war in erster Linie Soldat. Gleichzeitig wurde die Reichsführung der HJ von Plauen nach München beordert. Dort war sie unter ständiger Aufsicht der Partei, von Schirach und von dessen Freunden.

Grubers Situation wurde noch schwieriger, als die eine und andere Nummer seiner HJ-Zeitschriften von der Staatsmacht beschlagnahmt wurde. Die Blätter durften nicht verkauft werden, und ohne den Erlös musste er die Rechnungen der Drucker schuldig bleiben. Die Pleite war jetzt auch finanzieller Art. Schirach empörte sich im Braunen Haus laut über einen Reichsführer der HJ, dem die Aufgaben über den Kopf gewachsen seien und der trotzdem in seinem Amt weiterwurstle. Gruber konnte sich noch Mitte Oktober 1931 mit einigen Marschblöcken eindrucksvoll an einer zweitägigen Parade der SA-Gruppe Nord beteiligen und Röhm's Lob ernten. Zwei Wochen später erfuhr er in München, sein Abschiedsgesuch – das er nie eingereicht hatte – sei von Hitler angenommen worden.

Wie in dieser grotesken Situation plötzlich als ein Deus ex machina der neue HJ-Führer Schirach aus der Kulisse hervortrat, schilderte er selbst in unterschiedlichen Darstellungen. In seinen Memoiren schrieb er 1967, er habe schon seit 1929 «engen Kontakt zu vielen Gruppen der Hitler-Jugend» gehabt. Weder der Führer noch die Parteiorganisation hätten



mit den «bald 35'000 Jungen und Mädels etwas anzufangen gewusst». Grund: «Das waren keine Wähler.»

Gegenüber dem Autor schilderte Schirach den Vorgang so: Am 14. Oktober 1931 sei Hitler nach gescheiterten Bemühungen um eine Regierungsbeteiligung aus Berlin abgekämpft nach München zurückgekehrt und habe sich bei Schirach zum Abendessen angemeldet. Das war insofern kein Problem, als die kulinarischen Ansprüche des Mönchtegern-Reichskanzlers sich auf eine Nudelsuppe beschränkten, die er in Gegenwart Vertrauter schlüpfend zu löffeln pflegte. Er habe, so erzählte Schirach, die Apathie seines Führers benutzt, «um mit ihm über meine Pläne zu sprechen. Mir hing die Hochschulpolitik zum Halse heraus. Nun wollte ich etwas Neues machen.» Ausführlich berichtete Schirach seinem Führer, wie reparaturbedürftig die Hitler-Jugend sei. Sein Gast hörte ihm «trotz seiner Müdigkeit interessiert zu». Schliesslich habe er gesagt: «Sie hören von mir, Schirach ! « Zwei Wochen später sei er zum Reichsjugendführer ernannt worden.

In einer anderen Version ist die Szenerie dieselbe, auch die Nudelsuppe wird nicht ausgelassen, aber Hitler ist offensichtlich weniger erschöpft, denn von ihm geht die Initiative aus. Schirach zitiert ihn wörtlich in einem Interview mit dem Autor. Hitler: «Ich habe Schwierigkeiten. Es muss irgend etwas mit der Jugend geschehen. Da ist der Gruber, der will das nicht mehr machen. Er ist vielleicht auch nicht der richtige Mann. Nun dachte ich, weil Sie die Hochschulbewegung machen, dass Sie mir irgendeinen Rat geben können.» Schirach erwiderte: «Herr Hitler (eine Anrede, die sich nur Vertraute in privater Situation gestatteten; Anm. d. Verf.), das würde ich gern selber machen.» Angeblich war der Führer masslos überrascht. «Schirach», habe er gesagt, «machen Sie keine Witze. Sie haben doch diese riesige Hochschulbewe-

gung aufgebaut, und nun wollen Sie sich mit diesen Kindern abgeben?»

Wie es sich auch abgespielt haben mag – er wollte. Schirach breitete sich nicht nur ausführlich über die Fehler in Kurt Grubers Konzept aus, sondern verkündete auch gleich, wie er alles besser machen würde. Er versprach Hitler: «Ich werde Ihnen die grösste Jugendbewegung aufbauen, die es in Deutschland je gegeben hat. Ich möchte die Jugend in einer riesigen Organisation ausbilden, grösser als die SA, grösser als die Partei. Das kann nur erreicht werden, wenn die Jugend sich selber erzieht und führt. Man muss verhindern, dass Aussenstehende die Schulmeister und Aufseher spielen. Deshalb dürfen die Hitler-Jugend und auch ich als Jugendführer nur einem einzigen Menschen unterstehen: Ihnen, Herr Hitler!» Auf das Ja seines Führers war Schirach gut vorbereitet. Dem Autor sagte er: «Kaum war Hitler fort, rief ich meine jungen Leute an, die ich für die Aufgabe vorgesehen hatte und die schon Bescheid wussten. Ihnen sagte ich nur: ‚Es hat geklappt.‘»

Gruber musste weichen, aber der Jurist liess sich nicht so rüde abschieben wie der simple Adolf Lenk. Gemäss parteiamtlicher Version trat er im November 1931 von seinem Amt als Jugendführer der NSDAP zurück, weil er in die Reichsleitung der NSDAP berufen wurde. In der NS-Hierarchie war dies ein Abstieg, noch dazu für einen Parteigenossen mit der dekorativen Mitgliedsnummer 7270, die ihn berechtigte, das Hakenkreuzabzeichen mit Goldkranz zu tragen. Als Trost bekam er Zusagen: Er wurde in die Oberste SA-Führung berufen und zum Standartenführer befördert, Schirach verlieh ihm das Grosse Ehrenzeichen der HJ und dazu den Rang eines Gebietsführers. Gruber wurde jedoch bei den Münchener Parteibürokraten nicht recht sesshaft; bereits nach einem

Jahr holte ihn Sachsens Gauleiter Martin Mutschmann in den heimatlichen Gaustab nach Dresden. Als Gauamtsleiter wurde er ein Funktionär gehobenen Ranges, sein Arbeitsgebiet war fortan die Kommunalpolitik. Als er 1943 starb, noch nicht ganz vierzigjährig, bekam er viele ehrende Nachrufe.

Am 30. Oktober 1931 schuf Hitler mit einem Erlass über die Jugendbewegung der Partei eine neue Lage. Durch ihn wurde «im Rahmen der Obersten SA-Führung (...) eine neue Dienststelle ‚Reichsjugendführer‘ (RJF) errichtet». Weiter heisst es: «Der Reichsjugendführer untersteht dem Chef des Stabes unmittelbar.» Das entsprach keineswegs dem Vorschlag Schirachs, aber Hitler versprach, diese Regelung sei nur vorübergehend. Weiter heisst es: «Zum Reichsjugendführer ernenne ich den Pg. von Schirach. In den Arbeitsbereich des Reichsjugendführers gehören: a) der nationalsozialistische Studentenbund (Reichsführer Pg. von Schirach), b) die Hitler-Jugend (mit der Führung beauftragt: Pg. von Renteln), c) der Nationalsozialistische Schülerbund (Reichsführer Pg. von Renteln). Der RJF ist Referent für alle (...) genannten Gliederungen (...). Er steht im Range eines Gruppenführers (der SA; Anm. d. Verf.), sein Dienstanzug wird noch besonders festgesetzt. In Fragen der inneren Organisation, der Stellenbesetzung und des Zusammenwirkens mit der SA hat der Reichsführer der Hitler-Jugend unmittelbares Vortragsrecht beim Chef des Stabes. Er hat darüber dem RJF vorher zu berichten. Der bisherige Reichsführer der Hitler-Jugend, Gruber, wird in die Reichsleitung der NSDAP berufen.» Auf die gleiche Weise, nur etwas pompöser, stellte Hitler etliche Jahre später den Reichsaussenminister Konstantin von Neurath kalt, indem er ihn in einen Geheimen Kabinettsrat berief, der nie zusammentrat. Im Übrigen konnte Schirach zufrieden

sein; er wusste, dass Renteln seine doppelte Funktion auf die Dauer nicht behalten würde; im Grunde hatte er bereits die Jugend der Partei mit einem Schlag vereinnahmt.

Nur der Bund Deutscher Mädel (BDM) fehlte ihm noch; ihn hatte man bei dieser Kabale zwischen Männern vergessen. Er war damals allerdings ziemlich unbedeutend. Unter Lenk hatte es schon einen «Völkischen Mädel-Bund» gegeben, und Gruber hatte die Tradition weitergeführt, aber seinen Namen bekam der BDM erst 1930, in diesem Jahr setzte dann der Zulauf ein. Die Mädchen (das Wort wurde abgelehnt, weil es nach höherer Tochter und nicht forsch genug klang) waren nicht scharf darauf, einen neuen Pascha über sich zu wissen. Sie erinnerten sich erst 1931 an Schirachs Wort von der Jugend, die durch Jugend geführt werden sollte, als die NS-Frauenschaft damit begann, den Mädels Vorschriften zu machen. Sie krochen nicht ganz freiwillig hinter Schirachs Schild.

Der von ihm häufig zitierte Grundsatz war selbstverständlich nicht seine eigene Erfindung. Auf ihn gründete sich seit der Jahrhundertwende die sogenannte Jugendbewegung, in der eine heranwachsende Generation gegen eine von Eltern beherrschte Welt protestierte und nach Wegen suchte, sie zu verändern. Die wachsende Industrialisierung, das Streben nach Produktionssteigerung und Konsum, die Erwerbsgesellschaft, die Machtgier, die ausufernden Städte mit ihren tristen Mietskasernen – dem setzten die Jungen die wiederentdeckte Parole des Aufklärers Rousseau entgegen: Zurück zur Natur! Sie lockte die Jugend als Wandervogel hinaus in Feld und Wald. Standesunterschiede tilgten sie durch eine «Kluft» genannte Einheitskleidung: Wetterjacke, kurze Hose, Wollstrümpfe, derbe Schuhe. Sie wanderten, um die Schönheiten der Landschaft zu genießen, um historisch bedeutsame Stät-

ten kennenzulernen, um an Lagerfeuern ihr Essen zu kochen und über Gott und die Welt zu diskutieren. Sie schliefen in Zelten und Scheunen. Sie genossen die Gemeinschaft, sangen alte Lieder, dichteten und komponierten neue, in denen das einfache Leben und die Freiheit von autoritären Zwängen gepriesen wurden. Der bürgerlichen Gesellschaft warfen sie vor, sie sei heuchlerisch, grossmülig und selbstgefällig. Doch dies alles reichte nicht aus für eine Weltanschauung, sondern bot nur einen Rahmen dazu: Internationalisten und Chauvinisten, Sozialisten und liberale Christen und Atheisten konnten sich der Jugendbewegung anschliessen. Eine feste Verbindung wäre nötig gewesen, um sich gegen die Gesellschaft durchzusetzen, sie kam nie zustande.

Immerhin hatte es Mitte Oktober 1913 auf dem Hohen Meissner, einem Berg südlich von Kassel, ein Treffen von 2'000 Jugendlichen gegeben. Es waren Studenten der nahen Universität Marburg, Arbeiterjugendliche, Schüler, Handwerksge-sellen und grossdeutsch gesinnte Gruppen aus Österreich und aus dem damals habsburgisch regierten Sudetenland. Es wurde schier endlos debattiert, ehe man sich auf eine magere Entschliessung einigte: «Die freideutsche Jugend will ihr Leben nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, in innerer Wahrhaftigkeit gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein. Alle Veranstaltungen der freideutschen Jugend sind alkohol- und nikotinfrei.» Auf ein derartiges Minimalprogramm liess sich keine einflussreiche Bewegung aufbauen; es hatte nur den Vorzug, dass es von vielen Jugendbünden übernommen werden konnte. So gab es denn in unserem Jahrhundert kaum einen Zusammenschluss von Jugendlichen, der nicht am Hohen Meissner wenigstens eine seiner Quellen entdeckte. Das gilt auch für die Hitler-Jugend. Sie behauptete, in ihr habe der

Geist vom Hohen Meissner seine vollkommene Verkörperung gefunden.

Andere Jugendgruppen konnten freilich mit ebensoviel Recht Anspruch auf die Nachfolgeschaft erheben. Nach dem Ersten Weltkrieg wanderten Jugendbewegte aller möglichen Richtungen durch die Weimarer Republik. Sie nahmen es meist nicht so genau mit den politischen Grenzen zwischen rechts und links. Die sogenannten Pfadfinder, ein Import aus England, gab es völkisch, national, christlich, demokratisch und proletarisch, als Massenverein und in Gruppen bis herab zu ein paar Jugendlichen, die sich selbst ein Statut gegeben hatten. Die meisten Jugendbünde widerstanden der Verlockung, sich an eine politische Partei zu binden. Deshalb gründeten etliche Parteien, wie die NSDAP, eigene Jugendverbände.

Ideen und Brauchtum der Jugendbewegung waren Schirach bekannt. Das Waldpädagogium Bad Berka praktizierte unter einem jugendbewegten Leiter bis zu einem gewissen Grad deren Grundsätze im Zusammenleben von Schülern und Erziehern und ebenso im Unterricht. Wie berichtet, sprachen die Schüler ihre Lehrer mit du an, und vieles war ihrer Verantwortung und ihrer Selbstverwaltung überlassen. Das alles war in der Hitler-Jugend keineswegs unbekannt. Sowohl Lenk wie auch Gruber hatten geistige und praktische Anleihen bei der Jugendbewegung genommen.

Als Schirach am 30. Oktober 1931 sein Amt als Reichsjugendführer der NSDAP antrat, war er für die meisten Mitglieder der HJ wenig mehr als ein Name. Er war nicht gezwungen, gleich vom ersten Tag an in der HJ das Steuer zu übernehmen und sich durch einen neuen Kurs zu profilieren. Adrian von Renteln war ja «mit der Führung beauftragt». Im NS-Sprachgebrauch hiess das: Er diente auf Abruf. Dazu kam

es dann auch, aber zunächst oblag es Renteln, die HJ auf Vordermann auszurichten – auf den mit seinen pragmatisch wechselnden Grundsätzen unbeständigen Hitler. Gruber hatte gerade dies versäumt. Renteln rief alle Gauführer der HJ zu Ostern 1932, das war Ende März, zu einer Reichsführertagung nach Braunschweig. Dort wurde etliches in der HJ regional umorganisiert, und die Einheiten erhielten neue Bezeichnungen. Renteln gab den Ton an. Schirach heiratete gerade und wurde nicht vermisst. Ihn nannte man «Baron»; seine Umgangsformen waren den HJ-Funktionären zu vornehm, seine Sprache zu gepflegt, und einige misstrauten ihm wegen seiner dollarschweren Verwandten in den USA. War er am Ende ein Agent des internationalen Finanzkapitals, das nicht minder gefährlich schien als Rotfront und die Bolschewisten?

Die HJ machte den Taschenspielertrick ihres Namenspatrons nur zögernd mit, als der den nationalen Sozialismus in einen sozialen Nationalismus umwandelte. Die Folgen musste einer ihrer Führer aus der oberen Etage im April 1932 schmerzhaft am eigenen Leib erfahren. Den Gauführer der HJ von Südhannover-Braunschweig Hartmann Lauterbacher versetzte Renteln nach Köln, damit er von dort aus die HJ im westdeutschen Bereich befehlige. Eine von Röhm unterschriebene Urkunde bekam er mit auf den Weg; sie ernannte ihn zum HJ-Führer in dem am dichtesten besiedelten Gebiet des Reiches. In Köln sollte er den dort amtierenden Gebietsführer Kaiser ablösen, wohl weil dieser nach links abdriftete. Den Gauleitern der Partei in Köln, Münster, Bochum, Essen und Düsseldorf hatte er sich vorzustellen, weil er mit ihnen künftig Zusammenarbeiten musste.

Lauterbacher wusste von Kaiser nur, dass er sich als Sozialist bezeichnete. Nach der unliebsam verlaufenen Begegnung

nannte er ihn einen Nationalbolschewisten. Im ersten Gespräch hielt Kaiser seinen Nachfolger hin – weil er auf die Ablösung noch nicht vorbereitet war, wie sich herausstellte. Beim zweiten Treffen, so erzählt Lauterbacher, wurde er erwartet: Er sah in den Räumen der Gebietsführung hinter halboffenen Türen etwa 25 schwarzuniformierte junge Männer, mit Knüppeln bewaffnet. Kaiser liess sich hinter seinem Schreibtisch von zwei knurrenden Schäferhunden und weiteren Uniformierten bewachen. Statt Schlüssel und Kasse zu übergeben, beschimpfte er Lauterbacher als einen Verräter an der Hitler-Jugend, weil er sich von dem Baron von Renteln gegen die Arbeiter einspannen lasse. Mit der Drohung, er werde die Rebellion nach München melden, trat Lauterbacher den Rückzug an, aber dabei musste er durch ein Spalier der schwarzen Knüppelgarde Spiessrutenlaufen. Übel zuge richtet, entkam er über Hinterhöfe. In einem Café fand er Zuflucht und weibliches Mitleid; man bepflasterte seine Blessuren und wusch das Blut aus seinem Mantel.

Er telefonierte vom Café aus mit Renteln, aber der Fall ging über dessen Kompetenzen hinaus. Röhm musste eingreifen. Der schickte Lauterbacher einen ganzen SA-Sturm, «den besten, den wir in Köln haben». Zwar erklärte der Sturmführer, dass er und seine Mannen auf Kaisers Seite stünden, aber Befehl sei nun einmal Befehl. Im Treppenhaus der Gebietsführung räumten sie erst einmal die Barrikade aus Möbeltrümmern beiseite, ehe die Rebellen sich entschlossen abzuziehen. Kaiser, so erzählt Lauterbacher, sei anschliessend zu den Kommunisten gegangen – ein Vorgang, der sich in jenen Jahren hinüber und herüber häufig abspielte –, aber die meisten seiner schwarzen Garde seien künftig im Braunhemd erschienen, und sie hätten sich im Dienst bestens bewährt. Ihr neuer Kommandeur unterschied sich nur wenig vom abge-



setzten; auch er sprach sie als Junggenossen an, forderte sie auf, zu kämpfen für den deutschen Sozialismus und die Befreiung des deutschen Arbeiters. Strich man aus diesen Parolen das Wort deutsch, dann passten sie zu roten Fahnen ohne das Hakenkreuz.

Der Bruderstreit im Kölner Gauhaus zeigt, dass es innerhalb der HJ üblich war, politische Meinungsverschiedenheiten mit Brachialgewalt auszutragen. Kämpfe zwischen vier- und zweibeinigen Jungstieren hat es zu allen Zeiten gegeben; in ruhigen Epochen prügeln sich die Jungen auf der Kirchweih oder wenn ein Halbstarker einem Mädchen im fremden Stadtviertel nachlief. Ausnahmsweise wurde dabei mal jemand ernstlich verletzt oder gar totgeschlagen, doch das waren Betriebsunfälle. Was sich in den Jahren vor 1933 im Reich abspielte, diese Brutalisierung des politischen Streites, entsprang aber nur noch teilweise atavistischen Antrieben, denn dazu kam ein glühender Hass, den linke und rechte Demagogen ständig schürten und der durch das Verlangen nach Rache immer neue Nahrung erhielt. Der politische Mord wurde geplant.

## An Hitlers Seite an die Macht

Seit 1945 ist es billig geworden, vom faschistischen Terror zu sprechen, aber anhand von Polizei- und Gerichtsakten lässt sich nachweisen, dass in den Jahren vor 1933 der rote Terror noch hemmungsloser war. Die Nazis wollten dem Bürger vorgaukeln, dass sie mit ihrem Dritten Reich Ordnung, Disziplin und persönliche Sicherheit brachten. Ihre Marschierer mischten zwar kräftig mit bei Saalschlachten und Strassenkämpfen, aber sie waren meist darauf bedacht, es als Notwehr erscheinen zu lassen, wenn der Gegner über die Klinge springen musste. Sie mussten tunlichst vermeiden, als Rowdies zu gelten. Bei ihren Gegnern lag der Fall etwas anders. Damals verlangte eine kommunistische Parole: «Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft!», was manche Genossen als Aufforderung verstanden, den politischen Gegner für immer auszuschalten.

Diese Parole hatte verheerende Folgen: Im Februar 1932 musste in Berlin der fünfzehnjährige Schüler Herbert Norkus sterben. Herbert verteilte an einem frühen Morgen mit Kameraden von der HJ Flugblätter, in denen für eine Versammlung geworben wurde im Stadtteil Beusselkietz, den die Kommunisten für sich beanspruchten. Die Hitler-Jungen wurden von einem Trupp militanter Antifa-Marschierer – Schlägermütze, schwarzes Hemd, roter Schlips, Motorradstiefel – vertrieben, Herbert wurde von ihnen eingeholt und durch sechs Messerstiche tödlich verletzt. Er war nicht das erste und blieb auch nicht das letzte Opfer der HJ. Sie kam bei Raufereien auf 23 «Blutzeugen», wie das NS-Pathos die Toten

nannte, Norkus wurde von der Hitler-Jugend zu ihrem Helden hochstilisiert. Dazu eignete sich der harmlose Schüler vielleicht noch besser als der verkrachte Theologiestudent und SA-Sturmführer Horst Wessel, den in Berlin ein Zuhälter, Mitglied der Kommunistischen Partei, durch Schüsse tödlich verletzte und der seitdem den Nationalsozialisten als Märtyrer diente. Beider Leben wurde im Dritten Reich bedichtet und verfilmt, heroisiert und verkitscht. Am Norkus-Bild hat Schirach eifrig mitgepinselt. Aus heutiger Sicht kann das Opfer nur als ein unreifer, idealistisch gesinnter Junge gesehen werden, der in die Irre geführt wurde.

Ein nahezu pausenloser Wahlkampf, der sich über das Jahr 1932 hinzog, heizte die Feindschaften zusätzlich auf. Nacheinander ging es (im März und April) jeweils um das Amt des Reichspräsidenten mit dem Kandidaten Hitler, um Landtagsmandate in Preussen, Bayern, Württemberg, Anhalt und Hamburg (im April), in Oldenburg (im Mai), in Mecklenburg-Schwerin (Juni), und um die Mandate im Reichstag (30. Juli und 6. November). Allein schon die vielen Propagandamärsche in Stadt und Land beanspruchten die jungen Menschen stark. In den Versammlungen, die die Partei feldzugsmässig in Stadt und Land organisierte, musste die HJ stets mit wenigstens einer Fahne und einer Abordnung auf der Bühne stehen. Es war dies ja auch ein Teil ihrer Werbung. Damit steigerte sie die Zahl ihrer Mitglieder im selben Mass, wie die Partei an Wählerstimmen gewann. In Oldenburg stimmten 48,5 Prozent aller Wähler für die NSDAP, bei der Reichstagswahl kam die Partei auf 36,9 Prozent. Die bürgerlichen Parteien wurden zu bedeutungslosen Splittern dezimiert. Aus diesen Schichten holte sich die HJ ihren Zuwachs. Er kam zunehmend aus den Gruppen der hündischen Jugend, auch schon aus evangelischen und katholischen Vereinen.

Im April 1932 wurden aufgrund einer «Notverordnung zur Sicherung der Staatsautorität» die SA, die SS und als deren Anhängsel auch die HJ von der Regierung des Zentrum-Reichskanzlers Heinrich Brüning verboten. Der Zulauf zur HJ wurde dadurch nicht geringer; viele Jugendliche nahmen die Illegalität als eine romantische Zugabe. War die Polizei ziemlich energisch bemüht, SA-Heime zu schliessen und Uniformen zu beschlagnahmen, so sah sie in der HJ nur einen kleinen Fisch. Sie hatte das Gefühl, mit Kanonen auf Spatzen zu schiessen. Die Staatsmacht mochte jedoch das Verbot der Jugendorganisation nicht aufheben, weil sie einen Prestigeverlust fürchtete. Sie erlaubte aber, dass sich die Mitglieder der HJ in einem «Nationalsozialistischen Jugendbund» neu organisierten. Schirach nutzte die Gelegenheit, um sich von der SA-Vormundschaft zu befreien, und auch Hitler sah eine Chance, seine jungen Männer aus der politischen Schusslinie zu ziehen.

Glück oder Zufall? Der Zeitpunkt der Abnabelung war günstig. Röhm konnte sich nicht dagegen sträuben, er hatte andere Sorgen. Aus dem Schreibtisch eines homosexuellen Arztes in Berlin hatte ein Strichjunge Briefe entwendet – Liebesbriefe, die Ernst Röhm an den Doktor geschrieben hatte. Der Strichjunge wusste, was solche Dokumente wert waren; homosexuelle Beziehungen waren damals strafbar. Röhm musste die Originale teuer zurückkaufen, aber die SPD kaufte Kopien. Politische Geschäfte mit schmutziger Wäsche hat es immer gegeben, daher gewinnt Schirachs Darstellung der Affäre ein wenig an Glaubwürdigkeit. Er behauptet in seinen Erinnerungen, die SPD habe die Briefe nicht benutzt, weil Röhm Unterlagen über peinliche Liebesgeschichten des prominenten Sozialdemokraten Carl Severing, damals preussischer Innenminister, besessen und mit deren Veröffentli-

chung gedroht habe. Auf Dauer jedoch konnte Röhm die Sache nicht in Ordnung bringen. Dem Autor gegenüber erinnerte sich Schirach, dass die SPD-Zeitung «Münchner Post» mehrere Artikel über Röhm's Liebesleben gedruckt und dass der SPD-Reichstagsabgeordnete Klotz die Vorwürfe auch noch in einer Broschüre breitgetreten hat. Er erinnerte sich auch an Hitlers Kommentar: «Röhm ist mein Freund, und ich kann ihn nicht fallenlassen. Doch mit der Jugend darf er nichts mehr zu tun haben. Wir verlieren sonst das Vertrauen der Eltern. Ich werde einen Parteibefehl herausgeben, dass Sie als Reichsjugendführer künftig allein mir gegenüber verantwortlich sind.»

Der Befehl wurde am 15. Juni 1932 veröffentlicht, einen Tag, nachdem die Reichsregierung – jetzt unter dem Kanzler Franz von Papen – das SA- und das Uniformverbot aufgehoben hatte. Bekannt gemacht wurde ausserdem, dass Adrian von Renteln sein HJ-Amt niederlegte und dorthin zurückging, woher er gekommen war: Er übernahm die Führung einer NS-Organisation der mittelständischen Wirtschaft.

Mit Röhm war Schirach seit dem 31. März 1932 privatim verbunden. An diesem Donnerstag hatte er geheiratet, und der Stabschef der SA war zusammen mit dem Obersten SA-Führer Adolf Hitler Trauzeuge gewesen. Dieses hochrangige Geleit zum Standesamt galt Bräutigam und Braut gleichermaßen. Strebte Schirach eine Parteikarriere an, er hätte seine Braut nicht günstiger wählen können: Henriette Hoffmann, genannt Henny, war die Tochter jenes Münchener Fotografen, der seit Jahr und Tag das Monopol auf Hitler-Bilder besass, den der Führer seinen Freund nannte, den er als Unterhalter und Spassmacher einzuladen pflegte und der die argwöhnisch gehüteten privaten Geheimnisse des Adolf Hitler besser kannte als sonst jemand.

Hoffmann hatte sich vor dem Ersten Weltkrieg schon in Europa umgetan, er sammelte Erfahrungen in London und Paris bei den ersten Meistern seines Fachs, porträtierte in Darmstadt die Sippen europäischer Herrscherhäuser – sie waren über die grossherzogliche Hessen-Familie miteinander verwandt – und wurde schliesslich in München sesshaft, wo er sich mit dem Künstlervölkchen der bayerischen Hauptstadt angefreundet hatte, vor allem mit den Malern. Schon in London hatte er angefangen, auch Geschehnisse als Berichterstatter im Bild festzuhalten. Mit Recht nannte ihn sein Sohn Heinrich «einen der ersten Bildreporter unseres Jahrhunderts».

Als ihm eine amerikanische Bildagentur 1922 hundert Dollar für ein Bild von Hitler geboten hatte (was im inflationszerütteten Reich ein Vermögen bedeutete), lauerte Hoffmann dem Parteivorsitzenden der NSDAP auf der Strasse auf. Die Aufnahme glückte, aber Hitlers Begleiter nahmen ihm die Kamera weg und belichteten das Negativ. Schliesslich kamen der Fotograf und sein Objekt überein, dass Hoffmann der erste sein würde, dem eine Aufnahme des fotoscheuen Hitler gestattet würde. Dieser Kontrakt kam insofern zu spät, als sich dann herausstellte, dass Hoffmann bei Kriegsausbruch 1914 vor der Münchener Feldherrnhalle eine Hymnen singende Menge fotografiert hatte und dass auf dem Bild bei entsprechender Vergrösserung der Kopf Hitlers zu erkennen war.

Schon während der zwanziger Jahre nahm Hitler seinen Leibfotografen mit auf fast alle Reisen. Bei den Parteitag beherrschte der kleingewachsene, aber kräftige Mann das Terrain, er war der einzige seiner Gilde, der sich Hitler auf wenige Schritte nähern durfte. Heinrich Hoffmann verdiente im Laufe der Jahre ein Vermögen, denn selbst die grossen Bildagenturen waren auf seine Fotos angewiesen. Hitler hatte

von dieser Regelung den Vorteil, dass er alle Bilder zensieren konnte; strich er eine Aufnahme durch, durfte niemand einen Abzug erhalten. Solche Bilder kamen erst an die Öffentlichkeit, als die Sieger des Zweiten Weltkrieges Hoffmanns Archiv geplündert und nach Amerika verschickt hatten.

Anders als Hitler war Hoffmann ein Geniesser guten Essens, alkoholischer Getränke aller Art und weiblicher Reize. So achtete er auch auf Äusserlichkeiten, wenn er Mitarbeiterinnen einstellte. Er hatte 1930 die hübsche Tochter eines Münchener Gewerbelehrers als kaufmännischen Lehrling in sein Ladengeschäft aufgenommen. Sie war damals noch nicht 18 Jahre alt, im selben Jahr geboren wie Hoffmanns Tochter Henriette. Da Hitler häufig in das Geschäft kam – unter anderem, weil er wissen wollte, welcher seiner Parteistars sich auf Postkarten am besten verkaufte –, lernte er auch den Lehrling Eva Braun kennen. Henny Hoffmann war ihm schon als Kind bekannt geworden, denn manchmal sass er stundenlang im Kreis der Familie. Beide Mädchen schmeichelten sich nach Backfischart damit, dass der gegenüber jeder Art von Weiblichkeit galante Führer der NSDAP ihnen mehr als nur die übliche Sympathie entgegenbringe.

Er hatte bis zum 17. September 1931 in seiner Wohnung in der Prinzregentenstrasse mit seiner Nichte Angelika Raubal, Geli genannt, zusammengelebt. Man munkelte, dass die Tochter seiner Stiefschwester seine Geliebte sei. An diesem Tag erschoss sie sich mit einer seiner Pistolen; weshalb, wurde nie geklärt. Ihr Tod traf Hitler hart, und Eva Braun glaubte, dass er weiblichen Trostes bedürfe. Deshalb schrieb sie ihm mitfühlende Worte auf einen Zettel und steckte ihn in seinen Mantel. Bis dahin waren Henny und Eva von Hitler mit gleicher Liebenswürdigkeit bedacht worden, jetzt kümmerte er sich stärker um Fräulein Braun. Die intellektuelle Henny

zog sich aus der Konkurrenz zurück, Hitler galt ihr nur mehr als guter Onkel. Stattdessen begünstigte sie nun die Werbung des Jüngsten aus dem Führergefolge, indem sie sich als ehrenamtliche Bürohilfe beim Studentenbund anbot. Ihre Mutter trauerte freilich noch lange der Chance nach, Schwiegermutter eines grossen Mannes zu sein.

Baldur hatte Henny eines Tages auf der Strasse angesprochen, war aber abgeblitzt. Dann hatte er sie an der Seite ihres Vaters gesehen, den er von der Partei her kannte. Schliesslich waren sie offiziös ein Liebespaar geworden, sein Kredit bei Hitler war dadurch gewachsen. Ihre gemeinsame Zukunft war darauf aufgebaut, dass Hitler die Macht im Reich gewinnen würde.

Bis zum 31. März 1932 war dies nicht gelungen. Schirach war auf sein mageres Gehalt aus der Kasse des Reichsschatzmeisters angewiesen, doch der wohlhabende Schwiegervater war zu finanzieller Hilfe bereit, und auch die Eltern Schirachs schickten einen Zuschuss. Er war bescheiden, weil der Generalintendant a. D. nur 700 Mark Pension monatlich erhielt und weil die Einkünfte aus den amerikanischen Vermögenswerten der Familie infolge der Wirtschaftskrise geschrumpft waren. Die Hochzeit wurde in Hitlers Wohnung gefeiert; er spendierte ein teures Essen, ass jedoch selbst nur Spaghetti mit Tomatensauce und trank Mineralwasser. Das Hochzeitsgeschenk des Hundennarren war ein junger, bereits preisgekrönter Schäferhund. Die Schirachs konnten ihn in ihrer Mietwohnung nahe dem Englischen Garten nicht lange halten. Die Bestie war so scharf auf den Mann dressiert, dass sie jeden Besucher als vermeintlichen Angreifer anfiel, wenn dieser vor der Wohnungstür grüssend den Arm hochreckte.

Das Zeitgeschehen drängte Hochzeitsreise und Flitterwochen auf ein paar Tage in Tirol zusammen. Das Verbot der HJ



machte viel Arbeit; zuerst musste sie in Wandervereine, Sportklubs, Bildungslehrgänge umgebaut werden – ein Trick der Illegalität, den die jungen Leute nur mangelhaft beherrschten. Als dann der «NS-Jugendbund» erlaubt wurde, musste alles wieder umdirigiert werden. Da und dort mussten Linksabweichler zurechtgebogen werden, irgendwo war immer Wahlkampf und der Reichsjugendführer als Reisender in Sachen NSDAP ständig unterwegs. Manchmal verkaufte er den Wählern die NS-Versprechungen gleich zweimal am Tag als Versammlungsredner. Weil in den Parteikassen chronische Ebbe herrschte, schlief er nachts auch auf Notbetten bei Parteigenossen. Kam er nach Hause, dann war er abgekämpft und heiser.

Bei der Reichstagswahl am 31. Juli 1932 wurde sein Eifer belohnt; Hitler hatte ihn auf eine Kandidatenliste schreiben lassen, und er wurde einer der 230 Abgeordneten der NSDAP. Nun bildeten sie die weitaus stärkste Fraktion, er war mit seinen 25 Jahren der jüngste Volksvertreter. Seine Frau war stolz auf die frische Würde, und er freute sich, dass er dem Kölner Staatsanwalt eine lange Nase drehen konnte; das Verfahren ruhte jetzt, weil ein Abgeordneter nicht angeklagt werden durfte ohne die Zustimmung des Parlaments. Seine Mutter meinte, sie habe schon immer gewusst, dass in ihrem Sohn das Zeug zu einem Politiker stecke, nur sein Vater zeigte sich überrascht. Ihm war das Avancement seines Sohnes zu schnell gegangen. Allerdings war der neue Abgeordnete, wie die meisten seiner Parteigenossen, von der Wahl enttäuscht; sie hatten gehofft, dass die NSDAP die absolute Mehrheit im Parlament gewinnen würde, wenn nicht allein, so doch wenigstens mit den Deutschnationalen zusammen.

Für Schirach war es tröstlich, dass ihm das Mandat 800 Mark Aufwandsentschädigung monatlich einbringen würde,

dass er sich mit Sitzungsgeldern noch Zuschläge verdienen und dass er mit seinem Ausweis als Abgeordneter alle Strecken der Reichsbahn kostenlos und erster Klasse benutzen konnte. Die HJ und die Partei würden davon am meisten profitieren, denn nun mussten sie ihm die Fahrtspesen für die Reisen zu Aufmärschen und Wahlversammlungen nicht mehr ersetzen. Die HJ war ja im Grunde noch immer so arm wie eine Horde Kinder in irgendeinem Elendsviertel; ihre Mitgliedsbeiträge waren minimal, wer nicht zahlte, flog nicht raus, weil man annahm, dass er von seinen Eltern das Geld nicht bekommen konnte – sei es, dass sie keines hatten, sei es, dass sie die Mitgliedschaft nicht billigten. Am Ende des Jahres 1932 zählte man im Reich 5'770'000 arbeitslose Unterstützungsempfänger. Weitere Millionen waren – wie das so hiess – ausgesteuert, bei den Arbeitsämtern nicht mehr gemeldet, lebten von Wohlfahrtseinrichtungen oder zogen-was besonders für Jugendliche galt – als Wanderburschen durch das Land, hausten in Wärmestuben und Asylen, assen in Suppenküchen und lebten von den Almosen, die sie sich in Hinterhöfen ersangen.

Der Reichstag war bei den Nationalsozialisten im Verruf. In ihren Versammlungen und Zeitungen nannten sie ihn eine Schwatzbude, in der sich Parlamentarier mit dem Dreschen leeren Strohs wichtig machten. Es gab Wahlkreise, in denen sich nahezu zwei Dutzend Parteien um die Stimmen der Wähler bewarben, darunter – den Zug der Zeit nutzend – «Nationalsozialistische Kleinrentner, Inflationsgeschädigte und Vorkriegsgeldbesitzer» oder eine «Kampfgemeinschaft der Arbeiter und Bauern». Solche Aussenseiter gingen bei der Sitzverteilung leer aus, aber allein schon durch ihr Auftreten brachten sie das demokratische System und den Parlamentarismus in Misskredit.

Dass der Abgeordnete Schirach sich über seine Aufgaben im Reichstag Gedanken machte, darf mit Recht bezweifelt werden. Er hat während der mehr als zwölf Jahre, die er dem Parlament angehörte, dort nicht eine Rede gehalten, bestenfalls Anträge mit unterschrieben, etliche Male abgestimmt, stets mit Ja, wie es verlangt wurde, und häufig hat er bei Führerreden mit Händeklatschen und Jubelrufen Beifall bekundet. Ach ja, und nach allen Sitzungen hat er die Nationalhymne gesungen, so dass man im Volk spottete, die Abgeordneten seien der grösste und teuerste Gesangverein in Deutschland. Geredet hat Schirach ausserhalb dieses Hauses, vorwiegend zu jungen Menschen, aber auch in Massenversammlungen, wenn Hitler es wieder einmal für notwendig hielt, eine Volksabstimmung zu veranstalten. Über die Arbeit im Parlament brauchte sich Schirach nie Gedanken zu machen; es handelte, dachte und redete für ihn sein Führer. Nur eine Funktion blieb dem MdR (Mitglied des Reichstages): an den Abstimmungen teilzunehmen. Doch das Ja war nicht einmal an seine Person gebunden; als am 1. September 1939 wegen des Kriegsbeginns eine Anzahl Abgeordnetensessel leer wurde, weil ihre Besitzer zur Wehrmacht eingerückt waren, liess der Reichstagspräsident Hermann Göring die Lücken mit Berliner Parteigenossen auffüllen, sie funktionierten nicht schlechter als die gewählten Volksvertreter.

Die erste Sitzung des neu gewählten Reichstages wurde auf den 30. August 1932 angesetzt. Schirach hatte keine Ahnung, was ihn dort erwartete. Hätte er je beabsichtigt, seine neue Würde einzuüben, dann hätte ihn in jenen Tagen ein Ereignis daran gehindert, das im Kreis von Hitler und Hoffmann nahezu eine Panik auslöste. Am 11. August, einem Donnerstag, fehlte im Fotogeschäft die Kollegin Eva Braun. Sie hatte sich in der Wohnung ihrer verreisten Eltern eine Pistolenku-

gel in die Brust geschossen, knapp am Herz vorbei, und zuvor hatte sie Hitler einen Abschiedsbrief zum Berghof nach Berchtesgaden geschickt. Dem Arzt, der sie operierte, sagte sie, sie habe sterben wollen, weil sie sich von Hitler vernachlässigt fühle.

Der Chef der NSDAP hatte sich gerade angeschickt, nach Berlin zu reisen und dort seine Anwartschaft auf das Kanzleramt voranzutreiben. Er kam eilends nach München und liess sich von Hoffmann über den Stand der Affäre unterrichten. Noch war kein Jahr vergangen, seit sich Angelika Raubal in seiner Wohnung erschossen hatte. Würde nun auch dieser Versuch eines Selbstmordes bekannt, dann würde sein Ansehen bei den Frauen erheblich beschädigt. Verzweifelt versicherte er Hoffmann: «Ich hatte doch nichts mit dem Mädchen!»

Das Ehepaar Schirach glaubte ihm. Die beiden erfuhren in der Folgezeit noch von mancherlei Fällen weiblichen Enthemmtseins, bis hin zu dem Vorfall, als sich in Hamburg anlässlich eines Stapellaufs eine Frau ihrem Führer vor Tausenden von Zuschauern nackt darbot. Henny mutmasste, Hitler habe nur die Schwärmerei Evas genossen. Er hatte die beiden Mädchen gelegentlich mit seinem grossen Mercedes zum Tanzen oder zum Schwimmen chauffieren lassen oder war mit ihnen ins Grüne gefahren. Er war nun einmal gern in der Gesellschaft junger Weiblichkeit. An jenem Unglückstag sagte er, er werde sich wohl künftig um das Mädchen kümmern müssen. Auf diese Weise wurde sie seine Geliebte, aber nicht, wie sie gehofft hatte, seine Ehefrau. Er hielt sie verborgen, wie dies in mancher Familie mit einem missgestalteten Kind geschieht. Nachdem er ihr mehr als ein Dutzend Jahre verwehrt hatte, an seiner Seite zu leben, erlaubte er ihr, mit ihm zusammen zu sterben.

Der Skandal wurde dank der Diskretion aller Informierten vermieden. Am 29. August stiegen die Naziabgeordneten aus München und Oberbayern in Stärke eines Überfallkommandos und zumeist in brauner Uniform in den D-Zug nach Berlin. Bisher hatte die NS-Fraktion im Reichstag manchen «Rabatz» verursacht, doch am 30. August benahmen sich die Vertreter der Partei manierlich. Es war Wohlverhalten angeordnet, solange die Bemühungen um eine Regierungsübernahme liefen beim Reichspräsidenten Hindenburg, beim derzeitigen Reichskanzler Franz von Papen und bei der Zentrumsparlei. Die braununiformierten Abgeordneten nahmen es fast lautlos hin, dass die greise Kommunistin Clara Zetkin als Alterspräsidentin die konstituierende Sitzung eröffnete und in einer wilden Rede mit Klassenkampf, proletarischer Wut und Bürgerkrieg drohte. Dafür feierten sie dann lautstark die Wahl ihres Parteigenossen Hermann Göring zum Parlamentspräsidenten, ein Amt, das ihnen als stärkste Partei zustand. Es ist nicht die Aufgabe des Autors, hier im Detail zu schildern, wie in den folgenden Monaten alle Parteien den Rest von Vertrauen verwirtschafteten, den die Deutschen ihrer Weimarer Verfassung, ihrem Parlament und ihren Regierungen noch entgegenbrachten. Es genügt, daran zu erinnern, dass der Reichstag vierzehn Tage nach seiner ersten Sitzung bereits bei der zweiten vom Reichspräsidenten Paul von Hindenburg aufgelöst und die Abgeordneten vom Kanzler Franz von Papen nach Hause geschickt wurden. Zu Neuwahlen.

Schirach trauerte seinem Sessel im Parlament nicht nach. Dem Autor schilderte er seine Parlamentserfahrungen folgendermassen: «Von Zeit zu Zeit rief uns der Fraktionsvorsitzende Dr. Wilhelm Frick zusammen und sagte uns, wie wir abstimmen sollten. Ich habe keinen Gedanken darauf ver-

wendet, parlamentarisch zu arbeiten. Mein Ziel war, die parlamentarische Demokratie abzuschaffen.» In diesem Zusammenhang erinnerte er sich an die kurze Szene im Senatsaal des Braunen Hauses, wo Hitler gesagt hatte: «Hier werde ich die grossen Fragen der Politik mit meinen engsten Mitarbeitern erörtern.» Viele Monate nach der Machtergreifung fragte Schirach, wann der Senat denn nun berufen würde. Das ziehe sich noch hin, hatte Hitler geantwortet.

Ein neuer Wahlkampf stand bevor. Es war klar, dass er zu einer schweren Belastung für die Partei würde. Ihre Kassen waren leer, und die Geldspender hatten keine Lust mehr, etwas in ein Fass ohne Boden zu schütten. So geschah es, dass dem Hitler-Tross während einer Wahlreise das Geld ausging – der Chef hatte nie eine Mark in der Tasche, weil er sich als «Genie» um den schnöden Mammon nicht kümmerte. Auch wenn alle ihre Taschen leerten, reichte es nicht für die Hotelrechnung. Das Gefolge holte in letzter Stunde mit flatternden Nerven Hilfe beim Wirtschaftsjournalisten und Parteigenossen Walther Funk, der durch seine Beziehungen zur rheinischen Schwerindustrie eine Anleihe beschaffte und so seinem Führer eine Anzeige wegen Zechprellerei ersparte.

Das Volk war wahlmüde nach den vielen Abstimmungen. Viele, die Hitler ihre Stimme gegeben hatten, waren enttäuscht; Kanzler Franz von Papen hatte Hitler das Amt des Vizekanzlers in der Regierung angeboten, aber der hatte alles oder nichts gefordert. Die Parteigenossen wussten, dass sie diesmal Federn lassen müssten. Die Frage war nur, ob die Partei trotzdem flugfähig bleiben oder kahlgerupft sein würde. Auch innerhalb der Partei regte sich Widerspruch gegen Hitlers Strategie. Sein heimlicher Konkurrent, der Reichsorganisationsleiter Gregor Strasser, brachte eine Fronde zusammen, die für Kompromisse zu haben war.

In dieser tristen Situation wollte Schirach seinem Führer Trost bieten. Er hatte für die ersten Tage im Oktober 1932 einen Reichsjugendtag in Potsdam angesetzt. Die Vorbereitungen liefen schon. Mit einem Massenaufmarsch wollte der Reichsjugendführer demonstrieren, dass die NSDAP für die junge Generation attraktiver war als je zuvor. Und er wollte seine Kritiker widerlegen, die ihm nachsagten, er beraube mit seiner gemässigten Linie und mit seinen aristokratischen Manieren die HJ ihres revolutionären Schwungs. Er hatte allerdings keine Ahnung, wie viele Jugendliche an dem fraglichen Wochenende hinter den HJ-Fahnen aufmarschieren würden.

Hitler war skeptisch wie fünf Jahre zuvor, als Schirach die Münchener Studenten versammeln wollte. Beim Reichsparteitag 1929, dem vorläufig letzten, seien nur 2'000 Hitler-Jungen angetreten, und wenn es in Potsdam nicht mindestens zehnmal mehr sein würden, ernte er nur den Spott der Gegner. Mochte auch Schirach darauf hinweisen, dass die HJ jetzt über 30'000 zahlende Mitglieder habe und vielleicht ebenso viele, die keine Beiträge ablieferten – sein Führer blieb misstrauisch. Gefragt, ob er in Potsdam reden werde, machte Hitler seine Zusage von der Zahl der Zuhörer abhängig. Er stehe auf Abruf zur Verfügung.

Vielleicht konnte dieses Unternehmen nur erfolgreich werden, weil Jugendliche es anpackten, ahnungslos wie der legendäre Reiter über den zugefrorenen Bodensee, unbelastet durch die Furcht vor einem Fehlschlag. Die Voraussetzungen für dieses Vorhaben waren keineswegs günstig. Zwei von drei HJ-Mitgliedern waren Jungarbeiter oder Lehrlinge in handwerklichen Berufen, weitere zehn Prozent arbeiteten in Büros. Ihre Freizeit begann samstags nicht vor 13 Uhr, und wer im Einzelhandel beschäftigt war, konnte frühestens um 18 Uhr mit dem Feierabend beginnen. Die zahlreichen Ar-

beitslosen hatten zwar genügend Zeit, aber zu wenig Geld. Das galt auch für die meisten Schüler, die zwölf Prozent der HJ stellten. Keine Einheit würde sich in voller Stärke in Potsdam vorstellen können. Vor allem aber: Wer sollte das alles bezahlen? In jeder zweiten Familie war entweder der Hitler-Junge oder dessen Vater arbeitslos. Von der Partei aus München kam kein Pfennig. Schirach schoss privat Geld vor; weil er für das Treffen ein Markenzeichen brauchte, liess er sich von dem damals bekanntesten Werbegraphiker ein Plakat für Potsdam malen. Der Münchener Professor Ludwig Hohlwein arbeitete gemeinhin nur für Grossfirmen mit Markenartikeln und verlangte für den Entwurf tausend Mark. Schirach liess ihn auch als Klebmarke und als Postkarte drucken. Ausserdem liess er ein Metallabzeichen prägen, das Hitler dereinst für einen ganz anderen Zweck entworfen hatte. Mit all dem schickte er die Jungen und Mädels auf die Betteltour, beginnend bei Verwandten und Bekannten, dann zu verbotenem Verkauf auf der Strasse, in die Gaststätten und von Haus zu Haus. Wetteifernd wollte jede Einheit mehr verkaufen. Lehrlinge lieferten freiwillig ein Drittel ihres Lohnes in die gemeinschaftliche Kasse. Kinder wohlhabender Eltern erschmeichelten sich Geld.

Die von Hitler prophezeite finanzielle Pleite wurde vermieden. Die HJ konnte Zelte für ein riesiges Lager mieten und aufstellen lassen, konnte Stroh in Mengen kaufen, konnte Wasseranschlüsse bezahlen, Lebensmittel besorgen und leerstehende Fabrikhallen als zusätzliche Unterkünfte mieten. Am Ende war die Bilanz glatt, obwohl die Zahl der Teilnehmer viel höher lag, als Schirach in seinen kühnsten Träumen erwartet hatte. Parteigenossen schätzten, dass hunderttausend Jugendliche gekommen waren, gegnerische Zeitungen meldeten 40'000, die Wahrheit lag wie immer in der Mitte.



Sie waren nicht zu übersehen und nicht zu überhören, wenn ihre Sonderzüge auf den Bahnhöfen ringsum eintrafen. Sie machten sich erst recht bemerkbar, wenn sie mit Pfeifen, Trommeln und Gesängen zur riesigen Wiese des Luftschiffhafens marschierten und wenn ihre Lastwagen durch die Strassen der Innenstadt rollten. Schirach wurde gemeldet, es seien 70'000 ins Stadion einmarschiert, und die Polizei habe es wegen Überfüllung gesperrt. Tausende standen noch davor. Alle warteten auf Hitler.

Der zögerte in der Wohnung von Gauleiter Goebbels in Berlin, bis er aus telefonischen Meldungen Gewissheit gewonnen hatte, dass die Veranstaltung gross genug für sein Prestigebedürfnis ausfallen würde. Als Schirach am Potsdamer Stadtrand zu Hitler in den Wagen stieg, traf er auf einen begeisterten und gutgelaunten Führer. Es war schon tiefe Nacht, als sie am Stadion ankamen, Scheinwerfer hoben Hitler und sein Gefolge aus der Dunkelheit heraus. Die Begeisterung brach aus wie ein Vulkan, vergleichbar den Ovationen, die heute bei Rockfestivals üblich sind. Wer dieses Schauspiel miterlebte und die Rede des tiefgerührten Hitler hörte, konnte nie und nimmer ahnen, dass der Mann mit der dunklen Schmachlocke vor der Stirn und dem Zahnbürstenbart unter der dickfleischigen Nase einen grossen Teil dieser Jugend in den Tod auf den Schlachtfeldern schicken würde.

Am folgenden Sonntag gab es noch eine Morgenfeier und einen Vorbeimarsch. Er dauerte sechs Stunden, Hitler grüsste jedes Fähnlein mit dem durch Expanderstränge trainierten ausgestreckten Arm. «Sie glauben nicht, Schirach», sagte er, «wie dieser Massenaufmarsch den Kanzler Papen demoralisieren wird. Jetzt weiss er, dass die gesamte Jugend hinter uns steht. Sie haben mir sehr geholfen!» Dabei übergang er, dass ihm der Vorbeimarsch dann und wann gegen den Strich

gegangen war; wenig Disziplin, die Reihen seitlich schlecht ausgerichtet, kein gestrecktes Paradebein, und viele hatten ihm sogar ein lachendes Gesicht zugekehrt. Geradezu grotesk war, dass auch die Mädels vom BDM vorbeiziehen wollten. Dem hatte er wenigstens noch rechtzeitig einen Riegel vorgeschoben.

Kritik am Potsdamer Aufmarsch kam selbstverständlich von politischen Gegnern: Die Organisation sei mangelhaft gewesen, Kinder hätten gehungert, andere keinen Schlafplatz gefunden, und es habe Massenerkrankungen gegeben. Tatsächlich waren am Montag danach nur vier Jungen im Krankenhaus, alle mit Blinddarmentzündung. Etliche HJ-Unterführer waren unzufrieden. Sie moserten, Schirach werde von Hitler gelobt, aber sie hätten die Arbeit gemacht. Alles, die Lager, den Aufmarsch, sogar die Zeitpläne, habe sich Schirach liefern lassen von Offizieren, die er sich von der Reichswehr ausgeliehen habe.

Hitler residierte in jenen Wochen zumeist im Berliner «Kaiserhof», dem Hotel gegenüber der Reichskanzlei. Als er in dem äusserlich imponierenden, innen plüschigen Bau aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für längere Zeit ein Appartement – Salon, Schlafzimmer mit Bad, Adjutantenzimmer – bezog, wollte er damit seinen Anspruch auf die Regierungsübernahme demonstrieren. Es war eine kostspielige Unterkunft. Hitler rechtfertigte den Aufwand, er müsse in der Schlussphase des Kampfes um die Macht im Brennpunkt des Geschehens repräsentieren. Die Hotelrechnung bezahlte er aus der eigenen Tasche. Er war dazu in der Lage, obwohl viele Instanzen seiner Partei von Gerichtsvollziehern belagert wurden. Einer seiner Adjutanten verwaltete seine kleine Kasse und der Geschäftsführer des Parteiverlages seine Konten mit den privaten Einnahmen aus dem Verkauf von

«Mein Kampf», einem Bestseller, und seinem Anteil am «Völkischen Beobachter».

Eine weitere Geldquelle lernte Schirach in jenen spätherbstlichen Tagen kennen, als ihn ein Anruf unerwartet in den «Kaiserhof» beorderte, während er wieder einmal Reden haltend durch das westdeutsche Industriegebiet tingelte. Hitler benötigte ihn als Dolmetscher; zwei amerikanische Journalisten hatten um Interviews gebeten. Der dafür zuständige Auslandspressechef der Partei Ernst Hanfstaengl war momentan nicht verfügbar. Nach den Interviews fragte Schirach seinen Führer, weshalb er neben seinen vielen Belastungen auch noch diese Strapazen auf sich nehme; der Partei nützten diese Veröffentlichungen doch wohl kaum. Hitler gestand: «Sie nützen mir. Diese Amerikaner zahlen pro Wort einen Dollar. Somit habe ich heute rund 4'000 Dollar verdient. Wie könnte ich meine Hotelrechnung leichter finanzieren?»

Hanfstaengl war gekränkt. In seinen Erinnerungen schrieb er später, Schirach sei für ihn «eine strapaziöse Prüfung des Himmels» gewesen, denn der jugendliche Konkurrent habe «von sich aus Unterhaltungen Hitlers mit Engländern und Amerikanern in die Wege geleitet» und habe dabei Hanfstaengl «bewusst auf moderatorgestimmten Darlegungen mit dem Furioso seines jugendlichen Radikalismus» übertönt.

In jenen Wochen wurde Schirach von der Polizei gesucht. Mit der Auflösung des Parlaments hatte er sein Mandat und damit auch die Immunität vor Strafverfolgungen verloren. Zu dem Kölner Komplex waren inzwischen noch drei Monate Gefängnis gekommen, die er wegen eines niemals ausgetragenen Duells absitzen sollte. Er verband das Angenehme mit dem Nützlichen, als er sich vorübergehend nach Tirol zurückzog. Dort versorgte er den Schriftsteller Karl Aloys Schenzinger mit Details aus dem HJ-Milieu für ein Buch, das

den Titel «Hitler-Junge Quex» bekam und das Leben und Sterben eines Hitler-Jungen schilderte, angelehnt an die Geschichte des ermordeten Herbert Norkus aus Berlin-Moabit. Anschliessend wurde das Buch noch zu einem Film verarbeitet, er rührte viele Zuschauer zu Tränen. In den folgenden Jahren nationalen Hochgefühls war dies leicht.

Die Polizei jagte Schirach nicht allzu energisch. Er wäre sonst bei seinen Rednertouren nicht weit gekommen, denn die Versammlungen wurden durch knallrote Plakate mit einem schwarzen Hakenkreuz auf weissem Grund und mit dicken Lettern angekündigt. Die Berliner Polizei hätte ihm auch am «Kaiserhof» auflauern können. Dort genoss er das Vorrecht, sich jederzeit bei Hitler zum Essen anmelden zu können. Er nutzte es, sooft es ging; häufige Anwesenheit schützte davor, vergessen zu werden. Trotzdem wurde er über die Kulissenkämpfe um die Machtergreifung kaum besser informiert als ein aufmerksamer Zeitungsleser. Hitler hielt auch bei seinen innenpolitischen Feldzügen streng darauf, dass niemand mehr erfuhr als notwendig.

Am 6. November 1932 wurde der neue Reichstag gewählt. Am nächsten Morgen frohlockten alle Parteien von den Kommunisten bis zu den Deutschnationalen. Scheinbar hatte Hitler seinen Zenit überschritten; nun würde es mit seiner Partei noch schneller abwärtsgehen, als sie aufgestiegen war. Sie war von 230 auf 196 Mandate zurückgefallen, aber mit Abstand die stärkste Partei geblieben. Der neue Reichskanzler, der Reichswehrgeneral Kurt von Schleicher, versuchte auf eine bisher noch nie erprobte Art eine Reichstagsmehrheit hinter sich zu sammeln: mit Hilfe der Gewerkschaften, des Zentrums und einer Aufspaltung der Nationalsozialisten. Der Reichsorganisationsleiter der Partei Gregor Strasser wurde für dieses Bündnis mit dem Angebot gewonnen, Vize-

kanzler zu werden. Er plädierte am 5. Dezember vor den wichtigsten Männern der NSDAP, man möge das Kabinett im Reichstag tolerieren. In der anschließenden Fraktionssitzung wurden alle Abgeordneten, darunter auch Schirach, auf die Treue zum Führer vergattert, und Strasser wurde verketzert. Kein Abgeordneter wagte, ihm beizustehen.

Die Strasser-Brüder hatten stets den linken Flügel der Partei angeführt. So forderten sie einmal, dass in der Notzeit niemand mehr als tausend Mark monatlich verdienen dürfe. Damit wollten sie sich als Gegner des Kapitalismus ausweisen, als engagierte Sozialisten. Als Marxisten aber verstanden sie sich keinesfalls, nur wenn sich Kapitalisten zu mausig machen würden, sollten Betriebe verstaatlicht werden. Schirach hatte zu dieser Parteirichtung nie enge Beziehungen unterhalten. Solange die HJ der SA unterstellt gewesen war, brauchte die HJ den mächtigen Reichsorganisationsleiter nicht zu beachten, und für die Zeit danach galt Hitlers Versprechen, dass niemand in Schirachs Führung hineinreden dürfe. Allerdings dachte die Mehrzahl seiner Hitler-Jungen tatsächlich sozialistisch (was immer sie darunter verstanden), und in Potsdam hatten sie Hitlers nächtliche Ansprache dahin gehend ausgelegt, dass die HJ sozialistisch sei und dass es dabei auch bleibe. Fraglich war allerdings, ob dies zukunftsweisend gemeint war oder ob es nur ein Warnschuss gegen den «Herrenreiter» Franz von Papen sein sollte, der in jenen Tagen noch mit seinem Kabinett der Barone regierte.

Wie Schirach sahen sich in der Fraktionssitzung vom 5. Dezember 1932 viele von Hitlers Funktionären vor eine Entscheidung gestellt, bei der es – so lautete die Parole – um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes gehe. Des Vaterlandes? Vielmehr noch ging es um das Schicksal jedes Einzelnen dieses Kreises. Zerfiel die Partei, dann stünden die meisten Abge-

ordneten vor dem Nichts. Frick, der Fraktionsvorsitzende, würde vielleicht wieder als Amtmann in den Staatsdienst zurückkehren können, Göring wieder Fallschirme verkaufen, Heinrich Himmler wieder mit Geflügel und Eiern auf den Markt fahren, und Joseph Goebbels würde wieder Geschichten und Gedichte schreiben, die noch immer niemand drucken und honorieren würde. Was aber sollte Baldur von Schirach beginnen? Er hatte nur reden gelernt, aber Staubsaugervertreter gab es schon mehr als genug.

In der damaligen Situation war es schwierig zu entscheiden, ob Gregor Strasser oder Adolf Hitler besser geeignet sei, Deutschland zu retten und – was nicht minder wichtig schien – die Partei zum Sieg zu führen. Die meisten Abgeordneten nahmen jedoch (mit Recht, wie es sich zeigte) vorläufig einmal an, es sei zweckmässiger, auf Hitler zu setzen. Strasser würde nur eine Minderheit folgen, und bei der Mehrheit sei man besser aufgehoben. Deshalb stimmte nach einer Rede Hitlers die Fraktion «wie ein Mann für die Fortsetzung des Kampfes» gegen die Regierung. So vermerkte es Goebbels in seinem Tagebuch triumphierend, obwohl er selbst einmal die rechte Hand Strassers gewesen war. Dem Reichsorganisationsleiter blieb damit nur die Flucht nach vorn. In einem Brief an Hitler legte er am 8. Dezember 1932 seine Parteiämter nieder. Entziehe man sich dem Ruf Schleichers, so meinte er, dann verbrache sich die Partei in nutzloser Opposition. Nun sei der Augenblick gekommen, sie an den Staat heranzuführen.

Ein paar Tage noch, solange der Reichstag beisammenblieb, hielt sich Schirach in Berlin auf. Hätte er je daran gedacht, sich Strasser anzuschliessen, so hätte ihn daran allein schon Hitlers düstere Drohung gehindert; durch Strassers «Treulosigkeit aufs Tiefste verwundet, sagte der Führer:

„Wenn die Partei einmal zerfällt, dann mache ich in drei Minuten mit der Pistole Schluss!“ So steht es in Goebbels' Tagebuch. Es war gewiss nicht das erste Mal, dass Hitler mit dem Selbstmord drohte, und es würde auch nicht das letzte Mal sein. Sehr viel später werden sich dann viele Deutsche fragen, weshalb man ihm so lange Zeit gelassen habe, diese erpresserische Drohung wahr zu machen.

Damals jedoch, um die Jahreswende 1932/33, war der Mensch in Khakibraun die letzte Hoffnung von Millionen. Alle Politiker, mit Ausnahme der Kommunisten, hatten versagt, und deshalb misstraute man ihnen und ihren Programmen – Hitler sollte es wenigstens einmal versuchen dürfen. In den oberen Rängen der Partei wusste man, dass die Stimmung des Volkes für eine Machtergreifung günstig war, aber niemand kannte ein Rezept, wie die Hindernisse zu nehmen seien, die die NSDAP und ihren Führer von der Macht trennten. Hitler verbreitete Zuversicht, aber er begründete sie (wie im Frühjahr 1945) mit einer seltsamen Logik: Wir werden siegen, weil wir siegen müssen. Die Folge für Schirach war, dass er weiterhin als Wanderprediger unterwegs sein musste. Die nächsten Wahlen würden im Land Lippe stattfinden, zwischen Weser und Ems gelegen, mit nur 180'000 Einwohnern eine Miniatur aus Dörfern und Kleinstädten. Auf sie stürzte sich nun die geballte Propaganda aller Parteien. Hitler selbst sprach an sechzehn Orten. Der Reichsredner Baldur von Schirach durfte sich nicht zu gut sein, in Dorfwirtshäusern vor zwei Dutzend Zuhörern um Stimmen zu werben.

Als man am 15. Januar abends die Stimmen zählte, hatte die NSDAP zugelegt, allerdings hatte sie nicht ihre Stärke vom Sommer 1932 wiedergewonnen. Der Erfolg gab den Nationalsozialisten neue Hoffnung. Später behaupteten sie, dieser Wahlsieg (der eigentlich gar keiner war) habe die Kapi-

tulation des Kabinetts Schleicher erzwungen. In Wahrheit hatten Hitler, der Ex-Kanzler Franz von Papen, Joachim von Ribbentrop, Frick und Goebbels schon Anfang Januar die Mine gelegt, mit der die gegnerische Front aufgebrochen werden sollte. Bei einer Abendgesellschaft, im Haus des Kölner Bankiers Kurt Freiherr von Schröder, war ein Plan entwickelt worden, um den Reichspräsidenten für eine «Regierung der nationalen Konzentration» unter einem Kanzler Hitler zu gewinnen.

Schirach wurde darüber nicht informiert. Er bekam als Redner einige Tage Urlaub, damit er in München sein konnte, wenn Henny ihr erstes Kind zur Welt brachte. Trotzdem ackerte er unverdrossen weiter. Der HJ-Gebietsführer von Rheinland und Westfalen Hartmann Lauterbacher hatte ihn gebeten, dort in einigen Versammlungen als Zugpferd aufzutreten. Dabei ging es nicht allein um Propaganda; ebenso wichtig war ihnen momentan das Geld, das sie aus Eintrittskarten erlösten und das während der Versammlung nach Klingelbeutelart gesammelt wurde.

Für den 30. Januar war abends eine Schirach-Rede in Herford angekündigt, doch Schirach und Lauterbacher grübelten in einem Essener Hotelzimmer, wie sie für eine Bahnfahrt mit Gefolge nach Herford genug Geld zusammenbrächten. Ihr Trübsalblasen beendete ein Mädchen mit der Nachricht, Hitler sei Reichskanzler geworden. Im Radio würde es gesagt. Plötzlich waren sie kreditwürdig. Als sie im Brauhemd auf die Strasse kamen, wurden sie von Schutzpolizisten begrüßt, noch nicht mit erhobenem Arm, aber doch mit der rechten Hand am Tschako. Und als sie im Speisewagen Würstchen mit Kartoffelsalat assen, bewarben sich etliche Gäste um die Ehre, den jungen Männern in den braunen Hemden Speise und Trank zu bezahlen.



Für die nächsten Versammlungen musste sich Lauterbacher einen Ersatzredner suchen. Schirach reiste von Herford, wo die Veranstaltung zur Siegesfeier ausartete, gleich nach Berlin weiter. Der grosse Bär war erlegt, und wenn sein Fell verteilt wurde, musste man dabeisein. Lauterbacher bedauerte den Ausfall seines Starredners. «Schirach konnte, wenn er in Stimmung war, ausserordentlich gut und mitreissend sprechen, sehr gepflegt, aber gleichzeitig auch sehr aufwühlend», beurteilte er Jahrzehnte später die Rednergabe seines Vorgesetzten von damals. Er sagte dies, als Schirach bereits tot war. Der frühere Gefolgsmann ist über den Verdacht postumer Liebedienerei insofern erhaben, als er in seinen Erinnerungen dem Reichsjugendführer manchen Tritt gegen das Schienbein versetzt.

Am Morgen des 31. Januar traf Schirach in der Reichshauptstadt ein. Sie hatte von dem Begeisterungsrusch der vergangenen Nacht, vom endlosen Fackelzug, vom Lärm aus Marschmusik, Gesang und Heil-Geschrei sowie von den anschliessend geleerten Mollen noch immer Gleichgewichtsstörungen. Als er im «Kaiserhof» zu Hitler wollte, geriet er dort in den Aufbruchstrubel: Hitler sei im Begriff, so hiess es, in die Reichskanzlei umzuziehen. Dort jedoch bekam er ihn auch nicht zu sehen; Hitler konferierte ununterbrochen und hatte begreiflicherweise Wichtigeres zu erledigen als ein Gespräch mit seinem Hitler-Jugend-Führer. Schirach hatte Zeit, die Machtergreifung bei der Hitler-Jugend an der Berliner Basis mitzuerleben.

«Damit begann für uns eine weitere Überraschung», erzählte er dem Autor. «Es meldeten sich Tausende und aber Tausende Jugendliche bei uns an. Wir wussten gar nicht, wie wir diese Massen verkraften sollten.» Die Organisation musste mitwachsen, und obgleich sie fast nur aus ehrenamtli-

chen Funktionären bestand, war Geld erforderlich. Gebrauchte wurden Büros, dazu Möbel, Formulare, Geräte. Woher nehmen? Schirach fiel ein, dass in der Berliner HJ ein Neffe von Hjalmar Schacht mitmarschierte, jenes Bankiers und Finanzauberers, der sich rühmte, der deutschen Inflation Anno 1923 ein Ende bereitet zu haben, und der jetzt der Nationalen Front zugerechnet werden wollte. Bei ihm liess sich Schirach einführen, aber offensichtlich kam er zur falschen Zeit zum falschen Mann. Er war freundlich, sagte jedoch: «Ich habe leider kein Geld für Sie.»

Wollte Schirach Geld vom Staat, dann musste er bei Hitler vorsprechen. Er nutzte sein Privileg und meldete sich in der Reichskanzlei zum Abendessen an. Wie immer wurde er herzlich begrüsst. Emphatisch pries Hitler die Begeisterung der Berliner. Er sagte: «Jetzt haben wir die Macht! Wir gehen hier nicht wieder raus!» – eines der wenigen Versprechen, die er gehalten hat. Weil das Klima günstig schien, bat Schirach um einen Staatszuschuss für die HJ. Mit etwa 150'000 Mark wäre sie wohl aus ihrer Klemme zu befreien. Doch Hitler war zugeknöpft; er könne nicht jetzt schon vom Finanzminister Zahlungen verlangen, die im Etat nicht eingeplant seien.

Schirach war in jenen Tagen nicht der einzige, der im Braunhemd Geld suchte. Die Partei holte sich örtlich von der Wirtschaft die Spenden, die sie bisher vermisst hatte. Ihre Zeitungen druckten Werbeseiten, die bisher nur den bürgerlichen Blättern zugute gekommen waren. Die SA kam mit Spendenlisten in der linken Hand und einem hinter dem Rücken verborgenen Knüppel in der rechten; man erzählte sich, dass sie gelegentlich auch einen Gegner mitgenommen habe, der nicht spenden wollte und deswegen nun hinter Stacheldraht sitze. Vor der HJ fürchtete sich (noch) niemand; sie konnte zudringlich, aber nicht gefährlich werden.

Schirach erinnerte sich einer losen Bekanntschaft mit einem Grossindustriellen. Bei ihm sprach er vor und bat schlichtweg um 150'000 Mark. Er wurde gefragt, wozu er das Geld denn so dringend brauche. Schirach gestand, er wolle damit ein Haus erwerben; die Reichsführung der HJ benötige einen Stützpunkt in Berlin, und das Haus Kronprinzenufer Nummer 10 sei billig zu haben. Das schien dem Unternehmer eine vernünftige Geldanlage. Er schrieb einen Scheck aus, und wenige Tage später konnten die wichtigsten Mitarbeiter aus München nach Berlin umziehen. Für den Gauleiter Adolf Wagner war dies der Anlass, vom Führer ein Verbot zu erwirken: Reichsdienststellen der Partei durften nicht von der Isar an die Spree verlegt werden. München musste «Hauptstadt der Bewegung» bleiben. Die HJ liess sich in ihrem Drang nach Norden jedoch nicht so einfach bremsen. Sie verlegte ihre Reichsführerschule und die Führerinnenschule des BDM nach Potsdam. Damit war die Spitze der Organisation aus dem Blickfeld der Parteileitung.

Schirach gewann damit mehr Handlungsfreiheit gegenüber Hess, Bormann, Röhm, Himmler und Ley, die auf der Lauer lagen, wie sie sich den Jüngsten im Kreis der Reichsleiter samt seiner Truppe dienstbar machen könnten. Der jedoch verwies auf den Freibrief Hitlers: Niemand habe das Recht, dem Reichsjugendführer Vorschriften zu machen.

Durch die Industriespende verlor die HJ die pekuniäre Unschuld, auf die sie als «Bund der Arbeiterjugend» einmal so stolz gewesen war. Weitere Sündenfälle folgten. Doch selbst der gealterte Schirach versäumte keine Gelegenheit, bei Berichten über die grosse Vergangenheit darauf hinzuweisen, dass die HJ ihre «ganze Organisation, ihre Zentrale, sämtliche Führerschulen schuldenfrei aufgebaut und ein hauptamtliches Führerkorps besodet» habe mit Mitteln, die «Gro-

schen um Groschen» von Jugendlichen zusammengetragen worden seien. (So im Gespräch mit dem Autor) «Die Jugendlichen haben ihr Taschengeld geopfert, haben sich durch kleine Dienste Belohnungen verdient, haben Altpapier und Buntmetall gesammelt und verhökert.» Schirach irrte dabei nur hinsichtlich der eigenen Verdienste; wie Hitler hatte er mit seinen Appellen die idealistisch-altruistische Saite der Deutschen angeschlagen; sie hatte bei der Jugend schon immer voller und reiner geklungen als bei den Erwachsenen, und so neu, wie er meinte, war der Klang auch nicht.

Diese Saite hatte schon getönt, als vor der Jahrhundertwende ein Berliner Student mit den Schülern eines von ihm geleiteten Stenographiekurses an Sonntagen in die grüne Umgebung der Reichshauptstadt hinausgezogen war mit dem Ziel, auf diese Weise das Streben nach einem schöneren Leben zu wecken, als es die Eltern seiner Schüler führten. Dem Elend der Mietskasernen wollte er die Natur entgegenstellen. Tabak und Alkohol sollten verworfen werden beim Wandern mit dem Rucksack. Neu war auch, dass Kameradschaft die Standesunterschiede auslöschen sollte und dass die Jugendlichen die Kleidung bürgerlicher Wohlanständigkeit verachteten. Ohne Stehkragen und Bügelfalte, in kurzen Hosen, derbem Schuhwerk und mit offenem Hemdkragen zogen sie singend, begleitet von den Klängen einer Mundharmonika oder einer Klampfe, ihrer Wege. Weil die Jungen dabei waren, neue Lebensformen zu schaffen, lehnten sie auch gleich die übliche bürgerliche Begrüssung mit Händeschütteln und Verbeugen ab; sie grüssten sich mit dem erhobenen rechten Arm und dem Ruf «Heil!». Sie ahnten nicht, dass Jahrzehnte später dieser Gruss von nahezu allen Deutschen praktiziert würde.

Ihre Lieder holten sie sich anfangs aus der Vergangenheit,

wie sie denn überhaupt von Anbeginn an eine Vorliebe für die Folklore entwickelten mit Volkslied, Volkstanz, Volkstracht. Es fanden sich aber auch unter den «Wandervögeln» einige Verseschmiede und Tonsetzer für ein eigenes, zusätzliches Liedgut. Weil sie rasch im ganzen Reichsgebiet Nachahmer fanden, lohnte sich 1908 der Druck eines Liederbuches. Als «Zupfgeigenhansl» wurde es zum Widerpart der Gassenhauer und der Operettenschlager, die damals, vorwiegend in kleinbürgerlichen und proletarischen Häusern, gesungen wurden. Dieser Liedersammlung bedienten sich die unterschiedlichsten Gruppen, als sich mit der Zeit auch Weltanschauungen und Parteien jugendbewegter Riten bemächtigten, um ihren Einfluss auf die nachfolgenden Generationen zu verstärken. Auch die HJ sang diese Lieder. Während des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses versuchten die Ankläger mit einem dieser Lieder den Beweis zu führen, dass die HJ zum Terror gegen die Geistlichkeit aufgerufen habe. Doch der Angeklagte Schirach konnte unschwer nachweisen, dass dieses Lied schon vor vierhundert Jahren während der Bauernkriege in Deutschland entstanden war und ein Bekenntnis zum Protestantismus Martin Luthers gewesen war.

Was diese Lieder für Jugendliche so anziehend machte, war der Protest gegen bestehende Machtstrukturen. Dabei bezog die Jugendbewegung ihre Kraft aus einem Fundus von Reformstreben, Tatendrang und Opferbereitschaft. Davon lebten nach dem Treffen auf dem Hohen Meissner ungezählte und oft nur kurzlebige Gruppen und Grüppchen, Bünde und Verbände. Zumeist waren sie sich einig in der Kritik der bestehenden Gesellschaft und in der Verachtung dessen, was sie zur Zivilisation rechneten. Doch schon darüber, was als Kultur zu gelten habe und zu pflegen sei, gerieten sie in permanentes Streiten. Ihre Ziele stammten ja auch von den

unterschiedlichsten Vätern. Wer Karl Marx, Friedrich Engels oder später Lenin als Ahnherr wählte, war notwendigerweise Atheist. Wer dem heiligen Georg naheiferte, musste gegen die Gpftlosen streiten. Wer das eigene Volk (und damit auch sich selbst) für den perfektsten Menschentyp hielt, misstraute jenen, die Freundschaft mit anderen Völkern suchten.

Den offenen Krieg zwischen den Gruppen verhinderte seinerzeit der Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Wie Kaiser Wilhelm II. plötzlich keine Parteien mehr und nur noch Deutsche zu kennen vorgab, so begeisterten sich nunmehr die Jugendbewegten in seltener Einigkeit für die Aufgabe, das Vaterland gegen die feindliche Übermacht zu verteidigen. Bewegt von einer Massenekstase aus Heldenmut und Opferwillen, strömten sie als Freiwillige in die Kasernen und konnten es nach kurzer, viel zu kurzer Ausbildung kaum erwarten, an die Front gekarrt zu werden. Kaiserliche Generäle schickten die kampfungewohnten Regimenter beim flämischen Dorf Langemarck massiert gegen gut ausgebaute britische Maschinengewehrstellungen. Sie stürmten und sangen – wie amtlich verkündet wurde – dabei das Deutschlandlied, das damals noch keineswegs als Nationalhymne galt, denn gedichtet hatte es ja ein Kämpfer gegen den monarchischen Absolutismus. Die Regimenter verbluteten. Ihr Angriff blieb nutzlos. Als der Krieg verloren war, wurde der Name des Dorfes für die Überlebenden der Jugendbewegung zum trennenden Symbol. Wer immer noch nach imperialer Macht und Grösse strebte, nahm Langemarck als anspornendes Vermächtnis, die Niederlage durch eine Revanche ungeschehen zu machen. Wer dagegen aus den Schlachten heimgekehrt war mit der Überzeugung, jeder Krieg sei unmenschlich und sinnlos, empfand den Namen als eine ständige Mahnung zum Frieden. So fanden sich denn in den Jahren der Weimarer

Republik die Nationalisten schliesslich in der Gefolgschaft Hitlers zusammen. Die Kriegsgegner sammelten sich weniger konsequent in den linken Parteien, wie zum Beispiel Carlo Mierendorff und Theo Haubach aus einer jugendbewegten Gruppe aus Darmstadt, die beide als Offiziere und mit Tapferkeitsauszeichnungen aus dem Krieg heimgekehrt waren, dann als Sozialdemokraten die Welt verbessern wollten und am Ende in Hitlers KZs landeten.

Rückschauend liegt eine Spekulation nahe, wie sich die gesellschaftlichen Verhältnisse in Deutschland entwickelt hätten, wenn sie nicht in Massen gefallen wären, die jugendbewegten Männer, die sich einmal vorgenommen hatten, den spießbürgerlichen Mief der Monarchie durch den frischen Luftzug neuer Ideen zu vertreiben. Wahrscheinlich wäre ihnen dies nur ungenügend gelungen. Der Jugendbewegung fehlte die Einigkeit, um wirksam zu werden. Einig waren sich die Jungen nur in dem Streben, dass vieles oder gar alles anders werden müsse. Doch ihre Vorstellungen, was dem folgen sollte, waren zu unterschiedlich. So strebte der kleine Haufen der Artamanen nach völkischer Erneuerung durch die bäuerliche Scholle, womit er (nur schlecht getarnt) auf deutschen Raumgewinn im Osten hoffte. Die Sozialistische Arbeiterjugend war so utopisch marxistisch, dass es selbst ihrer Mutterpartei zuviel wurde. Der Bund der «Adler und Falken» fühlte sich als völkische Elite und blieb deshalb bedeutungslos. Die «Naturfreunde» holten sich aus Wanderungen und Lagererlebnissen die Bestätigung ihrer Weltanschauung und blieben eine der zahlreichen linken Sekten. Gemeinsam hatten sie alle eigentlich nur Äusserlichkeiten: so die Organisation in kleinen Gruppen, die anbietende Anrede des Du, die gemeinsamen Wanderungen, «Fahrten» genannt, die auf Naturverbundenheit getrimmte Bekleidung,

genannt «Tracht», die in Farbe und Schnitt zwar voneinander abwich, aber doch auf die gleiche Urform zurückgeführt werden konnte. Ihre weltanschaulichen Gegensätze hindernten sie nicht, vielfach dieselben Lieder zu singen, wenn sie durch Feld und Wald zogen oder wenn sie nachts um ein Lagerfeuer sassen. Wenn jedoch Gruppen unterschiedlicher Couleur zusammentrafen, in Jugendherbergen oder bei Heimabenden in öffentlichen Gebäuden, musste die Obrigkeit darauf bedacht sein, sie auseinanderzuhalten.

Dem Gefreiten a. D. Adolf Hitler konnte solch unmilitärisches Treiben nur zuwider sein. Wenn Schirach behauptete, sein Führer habe nie Verständnis für die Jugend aufgebracht, so wird er nur scheinbar widerlegt durch zahlreiche Fotos, auf denen sein Führer kindlichen Mädchen – meist jünger als zwölfjährig – mit milder Hand über den Scheitel streicht oder sich von einer Schar Buben im Braunhemd anstrahlen lässt. Die Bilder sind das Werk des routinierten Fotografen Heinrich Hoffmann, der genau wusste, was beim Volk «ankommt». So sträubte sich Hitler häufig gegen einen Vorbeimarsch von Hitler-Jungen, also auch der Vierzehn- bis Achtzehnjährigen. Stets fürchtete er, sie würden in loser Ordnung, also unmilitärisch, an ihm vorbeiziehen, und er glaubte, dies könnte seiner Würde schaden und Zweifel aufkommen lassen an seinem Führercharisma. Er brauchte Gefolgsleute, denen der Drill (auf dem Kasernenhof oder durch die Partei) den eigenen Willen verkümmert und Platz geschaffen hatte für bedingungslosen Gehorsam.

Wer aus der Jugendbewegung kam, war dafür, zunächst einmal wenig geeignet, doch andererseits konnte die Hitlerjugend auf den Idealismus dieser jungen Menschen nicht verzichten, geschweige denn, sie dem Einfluss der Gegner überlassen. Schirach wusste, wie stark seine Generation von



den Ideen der Jugendbewegung eingefärbt war. Das Waldschulheim in Bad Berka hatte ihn die Anziehungskraft jugendbewegter Erziehung spüren lassen. Seine Vorgänger Lenk und Gruber rechneten sich sogar selbst zu den Jugendbewegten. Nicht zuletzt deshalb waren sie Hitler fremd geblieben. Auch den von ihnen geworbenen Jugendlichen misstraute er. Wollte Schirach aus der Parteijugend jene Gefolgschaft entwickeln, die Hitler erwartete, dann musste er die Ideale der Jugendbewegung in ihr verkümmern lassen.

## Von der Gleichschaltung der Jugend...

Schirach hatte Hitler versprochen, er werde ihm eines Tages die grösste Jugendorganisation präsentieren, die es je gegeben habe. Davon war die HJ im Januar 1933 noch weit entfernt. Sie hatte 70'000 Mitglieder und wohl noch etliche Tausende mehr, die keinen Beitrag zahlten; das war ein verschwindender Teil der organisierten deutschen Jugend. Ihre Vereine und Verbände waren lose zusammengefasst im «Reichsausschuss für die Deutschenjugendverbände», Sitz in Berlin, der angeblich sechs Millionen Jugendliche repräsentierte. Darin enthalten war eine unbekannte Anzahl von Karteileichen. Jeder im Ausschuss vertretene Verband schwindelte seine Zahl nach oben, um mehr Gewicht zu bekommen, wenn es ans Beschliessen ging oder wenn Subventionen verteilt wurden. Die meisten der Verbände waren an keine Partei gebunden; sportlich oder konfessionell ausgerichtete Organisationen stellten die grössten Kontingente. Schirachs Versprechen und sein Ehrgeiz zielten dahin, auch diese Millionen hinter Hakenkreuzfahnen zu sammeln.

Noch als alter Mann behauptete er unentwegt, niemand sei gezwungen worden, in die HJ einzutreten. Richtig ist, dass er keine Zwangsmitglieder haben wollte, aber für die Jugendlichen und ihre Eltern erwies es sich als einigermassen strapaziös, der HJ auf Dauer fernzubleiben. Wer dies versuchte, befand sich in der Situation eines jungen Menschen, der es ablehnte, sich den Hals so regelmässig zu waschen, wie dies alle anderen taten. Das Ergebnis: Früher oder später wurde er als Schmutzfink beschimpft und gemieden. Zudem widerlegt

die Taktik, mit der Schirach gleich in den ersten Monaten nach der Machtübernahme seine Formation aufstockte, die These von der Freiwilligkeit. Ihm und seinem Führerkorps war es zu umständlich, jeden einzelnen Jugendlichen zu umwerben. Es erschien zunächst effektiver, gleich ganze Gruppen oder gar Verbände in die HJ einzureihen. Dabei wurde der Einzelne nicht gefragt.

Für solche «Gleichschaltungsaktionen» brauchte die HJ zunächst einmal einen genauen Überblick, wo und wie die Jugendlichen organisiert waren und welche Bindungen sie bisher zusammengehalten hatten. Die Unterlagen darüber befanden sich beim Reichsausschuss, und über dessen Akten wachte ihr geschäftsführender Vorsitzender Hermann Maass, ein jugendbewegter Sozialdemokrat. Wie das Problem zu lösen sei, sah Schirach fast täglich, wenn Kommandos der SA, der SS oder der unter Görings Kommando stehenden Polizei in Berlin Büros von Parteien und Organisationen «gleichschalteten», richtiger gesagt: aushoben. Auf diese Weise würde die HJ sich die Akten sichern.

Eile war geboten. Einige Jugendgruppen versicherten neuerdings, sie seien schon immer national und auch sozialistisch gewesen, schlossen ihre jüdischen Mitglieder aus und schworen, sie würden sich geschlossen der neuen politischen Richtung und dem Vaterland zur Verfügung stellen. So auch ein frisch vereinigter «Grossdeutscher Bund», der sich allein schon durch seinen Namen empfahl und der sich als Galionsfigur den pensionierten Vizeadmiral Adolf von Trotha holte, einen konservativen Edelmann, der auch noch den Vorteil bot, dass er mit dem Reichspräsidenten Paul von Hindenburg fast freundschaftlich verbunden war.

Auch die Reichswehr warf nun begehrlche Blicke auf die deutsche Jungmannschaft. Denn das NS-Regime würde sich

mit den hunderttausend Soldaten begnügen müssen, die der Versailler Vertrag genehmigte. Wenn aufgerüstet wurde, bedurfte es einer Vorschule für die künftigen Rekruten. Anfänge dazu hatte es in der HJ und in der SA schon da und dort gegeben: Junge Leutnants oder altgediente Feldwebel hatten fachmännischen Rat erteilt, indem sie jungen Männern zeigten, wie man schiessend ins Schwarze trifft (mit Kleinkalibergewehren), wie eine Kompanie auf gelockert eine Stellung angreift oder wie Soldaten sich tarnen. Allerdings war diese Art von Schulung von sozialrevolutionären HJ-Führern nicht mit der gewünschten Intensität betrieben worden, deswegen lag im Schreibtisch des Reichswehrministers Werner von Blomberg ein Memorandum über einen «Vierjahresplan der nationalen Jugenderziehung», der von einem neu zu schaffenden «Ministerium für die deutsche Jugend» durchzuführen sei. Es sollte zweckmässigerweise mit dem Reichsarbeitsministerium verbunden werden. Dort regierte der bei den Militärs sehr geschätzte Oberstleutnant a. D. Franz Seldte, erster Mann des «Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten» und des angeschlossenen «Jungstahlhelm», einer HJ-Konkurrenz. Diese Konstruktion hätte die Gewähr dafür geboten, dass sich jugendlicher Tatendrang nur hinter schwarz-weiss-roten Fahnen, den Farben der Monarchie, austoben konnte.

In der HJ-Führung hielt man soziale Massnahmen angesichts der Massen arbeitsloser Jugendlicher für dringlicher. Sie war keinesfalls gewillt, den «reaktionären», vielfach sogar monarchistisch gesinnten Stahlhelmern amtliche Befugnisse über Jugendliche einzuräumen. Im Gegenteil, jenen Leuten, den Parteigängern Hugenbergs und den Stockkonservativen, sollte jeder Einfluss auf die Jugend verbaut werden. Als Schirach hinterbracht wurde, die Pläne des Seldte-Ministeriums zielten auf die Karteien und Akten des Reichs-

ausschusses, entschloss er sich zu einem Gewaltstreich. Aus München alarmierte er telefonisch den damaligen Organisationsleiter der HJ, den Obergebietsführer Carl Nabersberg in Berlin, der ihm schon als Funktionär im Studentenbund gute Dienste geleistet hatte. Ihn beauftragte er, die Geschäftsstelle des Reichsausschusses mit einem HJ-Kommando zu besetzen und die Akten sicherzustellen.

Nabersberg kannte sich in der Geschäftsstelle aus. Er war seit kurzer Zeit selbst ein Mitglied des Reichsausschusses, und man hatte ihn sogar, dem Trend jener Tage folgend, zu einem der stellvertretenden Vorsitzenden ernannt. Am 5. April 1933 rückte er mit einer halben Hundertschaft stämmiger Hitler-Jungen an, und während sie auf sein Geheiß die Karteikästen aus dem Haus trugen und die Aktenordner bündelten, versicherte er den Angestellten, sie würden ihre Arbeitsplätze behalten, sofern sie sich nicht widerspenstig zeigten. Nur dem geschäftsführenden Vorsitzenden wurde gesagt, er sei fristlos entlassen. Indirekt betroffen wurde von der Aktion auch das dekorative Oberhaupt des Reichsausschusses, der General a. D. Vogt, der die Verbindung zum «Reichskuratorium für Jugendertüchtigung» bildete, das von dem General a. D. Edwin von Stülpnagel geleitet wurde. Die Besetzung war ein Stich ins konservative Wespennest. Zur selben Zeit besetzten Stosstrupps der HJ auch alle Geschäftsstellen der Landesausschüsse der Jugendverbände.

Die Aktion war illegal, doch das scherte Nationalsozialisten in jenen Tagen wenig, und selbst die als Hüter der Legalität eingesetzten Staatsdiener überlegten es sich zweimal, ehe sie eingriffen, um dem Gesetz Geltung zu verschaffen. Sie mussten damit rechnen, dass Befehle von oben ihren Eifer bremsen und dass ihre Personalakte künftig mit einem schwarzen Fleck verunziert sein würde. Als Maass beim

Reichsinnenministerium protestierte, antwortete Schirach: Der Einspruch sei abgelehnt, denn der Reichsausschuss sei eine freie Selbstverwaltung der Jugendverbände, und in deren Streitigkeiten könne der Staat sich nicht einmischen. Als neuer Vorsitzender des Reichsausschusses modelte Schirach jetzt dessen Statuten und Ziele so gründlich um, dass ausser der HJ niemand mehr etwas zu sagen hatte. Marxistische und jüdische Jugendorganisationen wurden kurzerhand ausgeschlossen. Sie verloren alle Vergünstigungen, von den staatlichen Zuschüssen bis zu den Fahrpreismässigungen bei der Eisenbahn. In einem Aufruf verkündete Schirach, es sei selbstverständlich, «dass das Eigenleben der Verbände unangetastet» bleibe. Wie ehrlich er es meinte, zeigte sich bereits zehn Wochen später, als er auf Massnahmen zurückgriff, die er schon in einem Aufruf drohend angekündigt hatte: «Jeder Versuch, diese Freiheit zu Handlungen zu missbrauchen, die sich mit den Zielen der Regierung der nationalen Revolution nicht vereinbaren lassen», werde «schnell und ohne falsche Rücksichtnahme unterdrückt».

Hitler und seine Partei planten die totale Herrschaft über Volk und Staat. Die Jugend war davon nicht ausgenommen. Es wäre jedoch wenig zweckmässig gewesen, wenn Schirach sich gleich mit allen noch intakten Jugendverbänden angelegt hätte. Aus taktischen Gründen machte er den Anfang mit einer Organisation, die der HJ hinsichtlich der Ziele und Statuten am nächsten kam. Sein Parteiamt als Reichsjugendführer der NSDAP legitimierte ihn nicht dazu, aber am 17. Juni 1933 übertrug ihm der Reichskanzler durch einen schlichten Händedruck auch eine staatliche Funktion. Ohne die für solche Fälle per Gesetz vorgeschriebene Urkunde durfte er sich jetzt zusätzlich «Jugendführer des Deutschen Reiches» nennen – ein Titel, der ihn zu dem Irrtum verleitete,

er sei nun mit dem Rang eines Ministers ins Reichskabinett aufgenommen.

Seinen ersten, auf diesen Tag datierten Erlass trug er schon formuliert in der Tasche. Mit ihm löste er den «Grossdeutschen Bund mit seinen Unter- und Teilorganisationen» auf und beschlagnahmte deren Eigentum. Der Bannstrahl traf in erster Linie nationale Pfadfindergruppen und Freischaren. Angeblich hatten sie sich als Gegner des nationalen Sozialismus in reaktionäre Umtriebe einspannen lassen. Was sie in Wahrheit belastete, war, dass sie die Ideale der hündischen Jugend noch am besten bewahrten. Sie waren damit eine scharfe Konkurrenz im Werben um die Gunst der Jugendlichen und zugleich ein Gewissenswurm, der die Jugendbewegten in der HJ, Schirach eingeschlossen, an die Kompromisse erinnerte, die sie ihrer Karriere zuliebe mit der Partei einzugehen im Begriff waren.

Die Aktion gegen die Bündischen war publizistisch gut vorbereitet worden. Als Trotha im Namen des Bundes ein «Bekenntnis zu Adolf Hitler und seinem Kampf» abgegeben hatte, war dies in einer HJ-Publikation eine «masslose Frechheit» genannt worden. Ein anderes Blatt hatte gefordert: «Vernichtet die Bünde!» und ihnen den «gespreizten Dünkel ihrer Führerklüngel» vorgeworfen. Schirach bezeichnete sie als «diejenigen (...) Staatsfeinde, die sich reaktionär der revolutionären Welle der Jugend entgegenstemmten». Bei Dresden hatte der Admiral im Frühjahr seine Gefolgschaft mittels eines Bundestages mustern und zugleich seine Stärke präsentieren wollen, aber auf Schirachs Betreiben hatte das sächsische Innenministerium den Aufmarsch verboten. Als er in das abgelegene Munster, im südlichen Teil der Lüneburger Heide, verlegt und vom Landrat genehmigt worden war, hatte die HJ, verstärkt durch SA, mit einer Gegendemon-

stration die Situation örtlich so explosiv gemacht, dass die Polizei die Bündischen eilig nach Hause schickte.

Als Trotha Hitler auf die rüden Methoden Schirachs ansprach, mimte der Reichskanzler den Ahnungslosen. Ihm liege es fern, behauptete er, «auf eine Auflösung des Grossdeutschen Bundes hinzuwirken». Trothas Gefolgschaften seien ihm weiterhin so teuer wie alle nationalen Verbände. Ebenso versicherte der preussische Ministerpräsident Hermann Göring, dass er «das Vorgehen des Herrn von Schirach (...) in keiner Weise» billige. In dieses System der Heuchelei und der Lüge passte es, dass Landgendarmen in Glienicke, im nördlich Berlins gelegenen Wohnort Trothas, dessen Haus durchsuchten und dass der Berliner Polizeipräsident diesen Vorfall nachträglich missbilligte und bedauerte. Auf all das berief sich Trotha, als ihm ein hoher HJ-Führer Schirachs Verbotsanordnung überreichte. Ein Kanzlerwort, meinte der Admiral, stehe doch wohl höher als das Papier des Reichsjugendführers. Der HJ-Führer antwortete ihm «mit Achselzucken».

Der Vizeadmiral a. D. Adolf von Trotha, Seeheld des Ersten Weltkrieges, sah sich dadurch gezwungen, «die Ehre meines Lebens und meiner Vergangenheit gegen Herrn von Schirach (zu) verteidigen». Das schrieb er in einem Klagebrief, den er am 23. Juni 1933 an den Reichspräsidenten «Generalfeldmarschall von Hindenburg, z.Zt. Neudeck» adressierte. Über diesen Brief und dessen Wirkung amüsierte sich Schirach noch, als er seine zwanzigjährige Haft als Kriegsverbrecher in Spandau hinter sich gebracht hatte. Trothas Beschwerde bewirkte nämlich, dass das 86jährige Staatsoberhaupt dem Reichskanzler Hitler vorhielt, sein maritimer Waffengefährte werde von einem Mann schlecht behandelt, der als Major a. D. weit unter einem Admiral rangiere. Der



alte Mann verwechselte den Reichsjugendführer mit dessen in München lebenden Onkel.

Mit Anekdoten über die zunehmende Senilität des Staatsoberhauptes machten sich die führenden Nationalsozialisten häufig lustig über den Greis, der sie zeitweise von der Staatsmacht ferngehalten hatte. Doch inzwischen war es Hitler in unwahrscheinlich kurzer Zeit gelungen, das Misstrauen Hindenburgs gegen den «böhmischen Gefreiten» (wieder eine Verwechslung, weil es einen Ort Braunau auch in der CSSR gab) und Führer der NSDAP abzubauen. Hitler sagte Hindenburg zu, er werde den Fall untersuchen lassen und bereinigen. Schirach bekam den Auftrag, den Admiral zu versöhnen. Dies geschah, indem er ihn zum Ehrenführer der Marine-HJ ernannte. Göring spendete noch ein Trostpflaster dazu, als er Trotha den Ehrentitel eines preussischen Staatsrates verlieh. Damit war Hindenburg zufriedengestellt. Schirach musste ihm allerdings aus dem Weg gehen. Hindenburg durfte nie erfahren, dass der Missetäter ein 26jähriger Parteifunktionär und keineswegs ein Major a. D. war.

Wer sich wundert, dass in den Streit das Staatsoberhaupt hineingezogen wurde, muss die Hintergründe berücksichtigen: Die konservativen Kreise und vor allem die Deutschnationalen hatten sich auf ein Kabinett Hitler nur eingelassen, weil sie ihn im Kabinett von einer Ministermehrheit umzingeln und damit für ihre Pläne einspannen wollten. Doch nun bedrängte sie der gewiefte Taktiker auf allen Gebieten. Als Verbündete konnten sie seinem Drängen nicht mehr ausweichen, und er schonte sie nicht; er wollte in jeder Hinsicht den totalen Sieg. Wenn es um die Jugend ging, sprach er nicht mehr herablassend von Kindern; seit seiner Machtergreifung waren sie für ihn ein Machtfaktor, der mit jedem Tag, den sie älter wurden, an Gewicht gewann. Sein nächstes Ziel, schon

festgelegt in «Mein Kampf», war das Grossdeutsche Reich. War daraus dann erst ein germanisches Grossreich entstanden, dann konnte er Anspruch auf die Weltherrschaft erheben. Dazu brauchte er die Jugend; sie musste zum Kämpfen und zum Sterben erzogen werden.

Schirach schien dafür der richtige Mann. Er gab sich kulturbeflissen, dichtete plakative, gemeinverständliche Lyrik, und er konnte Begriffe wie Treue, Heldentum, Kampf und Tod mit schönen Sätzen vergolden. Später stellte es sich heraus, dass er zwar den Part des jugendlichen Tenors glaubhaft ausfüllte, dass er aber den gereiften Helden nicht überzeugend darzustellen vermochte. Letztlich vermied er es, für irgendetwas zu sterben, wie ihn auch sein Äusseres eher dem Grafen Danilo in Lehars «Lustiger Witwe» gleichen liess als dem Siegfried in der «Götterdämmerung». Den Babyspeck ist er nie ganz losgeworden.

Während ihm das Weiche seiner Erscheinung bei vielen Eltern den Kredit verschaffte, dass man ihm Kinder ohne Bedenken anvertrauen könne, glaubte er, er müsse sich von Zeit zu Zeit hart und männlich darstellen. Oft nahm er als Redner den Mund so voll, dass er sich in nutzlose Fehden verwickelte, auch mit den Granden der Partei. Sie glaubten, dass bei der HJ etwas zu holen sei. Robert Ley wollte die Lehrlinge in den Betrieben ausschliesslich für seine Arbeitsfront und deren Werkscharen reklamieren. Der Ideologe Alfred Rosenberg hatte Schirach in seinen Anfängen gefördert und erwartete nun, dass die HJ zur antichristlichen Speerspitze werde. Der Reichserziehungsminister Dr. Bernhard Rust bemängelte, die HJ untergrabe die Disziplin in den Schulen, und verlangte die Bestrafung von uniformierten Raubauken, die eine Lehrerkonferenz gestürmt und nach Saalschlachtart auseinandergetrieben hatten. Der Reichsinnen-

minister Dr. Wilhelm Frick hielt es als altgedienter Verwaltungsbürokrat für notwendig, dass hündische Jugendgruppen, solange sie nicht verboten waren, durch Polizisten vor dem Terror der HJ geschützt wurden.

Sorgen anderer Art bekam Schirach mit der Basis. Er hatte der HJ eine feste Struktur verordnet: Die männlichen Zehn- bis Vierzehnjährigen marschierten im Jungvolk, die Vierzehn- bis Achtzehnjährigen in der Hitler-Jugend, bei der weiblichen Jugend galten dieselben Altersgrenzen für Jungmädel und BDM. Damit wurde es einfacher, die neuen Mitglieder einzuordnen, die nun massenhaft vom «Grossdeutschen Bund» kamen, nachdem Trotha sie aufgefordert hatte, künftig in der HJ zu dienen. Dort vermied man es jetzt tunlichst, Einheiten geschlossen zu übernehmen, weil man sich, keineswegs unbegründet, vor oppositionellen Zellen in der eigenen Organisation fürchtete. Sie gab es trotzdem, vorwiegend im Jungvolk. Ihm fehlte es an erfahrenen Führern, und gerade die ehemaligen Bündischen eigneten sich dazu am besten. Sie wurden ins Jungvolk aufgenommen, auch wenn sie die Altersgrenze schon überschritten hatten. Man kam damit auch dem Wunsch dieser Gruppen entgegen; sie wollten sich nicht gern in eine Truppe einreihen lassen, die einen politischen Auftrag zu erfüllen hatte.

Es waren diese Führer, die den Jungen am stärksten imponierten. In der Gestaltung von Heimabenden, im Organisieren von Fahrten, im Aufbau und in der Leitung von Zeltlagern hatten sie Erfahrung. Schneller als normal stiegen sie in die höheren Führerränge auf. Man konnte kaum kontrollieren, ob sie nicht gelegentlich von der ideologischen Linie der Partei abwichen. Solche Fragen konnte letzten Endes ohnehin nur der oberste Führer entscheiden, und bei ihm war man nie sicher, dass er seine Meinung von gestern nicht schon wieder

geändert hatte. Schirach sah die Gefahr, dass die HJ aus ihrem Kückenstall heraus durch hündische und aus linken Köpfen stammende Ideen infiltriert würde. Von einem dieser Köpfe, dem nur vier Wochen jüngeren Eberhard Köbel, der sich von den Jungen seines kleinen Bundes «tusk» nennen liess, wird hier noch ausführlich die Rede sein, weil er die Opposition der Jugendbewegung gegen die HJ besonders deutlich verkörperte und weil diese Ideen bis in den Zweiten Weltkrieg hinein unter Jugendlichen virulent blieben.

Um die Konkurrenten von rechts brauchte sich Schirach nicht mehr zu kümmern. Am 21. Juni 1933 waren die Kampf- ringe der Deutschnationalen Front, diffuse Ableger der Hugenberg-Partei, und ebenso deren Bismarck-Jugend von der Staatspolizei verboten worden. Begründung: Sie seien von Marxisten unterwandert, die nach dem Verbot ihrer Parteien und Organisationen nun auf der Suche nach einem Dach seien, unter dem sie sich wieder sammeln könnten. Der «Stahlhelm» war in der SA auf gegangen, und nun empfahl die Führung der «Stahlhelm»-Jugendorganisation «Scharnhorst» ihren Mitgliedern, in die HJ einzutreten. Diesen Weg ging auch die Führung der Jungdeutschen Ordensjugend; es war dies die Gründung eines Politsektierers, der davon geträumt hatte, er könne Deutschland durch eine Sammlung einer ausserparlamentarischen Elite retten.

Ärgerlicher waren die Auseinandersetzungen für Schirach mit der Sportjugend, denn dabei musste er mit strammen Parteigenossen streiten. Ihnen konnte man keine rote Staatsfeindlichkeit anhängen; die Arbeitersportvereine waren polizeilich aufgelöst, national zuverlässige Vereine hatten deren Besitz geerbt. Dabei gebärdete sich die Dachorganisation der «Deutschen Turnerschaft», als seien ihre Mitglieder schon immer Mitstreiter der NSDAP gewesen. Ausserdem hoben

nun des «Umbruchs» wegen alle Sportler den rechten Arm zum Gruss. Jüdischen Mitgliedern legten die Vereine den Austritt nahe. Zusammengefasst waren alle Sportvereine unter einem Reichssportführer. Hitler hatte dazu den Ex-Offizier Hans von Tschammer-Osten ernannt. Im Grunde stritten er und Schirach sich nur um die Millionen Namen in den Mitgliederlisten und um die Zeit, die junge Menschen entweder für den Sport oder für den Dienst in der HJ aufzuwenden hatten. Der für den Sport amtlich zuständige Reichsinnenminister Frick, ohnehin kein Schirach-Freund, stachelte Tschammer-Osten auf, er möge den aufmüpfigen Reichsjugendführer Mores lehren.

Die Versuche Fricks, sich Schirach und damit auch die HJ zu unterwerfen, begannen im Juli 1933. Aus dem Ministerium kam damals eine Verfügung, wonach «es geboten» sei, «einen Reichsjugendführer zu bestellen, der ohne behördlichen Charakter (...) im Einvernehmen mit dem für Jugenderziehungsfragen zuständigen Reichsministerium des Innern den Neuaufbau der vaterländischen Jugendarbeit leistet». Dies war der Aufmarsch zu einem Papierkrieg, bei dem schliesslich in einer Art Kesselschlacht die ganze HJ eingefangen werden sollte. Der nächste Absatz der Verfügung liess das deutlich erkennen. Schirach las: «Indem ich Sie hiermit zum Jugendführer des Deutschen Reiches ernenne, ersuche ich Sie, die Ihnen damit übertragenen Obliegenheiten nach Massgabe der (...) von mir erlassenen Richtlinien wahrzunehmen.»

Vermutlich begrub Schirach diese Verfügung in einer Aktenablage. Sie war aus seiner Sicht bedeutungslos, weil ihn Hitler schon vier Wochen zuvor ziemlich formlos mit Titel und Amt eines Jugendführers des Deutschen Reiches dekoriert hatte. Wie weit er dabei dem Innen- oder dem Erziehungsminister unterstellt wurde, war von Hitler mit Still-

schweigen übergangen worden – mit Absicht wohl, denn damit stiftete er wieder einen Kompetenzstreit. Mit dem Reichssportführer aber würde Schirach, dessen war er sicher, auf die Dauer einig werden. Im Lauf ihrer Verhandlungen kamen die beiden sich so nahe, dass sie sich als Freunde betrachteten, während die unteren Instanzen ihrer Organisationen noch um Fussbreiten zankten. So wurde dann erst im Juli 1936 eine abschliessende Vereinbarung als eine Art Friedensvertrag unterzeichnet. Danach wurde das Jungvolk, also die Jungen bis zum vierzehnten Lebensjahr, ausschliesslich von der Parteijugend betreut, und soweit sie Sport treiben wollten, wurden sie von Jugendwarten des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen getrimmt. Die Älteren konnten in Sportvereinen aktiv sein und waren vom HJ-Dienst während der Übungsstunden befreit, aber nur, wenn sie spätestens mit Vollendung des sechzehnten Lebensjahres das Leistungsabzeichen der HJ erworben hatten.

Sieht man von diesem Nebenkriegsschauplatz ab – auf dem im Grunde nur Manövergefechte stattfanden –, dann hatte sich die HJ bis zum Herbst des Jahres 1933 ihre Konkurrenten vom Halse geschafft – mit Ausnahme der konfessionellen Jugendverbände. Aus Schirachs Sicht waren auch sie vom Zeitgeist überholt und damit reif zu verschwinden. Vorläufig musste man mit ihnen jedoch noch sanft umgehen. Hinter ihnen standen die Kirchen und damit viele Volksgenossen, die in der NSDAP das Bollwerk gegen den gottlosen Bolschewismus verehrten. Wer gegen die Kirchen anging, wurde auf den Punkt 24 des Parteiprogramms verwiesen; dort stand, die NSDAP stehe auf dem Boden des positiven Christentums.

Was darunter zu verstehen sei, wurde vom allein massgebenden Führer vorsichtshalber nie definiert. Ebenso vage war dann auch 1946 die Rechtfertigung Schirachs, als ihn die

Ankläger des Nürnberger Tribunals beschuldigten, unter seiner Führung und auf seinen Befehl hin habe die HJ Christen um ihres Glaubens willen verfolgt. Dass dieser Vorwurf unge-rechtfertigt sei, meinte er, gehe allein schon daraus hervor, dass er und auch seine Frau nie aus der Kirche ausgetreten seien, in die sie als Täuflinge aufgenommen worden waren. Die Lehren Jesu bezeichnete er als sehr beherzigenswert. Grundsätzlich habe er niemanden in der HJ geduldet, der nicht an Gott geglaubt habe. Erläuterungen, welche Art Gott er meine, wurden ihm bei dieser Gelegenheit nicht abverlangt. Seine Bewunderung für den «Mythus»-Rosenberg, den germanischen Sektenchristen Dinter und für Houston Stewart Chamberlain, den Propagandisten eines arischen Christus, sprach kaum dafür, dass seine Gottesvorstellungen den Ansprüchen kirchlicher Theologen standgehalten hätten.

Hitler und die Partei erwarteten von Schirach, dass er die konfessionellen Jugendverbände zur Kapitulation zwingen würde, nachdem die politischen Parteien der christlichen Konfessionen vernichtend geschlagen waren. Die Protestanten hatten nie einig hinter einer Partei gestanden; ihr «Christlicher Volksdienst» hatte es nur zu wenigen Abgeordneten in den Parlamenten gebracht, ehe sie bei den letzten Weimarer Wahlen überall durchgefallen waren, aufgesogen von der NSDAP. Die Partei der Katholiken, das Zentrum, kümmerte im ersten Halbjahr 1933 vor sich hin. Die Jugendverbände beider Konfessionen waren jedoch eng mit den örtlichen Kircheninstanzen verknüpft und darum vom Parteienzerfall kaum betroffen. Wohl verloren sie 1933 in den ersten sechs Monaten schon Mitglieder an die HJ, die sich ja nun mit Pauken und Trompeten auffällig in der Öffentlichkeit präsentieren konnte, aber was sie zahlenmässig an das Hakenkreuz verloren, gewannen sie für das Kreuz wieder durch

Neuzugänge aus den verbotenen Organisationen der Linken und der Bündischen.

Das Verbot der marxistischen Jugendbünde dürfte sie belehrt haben, was mit ihnen geschehen würde, wenn es ihnen einfallen sollte, die HJ zu attackieren. Trotzdem beklagte sich Schirach über sie, als ihn Ende Juni 1933 eine Abordnung der (verbotenen) österreichischen Hitler-Jugend in seinem Amtssitz München besuchte. Angeführt wurde sie von Hartmann Lauterbacher, einem gebürtigen Tiroler, der jetzt als Obergebietsführer in Köln, Essen und Düsseldorf amtierte und Österreich heimlich besucht hatte. Er wollte seine Begleiter in München bei Schirach vorstellen. Müde vom langen und beschwerlichen Schleichweg über die hochalpine Grenze, hungrig und noch immer regennass saßen sie wartend eine geschlagene Stunde in Schirachs Amtszimmer, indessen er mit seinem Adjutanten die Tagespost durchackerte. Sie hatten eine anerkennende Ansprache, eine Aufmunterung erwartet. Als er sich ihnen endlich zuwandte, schilderte er ihnen die Schwierigkeiten, die ihm die konfessionellen Jugendverbände machten. Offenbar wollte er damit demonstrieren, dass sein Stuhl, obwohl im Trockenen stehend, keineswegs der bequemste sei. Das war jedoch kein Thema für die von dem Bundeskanzler Engelbert Dollfuß verfolgten Junggenossen aus Österreich. Was er ihnen nicht sagte, war, dass sein Ärger hausgemacht war: Wie in der Partei und in allen ihren Gliederungen gab es auch in der HJ die 150prozentigen Nazis, die mit blindem Übereifer Staatsfeinde witterten, wenn irgendwo der Wimpel einer Jungmädelschar nicht mit gereckten Armen und Heilgeschrei begrüßt wurde. Sie machten ihm zu schaffen.

Am 22. Juni versuchte Schirach mit einer neuen Anordnung das von Ge- und Verboten angerichtete Chaos der



Jugendverbände zu ordnen. Anstelle des aufgelösten Reichsausschusses berief er einen «Deutschen Jugendführerrat» («der mir beratend zur Seite steht»). In ihm sassen auch Vertreter der konfessionellen Verbände. Die Katholiken wurden durch Generalpräses Monsignore Wolker vertreten, die Protestanten durch den Lizentiaten D. Erich Stange, also durch hochkarätige Geistliche. Sie sollten mithelfen, die Jugendarbeit in Deutschland zu vereinheitlichen – so Schirach in einem Interview mit dem Zentralorgan der NSDAP, dem «Völkischen Beobachter». Darin wurde auch das Ziel der Zusammenarbeit offen ausgesprochen: «Anstelle der verschiedenen Verbände, Vereine, Bünde, Gruppen und Grüppchen soll eine grosse Organisation unter einheitlicher Leitung treten.» Nämlich: die HJ unter Baldur von Schirach.

Die beiden geistlichen Herren strebten aus verständlichen Gründen nicht gerade eifrig auf dieses Ziel hin. Sie mussten am selben Tag auch zur Kenntnis nehmen, dass ihre Vereine nicht unter das grosse Kirchendach flüchten konnten, denn in einer weiteren Anordnung Schirachs, mit der er mittels eines Fragebogens allen jugendlichen Gruppen die Pflicht zur Anmeldung auferlegte, wurde darauf hingewiesen, «dass unter Jugendorganisationen auch solche Organisationen zu verstehen sind, die besondere Teilzusammenfassungen der Organisation Erwachsener bedeuten». Werde die Meldung beim Jugendführer des Deutschen Reiches unterlassen, dann gelte die Organisation als aufgelöst.

Die katholische Kirche war in einer schwierigen Lage, sie wollte gerade durch Verhandlungen über ein Konkordat ihre Rechtsstellung gegenüber dem Staat klären. Auch Hitler war an einem Abkommen mit dem Vatikan gelegen, weil er sich damit der misstrauischen Welt erstmals als verlässlicher Staatsmann präsentieren wollte. Mussolini riet: «Der Ab-

schluss des Konkordats (...) wird Ihrer Regierung auch aussenpolitisch den Kredit geben, den sie bisher nicht hat.» Als es sich während der Verhandlungen herausstellte, dass die Kirche bereit war, ihr Bündnis mit den Politikern des Zentrums dem Vertragsabschluss zu opfern, hielten Goebbels und Himmler die Zeit für gekommen, den schon baufällig gewordenen «Zentrums-Turm» (so zeitweise eine Wahlparole der klerikalen Partei) zum Abbruch freizugeben. Die Gestapo durchsuchte Wohnungen von Zentrumsfunktionären und die Büros kirchlicher Vereine. Goebbels nutzte Sittlichkeitsvergehen in Klöstern zu einer Pressekampagne.

Der HJ, dieser tatendurstigen, wild gärenden Masse Halbwüchsiger, schien nun die Chance gekommen, mit den katholischen Jugendbünden aufzuräumen. Der katholische «Jungmännerverband», die Bünde «Neudeutschland», «Sturm-schar» und «Kreuzschar» waren aus der Sicht der HJ staatsfeindlich, also wurden auch deren Führer von Gestapobeamten besucht. Es gibt keinen schriftlichen Beweis, dass Schirach diese Aktion gefordert oder auch nur gefördert hat, aber so ganz unbeteiligt und uninformiert, wie er sich später in Nürnberg gab, kann er kaum gewesen sein. Denn ihm war gewiss gemeldet worden (was er durch einen Befehl ausdrücklich angeordnet hatte), dass die HJ an vielen Orten Heime der katholischen Konkurrenz gestürmt, besetzt und deren rechtmässige Besitzer verprügelt hatte. Der HJ fielen am Ende die meisten Heime zu. Es waren häufig Häuser mit grossen Spielplätzen, wahre Prachtstücke im Vergleich mit den Unterkünften der Hitler-Jugend.

Der Gestapoeinsatz wurde schon nach ein paar Tagen als «Irrtum» deklariert; er war wahrscheinlich als Schreckschuss gedacht, der die Zentrumsfunktionäre ermuntern sollte, ihre Partei selbst aufzulösen. Das taten sie dann auch am 5. Juli

1933. Die HJ musste jedoch ihre Siegesfanfaren noch einmal beiseitestellen; die Konkurrenz wurde nicht verboten. Die abschliessenden Konkordatsverhandlungen führte in Rom der Vizekanzler Franz von Papen, einst selbst ein Parlamentarier des Zentrums. Sowohl er wie Papst Pius XI. waren zufrieden mit den Vereinbarungen, soweit sie das Verhältnis zwischen Kirche und Staat regelten. Ein Themenkomplex blieb freilich unerledigt. Man habe – so Papen – sich nicht einigen können über den «Charakter der Vereine, die wegen ihrer überwiegend kirchlichen Tätigkeit auch in Zukunft unter die Volljurisdiktion der Kirche fallen sollten, und jener Jugendvereine, deren Führung der Staat beanspruchte». Darüber sollte weiterverhandelt werden. «Da die Kirche» – so Papen – «nicht auf die religiöse Betreuung der Kinder verzichten konnte (...), kam es bald zu tiefgreifenden Differenzen.»

Tatsächlich war Schirach mit Rücksicht auf das Konkordat gezwungen – es wurde am 8. Juli 1933 unterzeichnet –, alle wilden «revolutionären» Aktionen seiner Gefolgsleute zu verhindern. Diesen Rückschlag nutzte Reichsinnenminister Frick, um sich mit dem schon erwähnten Erlass als Dienstherr von Schirach und der Hitler-Jugend auf dem staatlichen Sektor aufzuspielen. Er liess verlauten, der Jugendführer sei «zu irgendwelchen Zwangseingriffen (...) nicht befugt». Soweit sie «nach seiner Auffassung (...) notwendig erscheinen, hat er dem Reichminister des Inneren Bericht zu erstatten». Aus der Rückschau von heute könnte diese Massregelung aber auch eine NS-Spiegelfechtereie gewesen sein, die den Katholiken suggerieren sollte, ihr Partner im Konkordat sei gewillt, den Vertrag zu erfüllen. Noch wahrscheinlicher ist jedoch, dass man den Bürokraten Frick benutzte; er musste eine Kulisse der heilen Welt aufstellen, damit sich hinter ihr die HJ beim Kampf um die Jugend desto besser anderer Mittel bedie-

nen konnte. Ein katholischer Jugendführer, der damals in Düsseldorf wirkte, schilderte die Situation nach dem Abschluss des Konkordats so: «Nun setzte ein verschärfter Kampf gegen die katholische Jugend ein. Jeder Junge, der nicht freiwillig der HJ beitrug, wurde als Vaterlandsverräter verschrien, die Eltern wurden geängstigt, indem man ausstreute, dass ihre Söhne in der Schule Schwierigkeiten bekämen und in ihrem Fortkommen behindert würden, Väter, die Beamte waren, würden strafversetzt oder auf andere Art benachteiligt werden. So entstand bei manchen Jungen der unteren und mittleren Klassen und deren Eltern eine erhebliche Beunruhigung, die sich darin äusserte, dass ganze Gruppen geschlossen zur Hitler-Jugend übertraten.»

Ob Schirach sein noch im Nürnberger Prozess vorgetragenes Märchen selbst glaubte, nämlich, der Eintritt in die HJ sei stets freiwillig gewesen? Der Philosoph G. F. W. Hegel hat im vorigen Jahrhundert geschrieben, jede Freiheit des Handelns sei gegründet auf die Einsicht in die Notwendigkeit; viele Jugendliche und viele Eltern hätten später unter Berufung auf diesen Leitsatz erklären können, weshalb sie sich mit Schirachs Verein arrangierten. Ein hessischer Landeshandwerksmeister verkündete 1933, Anrecht auf einen Lehrstellenplatz habe eigentlich nur, wer «die weltanschauliche Schulung der HJ in sich» aufnehme. Deshalb erwarte er von den Meistern seiner Innung, dass sie «nur solche Lehrlinge und Lehrlinge» aufnähmen, «die der Organisation der Jugend des Führers angehören». Die «Deutsche Arbeitsfront» (DAF) – der NS-Gewerkschaftsverschnitt – forderte den deutschen Jungarbeiter auf, ihr beizutreten. Freiwillig gewiss, aber wer es nicht tat, «wird rücksichtslos aus der Berufsschule geworfen». Wer der DAF beitrug (was nicht zu vermeiden war), «muss Mitglied der HJ oder ihrer Unterorganisationen sein».

Mitte November 1933 waren hohe katholische Würdenträger schon so weichgeklopft, dass sie eine Tagung aller massgeblichen Jugendleiter einberiefen, in der bekanntgegeben wurde, dass «von hoher staatlicher Stelle ein Brief eingetroffen sei mit dem dringenden Rat, möglichst bald die katholische Jugend in die Hitler-Jugend zu überführen». So jedenfalls schildert ein Teilnehmer an der Tagung, ein als Jugendführer tätiger Geistlicher, den Verlauf. Der Leiter der Versammlung, ein hoher Kleriker, befürwortete diesen Vorschlag, denn mit einem Massenübertritt «sei es jetzt noch möglich, die Hitler-Jugend (...) zum Christlichen hinzudirigieren». Alle «Beunruhigungen und Bedrängnisse» würden wegfallen. Blicke es jedoch bei der Konfrontation, dann liefen Priester, die für die katholische Jugend arbeiteten, Gefahr, «Stellen und Gehälter zu verlieren». Dennoch lehnten es die Jugendführer geschlossen ab, vor der HJ zu kapitulieren.

Der Berichtstatter fügte hinzu, dass dieser Beschluss «eine Portion Nervenkraft und Kaltblütigkeit» erforderte. «Besonders schwer trugen unsere Jungen daran, dass ihnen die vaterländische Gesinnung abgesprochen wurde. In manchen Klassen erschien mindestens jede Woche der Schuldirektor. Weil er eine Statistik einreichen musste, redete er gegen die Vaterlandsverräter, die noch immer nicht in die Staatsjugend eintreten wollten.» In Elternversammlungen drohten und lockten HJ-Führer. Ermässigt Schulgeld oder gar eine Freistelle würde nur HJ-Mitgliedern gewährt. Die Lehrerschaft würde es sich ernstlich überlegen, ob sie einem Schüler, der sich dem Volkswillen entgegenstemme, die mittlere Reife oder gar die Hochschulreife bescheinigen könne. Trotzdem gaben die katholischen Jugendführer noch nicht auf. Sie liessen sich auch nicht einschüchtern durch nachts zerschlagene Schaukästen und durch Überfälle auf ihre Gefolgschaft. Als Instrument

der Gegenwehr gaben sie eine neue Zeitschrift heraus, die «Junge Front», und obwohl sie gelegentlich verboten wurde, erreichte sie schnell eine Auflage von 300'000 Exemplaren.

Der Berichterstatter verhehlte nicht, dass die HJ Erfolg hatte bei ihrer Einschüchterungskampagne. Dass ihm die Gefolgschaft weglief, schob er «auf die Hetze in der HJ gegen alles Christliche», auf die «erzwungenen Versäumnisse des Gottesdienstes und der hl. Sakramente» und auf die bei «jüngeren Buben dadurch bedingte Gedankenlosigkeit und auf die Übernahme der Nazimanieren». Sogar im gymnasialen Internat des Klosters Ettal – so stellte er fest – konnten sich die Mitglieder des Katholischen Bundes «Neudeutschland» nur schwer «neben der ebenfalls vorhandenen HJ halten». Sie «wurden auf Schritt und Tritt beobachtet, und es gab überall Spitzel, die alles an die HJ-Führung meldeten».

Schirach hatte es nicht nötig, diese Auseinandersetzungen zu schüren. In einem Aufruf mahnte er im Gegenteil zur Besonnenheit, und er verlangte, dass ihm jeder Fall von Gewalttätigkeit gemeldet würde. Der Obergebietsführer Hartmann Lauterbacher belehrte seine Marschierer, es sei an der Zeit, die alten Rabaukenmanieren abzulegen. Vielleicht erkannte die HJ-Spitze nicht, dass es sich hier um kein weltanschauliches, sondern um ein allgemein menschliches Problem handelte. Schon in altgermanischen Zeiten prügeln sich die Halbwüchsigen von Oberdingharding mit denen aus Unterdingharding, wie Jungstiere auf der Weide ihre Kräfte messen und um Rangplätze kämpfen. Je erfolgreicher sich Hitlers Politik im Inneren darstellte – mit sinkender Arbeitslosenzahl, Wirtschaftsbelebung, Rodung des Weimarer Parteiendschungels, Stärkung des nationalen Selbstbewusstseins –, desto mehr glaubte sich die HJ zur Führung der gesamten Jugend berechtigt. Schirach konnte es sich deshalb leisten, am

29. Juli 1933 durch einen Erlass «die gleichzeitige Mitgliedschaft von Hitler-Jungen und Mitgliedern des Bundes Deutscher Mädel in konfessionellen Jugendorganisationen (...) mit sofortiger Wirkung» zu verbieten. Seine Begründung: «(...) da sich die konfessionellen Jugendorganisationen nicht auf ihren eigentlichen Wirkungskreis beschränken.» Am 12. September formulierte er seine Rüge noch deutlicher: Seitdem das Konkordat «der katholischen Jugend (...) die Weiterbetätigung rein religiöser und kultureller Art garantiert» habe, suchten katholische Jugendbünde «unter dem Schutz dieser Bestimmung soviel wie möglich» ihre Jugendarbeit fortzusetzen.

Worauf es ankam, verriet Hitler im November 1933 in einer Rede. Darin sagte er: «Wenn der Gegner erklärt, ich gehe doch nicht zu Euch, (...) so sage ich ganz ruhig: ‚Dein Kind gehört uns bereits heute (...). Was bist Du? Du vergehst, aber Deine Nachkommen stehen schon im neuen Lager. Sie werden in kurzer Zeit gar nichts anderes mehr kennens «

Anlass zu solchem Triumph gab ihm die Gefügigkeit der evangelischen Jugendbewegung. Sie erwies sich ebenso wie die kirchliche Organisation der Protestanten weit weniger geschlossen im Handeln und Wollen als die katholische Kirche. Nationalistische Gefühle hatten bei ihr Tradition. Thron und Altar waren vertraute Bundesgenossen, seit ein protestantisches Kaisergeschlecht dem Reich vorgestanden hatte. Ausserdem hatten sich lange vor 1933 einige protestantische Pastoren für die NSDAP eingesetzt, zeitweise hatte sogar Martin Niemöller, U-Boot-Kommandant im Ersten Weltkrieg und später KZ-Häftling, für die Nationalsozialisten geworben. Für diese Christen waren die Hakenkreuzler die entschiedensten Bundesgenossen im Kampf gegen den marxi-

stischen Atheismus und gegen die Sittenverderbnis im liberalistischen Sumpf der Grossstädte.

Wie sehr sie gerade in dieser Hinsicht aufs falsche Pferd gesetzt hatten, wurde strenggläubigen Protestanten erst klar, als Reichspropagandaminister Joseph Goebbels, zuständig für deutsches Kulturleben, sie sehr viel später mit einem Leitartikel zwischen Moral und Moralin unterscheiden

lehrte. Er charakterisierte sie als engstirnige Mucker, die ihren Volksgenossen die Freuden des Daseins vergällen wollten. Freilich hing der Ruch pietistischer Sittenschnüffelei den meisten protestantischen Jugendbünden ohnehin an; evangelischen Studentenverbindungen sagte man nach, dass sie von ledigen Kommilitonen das Keuschheitsgelübde verlangten. Angesichts von soviel Weltfremdheit ist es nicht verwunderlich, dass protestantische Jugendführer arglos auf den NS-Leim krochen. Ende März 1933 erklärte der Reichsverband der Evangelischen Männerbünde in einem Manifest, jetzt schlage eine neue Stunde deutscher Geschichte. «Hart am Abgrund des Bolschewismus wurde Deutschlands Schicksal noch einmal zurückgerissen (...). Die gottgesetzten Grundlagen von Heimat, Volk und Staat werden wieder neu erkannt. Das Volk steht auf (...). In dieser Stunde soll die evangelische Jugend Deutschlands wissen, dass ihre Führerschaft ein freudiges Ja zum Aufbruch der Nation sagt.» Am 12. Mai 1933 erhielt Hitler von einer Vertretertagung dieses Reichsverbandes ein Telegramm des Inhalts, dass «das evangelische Jungmännerwerk (...) sich freudig und einmütig zu dem durch die nationale Revolution geschaffenen neuen Staat» bekenne.

Immerhin gab es von Anbeginn an eine, wenn auch zunächst noch wenig wirksame Opposition in der evangelischen Kirche gegen diese Anbiederung. Während viele Protestanten begeistert dem vermeintlichen Retter vor roter Chri-



stenverfolgung zujubelten und sich als «Deutsche Christen» formierten, warnten Skeptiker vor einer Verführung zum Neuheidentum oder zumindest vor einer Verwässerung des Glaubens durch Leute, die sich bisher nie um ihre Gemeinde gekümmert hatten und die nun deren Kurs in Richtung auf einen germanischen Christenglauben ändern wollten. Die Misstrauischen sammelten sich in der «Bekenntnisfront». In ihr standen vereint buchstabengläubige Pietisten, ehemalige Parteileute des spurlos untergegangenen «Christlichen Volksdienstes», weitschauende Theologen und Christen, die sich dagegen auflehnten, dass Jesus von Nazareth, koste es, was es wolle, zum Arier nordischer Rasse gemacht werden musste. Die Bekenntnischristen waren auch keineswegs damit einverstanden, das Alte Testament der Bibel den Juden allein zu überlassen, und ebenso wehrten sie sich gegen eine Diffamierung der Juden, denn im Apostel Paulus sahen sie ihren wichtigsten Kirchenvater.

Der Streit um die rechte Art des Glaubens erfasste selbstverständlich auch die Jugendorganisationen. Schon am 3. April schlug der Vorsitzende des Reichsverbandes der Evangelischenjugend D. Erich Stange seinem Konkurrenten Schirach vor, die Satzung des Reichsausschusses in dem Sinne zu verändern, dass kleine Jugendverbände ihr Recht auf Mitbestimmung im Ausschuss verloren. Doch dieses Bündnis kam nicht zustande. Landesjugendpfarrer veröffentlichten Aufsätze mit Bekenntnissen pro Hitler, wie sie von Altparteigenossen nicht linientreuer hätten verfasst werden können. Hitler bekam Ergebnisheitstelegramme. Fraglos gab es auch Jugendbünde, die Hitler ablehnten, aber das politische Klima im Reich war nicht dazu angetan, solche Bekenntnisse besonders laut vorzutragen. Ausserdem waren die jugendlichen Oppositionellen in der Minderzahl. Trotzdem glaubte Stange, sie gefährdeten

die gesamte evangelische Jugendorganisation. Um sie bedeutungslos erscheinen zu lassen, ordnete er für die gesamte protestantische Jugendorganisation das sogenannte Führerprinzip an. Sich selbst ernannte er zum «Reichsführer der Evangelischen Jugend Deutschlands», so hoffte er, mit seinem Bekenntnis zum NS-Staat alle anderslautenden Meinungen wenigstens nach aussen zu überdecken.

Wahrscheinlich glaubte er, mit dieser Taktik der Gleichschaltung zu entgehen, der die hündische Jugend bereits verfallen war. Als zusätzliche Sicherung begab er sich dann auch noch auf die Suche nach einem Schutzherrn. Gesucht wurde ein Mann, der möglichst einen direkten Draht zu Hitler hatte. Stange landete bei dem Pfarrer Ludwig Müller, der in Ostpreussen der Glaubensbewegung Deutscher Christen vorstand und den Hitler gerade zum «Beauftragten des Kanzlers für Fragen der Evangelischen Kirche» ernannt hatte. Als Wehrkreispfarrer in Königsberg genoss Müller ferner das besondere Vertrauen des Reichskriegsministers Werner von Blomberg, von dem Stange annehmen durfte, dass auch er das Ohr des Reichskanzlers hatte.

Stanges Rechnung ging nicht auf. Der rundgesichtige Gottesmann Müller war in jenen Tagen ständig auf Achse, er wollte sich in allen Gauen vorstellen. Bei Repräsentationsbesuchen trug er seinen schwarzen Talar und auf der Brust ein grosses, goldglänzendes Kreuz an langer Kette. Als preussischer Landesbischof war er nun noch zum «Reichsbischof der Deutschen Evangelischen Kirche» befördert worden. In Parteikreisen wurde er «Reibi» genannt. Gutes Einvernehmen mit der Partei wurde ihm so wichtig, dass er die Jugendverbände seiner Kirche ohne Einschränkung der HJ auslieferte.

Eigentlich war dies ein Verrat an etlichen hunderttausend

christlichen Jugendlichen, doch praktisch wog Müllers Kapitulation gegenüber Schirach nicht schwer. Bei den meisten Vereinen schmolz die Mitgliederzahl ohnehin wie Schnee an der Sonne, seit Schirach Ende Juli die Doppelmitgliedschaft für Angehörige der HJ verboten hatte. Örtlich setzte die HJ sogar die Gestapo als Drohung ein, so zum Beispiel im Ruhrgebiet; sie argumentierte, der «Christliche Verein Junger Männer» befasse sich nicht nur mit religiöser Betreuung, sondern behandle in Schulung und Diskussionen auch politische Themen. Die Folge davon war – laut dem Bericht eines evangelischen Jugendführers –, «dass die jungen Leute aufgrund des Druckes seitens der HJ unser Haus meiden».

So unterschrieben denn schliesslich am 19. Dezember 1933 der Reichsbischof Müller und Schirach in Berlin ein «Abkommen über die Eingliederung der evangelischen Jugend in die Hitler-Jugend». Darin erkannte das evangelische Jugendwerk an, dass die «einheitliche staatspolitische» und auch die sportliche Erziehung Sache der HJ sei. Alle Mitglieder des Jugendwerks «tragen entsprechend ihrer Zugehörigkeit zur HJ deren Dienstanzug». Zwei Nachmittage in der Woche und zwei Sonntage im Monat blieben dem Evangelischen Jugendwerk «zur Betätigung in erzieherischer und kirchlicher Hinsicht».

Noch am Abend desselben Tages befasste sich in Berlin die «Reichsführung im Evangelischen Jugendwerk» in einer eilig zu einer Nachtsitzung zusammengetrommelten Beratung mit diesem Abkommen. Es sehe eine Form der Eingliederung vor - so klagte ein hastig verfasstes Rundschreiben –, «die nach der einstimmigen Auffassung der genannten Führerschaft (...) die allmähliche Vernichtung des Werkes bedeutet». Die Zustimmung zu diesem «Versailles» sei vom evangelischen Jugendwerk «aus Verantwortung gegen Kirche, Volk und

Staat» verweigert worden. Dem Reichsbischof wurde per Beschluss «die Befehlsgewalt über unser Werk» entzogen. Stange schloss diese Bekanntmachung mit der gewiss zeitgemässen Grussformel: «Mit Luther und Hitler für Glauben und Volkstum. Unsere Kraft ist Bibel und Gebet. Des Herrn Wort aber bleibt in Ewigkeit. Sieg Heil!»

Auch das Zweigespann Reformator plus Diktator trug den Theologie-Doktor nicht zum Sieg. Schirach nahm den Beschluss nicht einmal zur Kenntnis; er stellte sich auf den Standpunkt, der Reichsbischof habe ein Abkommen unterzeichnet, ehe die christlichen Jungmänner ihm ihre Vollmacht aberkannten. Ausserdem hatte es der Reichsjugendführer als Beauftragter Hitlers gar nicht nötig, Rechtsargumente zu beachten, wenn er Konkurrenten der HJ austrickste. Ihm sei die Konfessionsjugend stets ein Dorn im Auge gewesen, gestand er später. Darüber habe er mit den Gebietsführern der HJ (praktisch die Gaujugendführer) häufig gesprochen, und das Ergebnis sei stets gewesen: «Immer wieder bekundeten die treuen und verbissenen Kämpfer: Wir machen hier nicht Halt!»

Am 21. Dezember 1933 wurde das Abkommen veröffentlicht, mit dem die HJ weitere 700'000 Mitglieder bekam. Man erfuhr ferner: «Mitglieder, die sich nicht eingliedern lassen, verlieren ihre Rechte beim Evangelischen Jugendwerk, haben jedoch Zutritt zu der Wortverkündung.» Andererseits wurde jeder Achtzehnjährige oder Jüngere, der in einen Verein des Evangelischen Jugendwerks eintrat, automatisch Mitglied der HJ.

Dem D. Erich Stange lohnte Schirach das anfängliche Entgegenkommen schlecht. Weil der Theologe sich gegen das Müller-Abkommen stellte, enthoben ihn der Reibi und Schirach seines Amtes als Führer des Evangelischen Jugendwer-

kes, und Schirach beantragte seinen Ausschluss aus der NSDAP beim Obersten Parteigericht. An Stanges Stelle setzte er den Pfarrer Karl Friedrich Zahn, der bis dahin in Aachen amtiert hatte. Etliche Gegner der Gleichschaltung blieben konsequent; sie lösten die von ihnen geführte Jugendgruppe auf, statt sie in die HJ zu überführen. So auch Kurt Gerstein, der Ingenieur studierte. Er trat später in die SS ein, um hinter deren Geheimnisse zu kommen, und geriet damit in die Zwangslage, Gift zur Massenvernichtung von Juden für die Vernichtungslager im Osten liefern zu müssen. Möglicherweise aus ähnlichen Beweggründen wurde der christliche Jugendführer Eugen Gerstenmaier in Kirchheim/Teck HJ-Führer; nach dem Offiziersattentat auf Hitler, am 20. Juli 1944, wurde er vom Volksgerichtshof als Teilnehmer an der Verschwörung verurteilt, überlebte jedoch das Dritte Reich und wurde nach 1945 Präsident des Bundestages.

In Schirachs Erinnerungen nimmt sich die «Gleichschaltung» viel harmloser aus. Zwar gesteht er, dass er nach dem Verschwinden der Weimarer Parteien und dem Verbot, neue Parteien zu gründen, in einer Rede programmatisch verkündet hatte: «Wie die NSDAP nunmehr die einzige Partei ist, so muss die Hitler-Jugend die einzige Jugendorganisation sein.» Die Konkurrenten sollten sich – wie er sich vor den Nürnberger Richtern ausdrückte – «auf die Pflege des konfessionellen Bedürfnisses beschränken». Zeltlager, Fahrten, Geländespiele und dergleichen mussten ihnen verboten bleiben, wobei er selbstverständlich einkalkulierte, dass Gebete, Choräle und Predigten auch dazu angetan waren, Jugendliche aus einem Verein zu vertreiben – in die HJ. Da sich die Konkurrenten an diese von ihm erlassenen Vorschriften nicht gehalten hätten, sei es häufig zu Raufereien «um Wimpel, Schulterriemen und Uniformhemden» gekommen.

«Es war ein unhaltbarer Zustand», schrieb er Jahrzehnte später, «der zum Skandal zu werden drohte.» Ihn hätte er leicht abstellen können, aber er brauchte den Skandal, damit die andere Seite verhandlungsbereit wurde. Triumphierend schreibt er in seinen Erinnerungen: «Als erster streckte der evangelische Reichsbischof Müller Fühler nach mir aus. Er lud mich zum Abendessen ein – in das Hotel ‚Esplanade‘, weil dort Barnabäs von Géczy spielte, den er besonders schätzte.» Bei kulinarischen Genüssen und gepflegtem Geigenspiel wurden sich die Herren über das erwähnte Abkommen einig, es stellt in Schirachs Erzählung fast ein Freundschaftsabkommen dar. In Nürnberg hat er ausgesagt, er habe damals bei seinem Gastgeber eine uneingeschränkte Handlungsvollmacht vorausgesetzt, denn «ich hatte keine Ahnung davon, dass innerhalb der protestantischen Kirche Widerstände gegen den Reichsbischof Müller waren».

Dies sagte Schirach als Zeuge in eigener Sache unter Eid. Dabei nahm er weitgehend das Recht jedes Angeklagten in Anspruch, in einem Strafverfahren die jeweils für ihn günstigste Lesart zu wählen. Wie weit in Nürnberg das Recht ausgenutzt wurde, trotz Schwurhand, demonstrierte Hermann Göring, der sich jahrelang als Hitlers Nachfolger fühlen durfte, ebenso wie Dr. Ernst Kaltenbrunner, Nachfolger Heydrichs als Chef des Reichssicherheitshauptamtes und damit der Gestapo; beide beschworen, von den Verbrechen der «Endlösung der Judenfrage» erst kurz vor Kriegsende erfahren zu haben. Es ist allerdings auch denkbar, dass Schirach dem Vertrag vom Dezember 1933 bereits in der Stunde seiner Unterzeichnung nur geringe Bedeutung beimass und deshalb die näheren Umstände schnell vergass, weil er ohnehin gewillt war, die getroffene Vereinbarung zu verletzen, solange es den Vertragspartner gab.

Der Pfarrer Karl Friedrich Zahn lieferte ihm dazu wenig Anlässe. Als langjähriges Mitglied der NSDAP und SA-Führer war Zahn überzeugt, einer guten Sache zu dienen, wenn er die «Eingliederung» der evangelischen Jugend vorantreibt. Das praktizierte er in Gestalt örtlicher Feiern mit Aufmärschen, Reden, Wimpelübergaben, musikalisch bereichert durch das Geschmetter von Spielmanns- oder Musikzügen sowie durch den gemeinsamen Gesang der beiden Nationalhymnen.

In Berlin spielte es sich an einem Samstagabend ab, am 17. Februar 1934, auf einer «Grosskundgebung» im Lustgarten. Einem kurzen Befehl des Berliner Gebietsführers, der «sämtliche Formationen» der HJ zur Feierstunde beordnete, war bezeichnenderweise noch ein zweiter Befehl angehängt, der sich mit den neu hinzukommenden Kameraden beschäftigte. Den Hitler-Jungen wird darin mitgeteilt, dass sich «die ev. Jugend in ihrer Vereins- und verbandsmässigen Zusammenstellung» zwar aufgelöst habe, jedoch «in ungezwungenen Gemeinschaften sogenannte Bibelabende in den Gemeindehäusern der Kirchen abhalten» möchte. Der Befehl stellt fest: «Diese ganze Sache ist weiter nichts als Sabotage des Eingliederungswerkes.» Wer feststelle, dass solche Bibelabende stattfänden, habe dies «sofort dem Gebiet Berlin zu melden». Ferner sei zu ermitteln, «ob diese Abende durch den zuständigen Pfarrer einberufen sind und der Gemeindekirchenrat von dieser Einrichtung Kenntnis hat».

Der Pfarrer Zahn reiste während des ganzen Monats Februar solcher Feiern wegen im Reich herum. Im pietistisch gesinnten Wuppertal ignorierten die Mitglieder der Jugendverbände seine Eingliederungsversuche. In einigen Städten, so in Kassel, gab es Tumulte. Zahn musste sich manche Schmähung gefallen lassen. Seitens der Partei oder der HJ

wurde sein persönlicher Einsatz nie gelohnt. Es bedurfte nicht einmal einjähriger Erfahrungen, um ihn zu überzeugen, dass er und das evangelische Jugendwerk mit dem Berliner Abkommen von der HJ und von Schirach hereingelegt worden waren. Die Mitglieder der evangelischen Jugend wurden nach seiner Überzeugung permanent um ihre Rechte betrogen und in ihrer Ehre gekränkt. Wollten sie an religiösen Veranstaltungen teilnehmen, so durften sie bei ihrem HJ-Führer um Urlaub einkommen, aber er wurde ihnen vielfach verweigert, oder die Zusage kam in kränkender Form.

Wer gegen solche Behandlung protestierte, wurde – laut Zahn – mit Disziplinarstrafen bedroht «oder moralisch zum Kameraden zweiter Klasse degradiert». Gemäss dem Abkommen sollten jeweils der Montag und der Freitag in der HJ dienstfrei bleiben für die christliche Jugendarbeit, ebenso zwei Sonntage im Monat. Doch viele örtliche Führer hielten sich nicht daran. Der kirchlichen Jugend waren Lagerveranstaltungen nur erlaubt für «volksmissionarische Zwecke», was als religiöse Schulung gedacht war. Doch eben diese war vielen HJ-Führern suspekt, sie protegten die Deutsche Glaubensbewegung des Tübinger Professors Wilhelm Hauer, eines Religionshistorikers und Indologen, für den der Palästinenser Jesus nicht die zentrale Gestalt in einer Religion von Ariern sein konnte.

Das alles und noch einiges mehr wollte Pfarrer Zahn beschwerdeführend Schirach vortragen, aber vergeblich bemühte er sich um einen Besuchstermin. Der Reichsjugendführer war beschäftigt. Als Zahn ungeduldig wurde, wollte man ihn mit einem Gespräch abspeisen, das er mit Schirachs Stabsführer, dem zu diesem Amt und Titel aufgestiegenen Hartmann Lauterbacher, führen sollte. Zahn verzichtete, weil «es sich um Fragen von grundsätzlicher Bedeutung han-



delt, die nur mit dem Reichsjugendführer selbst beantwortet werden können». So zu lesen in «Unterlagen für eine Rücksprache des Reichsjugendpfarrers mit dem Reichsjugendführer». Darin forderte er von Schirach «in kürzester Frist (...) ein sehr deutliches Befehlswort für die Achtung vor aller christlicher Jugendarbeit», es müsse gerichtet sein an die gesamte Jugend und die gesamte Führerschaft. Wenn sich Schirach darum drücke, «kann ich die Verantwortung für den Verbleib der Kinder evangel. Eltern, der Konfirmanden und der von mir eingegliederten Jugend nicht mehr tragen». Schirach müsse «aus dem Vorstehenden» – immerhin drei Blatt engste Schreibmaschinenschrift – die Konsequenz ziehen. Geschehe dies nicht, «werde ich sie in pflichtgemässer Ausübung meines Amtes ziehen».

Diese Drohung konnte Schirach schadlos überhören. Was bedeutete angesichts Hitlers augenfälliger Erfolge ein protestierender Protestant? Als Parteigenosse war Zahn ohnehin zur Disziplin verpflichtet. Das Ende vom Lied war, dass es die evangelische Jugend nicht mehr gab. Die Älteren der Wideretzlichen zogen sich in die Bibelkreise zurück; wer über 18 Jahre alt war, konnte vom Jugendführer des Deutschen Reiches nicht mehr gemassregelt werden. Jüngere Oppositionelle schlossen neue Freundschaften mit ehemaligen Wandervögeln, Pfadfindern, Roten Falken, und wenn jemand fragte, dann war das kein Verein, und es gab deshalb auch keine Mitglieder, sondern nur Kumpel oder Kameraden, mit denen man dann und wann ein paar Tage durch die Gegend zog. Die Unterschiede ihrer Weltanschauungen störten ihre Einigkeit nicht, sie bestand in der Ablehnung des NS-Systems. In kleinen Gruppen entstand so die hündische Jugend neu; sie war von der HJ und von der Staatsmacht schlecht zu entdecken. Pfarrer Zahn jedoch verschwand in der Anonymität einer

Partei mit sieben Millionen Mitgliedern, zog schliesslich in Hitlers Krieg, wie das Gesetz es befahl, und fiel dabei für Führer, Volk und Vaterland, wie man damals zu sagen pflegte.

Nach 1933 musste sich Schirach um die evangelischen Jungmänner kaum mehr kümmern. Der Kampf mit der katholischen Jugend dagegen war im Sommer 1933 ohne Entscheidung abgebrochen worden, solange sie weiterbestand, war es eine Niederlage für Schirach. Er hatte sich im Frühsommer beim Griff nach ihren Millionen Mitgliedern die Finger verbrannt, als die Ansprüche der HJ das Konkordat gefährdeten, und nun war in diesem Vertrag zwischen Kirche und Staat die Existenz dieser Vereine sogar verbrieft. Unter solcher Voraussetzung war die Führung der katholischen Jugend sogar bereit, mit Hitler und Schirach zu paktieren. Der Generalsekretär des katholischen Gesellenvereins Dr. Johannes Nattermann hatte inzwischen den Kanzler «einen Mann göttlichen Ursprungs» genannt. Ein anderer Verband hatte die «Überwindung des alten Staates durch den neuen Staat» begrüsst, weil er «die echte deutsche Reichsidee» darstelle. Auch die Partei hatte Gründe für friedliches Verhalten: Im vorwiegend katholischen Saargebiet würde das Volk Anfang 1935 darüber abstimmen, ob es zum Reich zurückkehren wolle, ob es französisch werden oder autonom bleiben wolle. Diese Menschen durfte man nicht vor den Kopf stossen.

Schirach liess deshalb bei kirchlichen Instanzen unter der Hand anfragen, ob ein Abkommen erwünscht sei, wie er es mit den Protestanten abgeschlossen habe. Die Katholiken lehnten ab und beriefen sich auf Artikel 31 des Konkordats, wonach ihren Jugendverbänden, soweit sie «ausschliesslich religiösen, rein kulturellen und karitativen Zwecken dienen»,

der Schutz des Staates zugesichert wurde. Scheinbar waren damit dem Reichsjugendführer die Hände gebunden. Sein noch immer geltendes Verbot der Doppelmitgliedschaft konnte er nur dadurch wirksamer gestalten, dass er vom Reichsinnenminister einen Erlass erbat, der allen Beamten vorschrieb, ihre Kinder in die HJ oder in den BDM zu schicken. Auch konnte örtlich noch allerlei geschehen, wovon der Reichsjugendführer nichts zu wissen brauchte. So wurde Mitgliedern katholischer Vereine ein Fragebogen vorgelegt, in dem sie bekennen sollten, weshalb sie bisher nicht der HJ beigetreten waren. Auf demselben Papier stand darunter eine vorgedruckte Anmeldung zur HJ.

Katholische Veranstaltungen wurden da und dort kurzfristig verboten, ebenso das Tragen einer Uniform. Katholische Jugendheime wurden von Hitler-Jungen im Sturmangriff erobert und besetzt, so in Berlin, und ehe die HJ abzog, zerlegte sie das Mobiliar. Die Geschädigten mieteten für ein paar Tage die Schaufenster eines leerstehenden Ladengeschäftes, stellten dort die Trümmer zur Schau mit dem Hinweis: «Von der Staatsjugend demoliert!» Als sich immer mehr Schaulustige vor den Fenstern sammelten, gab dies der Polizei den Anlass, ordnend einzugreifen; die Schaustücke mussten entfernt werden. In Anlehnung an ein beliebtes Fahrtenlied sangen die jungen Katholiken: «Wir traben in die Weite, das Fähnlein hängt im Spind. Viel Tausend uns zur Seite, die auch verboten sind.» Die Zeitschriften der katholischen Jugend überstiegen zeitweise mit ihrer Auflage die Blätter der HJ. Sie wurden an den Wohnungstüren verkauft mit dem Gruss: «Heil Hitler. Wir sind nicht von der Partei. Wollen Sie nicht eine katholische Zeitschrift abonnieren?» So kam die «Junge Front» auf 300'000 verkaufte Exemplare, wenn das Blatt nicht gleich nach dem Erscheinen beschlagnahmt wurde.

Als in Köln der katholische Bund «Neudeutschland» am 28. Januar 1934 eine «Ritterweihe» der Primaner abhalten wollte, wurde ihm zunächst von der städtischen Polizei ein Aufmarsch in Uniform vor der Kirche St. Apostel genehmigt. Doch wenige Stunden vor der Veranstaltung wurde dies widerrufen; gefeiert werden dürfe nur in Zivil, und eine Versammlung unter freiem Himmel sei nicht gestattet, weil die HJ eine Gegendemonstration angedroht hatte. Tatsächlich standen dann auch vor Beginn der Feier Kolonnen von Hitler-Jungen und Jungvolk vor der Kirche. Sie liessen die Besucher der Feier zwar unbelästigt passieren, aber während der Predigt und sogar während des Segens stiefelten sie in Gruppen durch die Kirche, indessen von draussen Kommandos, Trommeln und Pfeifen sowie Gesang zu hören waren. Einige Dutzend der Neudeutschen waren in Uniform gekommen, weil das kurzfristige Verbot sie nicht mehr erreicht hatte. Die HJ nahm dies zum Anlass, die Kirche bis zum Ende der Feier zu belagern. Die Polizei bemühte sich mit grossem Aufgebot, die feindlichen Kräfte getrennt zu halten, doch die HJ griff an, wo sie nach Schluss der Feier eine Uniform, ein Banner oder einen Wimpel entdeckte. Die eroberten Feldzeichen wurden anschliessend von den Hitler-Jungen triumphierend durch die Strassen getragen, zwei uniformierte Neudeutsche wurden als Beweisstücke per Auto in die HJ-Gebietsführung verschleppt.

Wer als Katholik in diesen Tumult geraten war, sprach zu Recht von Terror. Bis zu einem gewissen Grad aber war es auch eine romantisch verbrämte Jugendprügelei, die erst durch die politischen Hintergründe Bedeutung gewann. Allerdings waren die Kölner Vorgänge kein Einzelfall. Ähnliches ereignete sich in jenen Monaten allenthalben, Glieder einer Kette, mit der ein Gewaltssystem die Menschen um ihre

Freiheiten brachte. Der einzelne Hitler-Junge war sich keines Unrechts bewusst. Er rief in Köln: «Geht nach Rom, ihr schwarzen Vaterlandsverräter!» Fürs Vaterland zu raufen war ja wohl ehrenvoll. Der Gegner brauchte doch nur sein graues, blaues oder grünes Hemd aus- und ein braunes anziehen, dann gab es keine Feindschaft mehr.

Am 13. März 1934 fand es Schirach an der Zeit, den standhaften jungen Katholiken ins deutsche Gewissen zu reden. In einem gepflegten Pathos, eindringlich und manchmal drohend, versuchte er den jungen Menschen klarzumachen, sie liefen Gefahr, in den Augen des deutschen Volkes als Saboteure der deutschen Einheit zu gelten. «Noch ist es Zeit, noch steht die Frage offen (...). Denn nur Du bist dem Volke die Antwort schuldig geblieben (...). Nicht aus dem Munde Deiner Führer und Sekretäre, die (...) bewiesen haben, dass sie für Deutschland und für die Einheit des Reiches kein Verständnis haben, will unser Volk hören, ob Du Dich noch länger (...) unserer Gemeinschaft fernhalten willst. Dieses Urteil soll der Geschichte übergeben werden. Katholische Jugend, heraus mit der Sprache!»

Mit diesen markigen Sätzen wollte der Parteilyriker an die Aufrufe anknüpfen, mit denen die Barden der Freiheitskriege gegen Napoleon die Jugend mobilisiert hatten. Man darf bezweifeln, dass seine gestelzte Sprache bei den Jungen ankam. Hätte ihm seine Situation Selbstkritik erlaubt, dann hätte er sich gestehen müssen, dass sein oberster Widerpart im Vatikan fast zur selben Zeit Überzeugenderes vorbringen konnte. Pius XI. richtete «an die katholischen Jugendverbände» zu Ostern 1934 eine Botschaft, in der er anerkannte, dass ihre Mitglieder «in vorderster Linie für eure religiösen Ideale bereits grosse Opfer gebracht» hätten. «Entgegen einer mit Lockrufen und Druck arbeitenden Propaganda für eine

neue Lebensauffassung, die von Christus weg ins Heidentum zurückführt, habt ihr dem Heiland und seiner Kirche den Schwur der Liebe und Treue gehalten (...). Eure Verbände sollen jedenfalls wissen, dass ihre Sache Unsere Sache ist.»

Solchen Trost konnten die jungen Glaubensstreiter brauchen, denn ihre braunen Gegner wurden vom Staat in jeder Weise bevorzugt. So verbot der Regierungspräsident in Wiesbaden am 19. April 1934 der konfessionellen Jugend seines Bereichs «jedes geschlossene Auftreten in der Öffentlichkeit, das öffentliche Tragen von Bundestracht (...) und Abzeichen (...), das Zeigen von Wimpeln und Fahnen in der Öffentlichkeit und den öffentlichen Vertrieb (...) von Presseerzeugnissen». Dieser keineswegs vollständigen Aufzählung von Verbotspraktiken war dann (wie zum Hohn) noch hinzugefügt, dass die Jugendverbände «auch weiterhin in der freien Ausübung ihrer kirchlich religiösen Aufgaben nicht behindert» würden. Als sich in Limburg katholische Jugendliche zu einer Don-Bosco-Feier zusammenfanden, demonstrierte die HJ dagegen. «Die Abfahrt», so schrieb ein katholischer Jugendlicher, «gestaltete sich zum reinen Spiessrutenlaufen. Von überallher wurden wir angespuckt (...). Im Goldenen Grund warf man mit faulen Kartoffeln nach uns.»

Damit solchen standhaften Christen das Überlaufen ins andere Lager leichter fiel, liess sich der Reichsjugendführer einen Trick einfallen. Der Samstag wurde zum Köder, indem ihn Schirach zum Staatsfeiertag erklärte. Das bedeutete, dass Mitglieder von Hitler-Jugend, Jungvolk, Bund Deutscher Mädel und Jungmädel schulfrei bekamen und statt des Unterrichts dienstliches Vergnügen in ihrer Organisation genossen. Wer nicht zu Hitlers junger Gefolgschaft gehörte, musste ins Klassenzimmer. Verständlicherweise war die Neigung zu Wandern und Spiel stärker als die zum Büffeln.

Anfänglich schien Schirach wieder einmal die Rechnung ohne den Wirt gemacht zu haben. Der Reichserziehungsminister Bernhard Rust stemmte sich gegen die Minderung der Schulstunden, und weil Schirach seine Neuerung ohne Rusts Zustimmung verkündet hatte, gab es in den Schulen an den Samstagen ein mehrwöchiges Chaos. Doch am Ende musste der Minister nachgeben; intellektuelles Wissen sank im Dritten Reich im Kurs gegenüber der Hausse in körperlicher Ertüchtigung und weltanschaulicher Dressur. Am 7. Juni 1934 verkündeten Rust und Schirach gemeinsam die Einführung des Staatsfeiertages.

Am selben Tag wehrten sich die deutschen Bischöfe mit einem Hirtenbrief gegen den NS-Anspruch auf die Jugend. Sie protestierten: «Unsere katholische Jugend wird an vielen Orten verfolgt, auch wenn sie nichts anderes tut, als öffentlich ihren Glauben an Christus zu bekunden und in Treue halten zu den von der Kirche gesegneten Verbänden, denen staatlicher Schutz feierlich zugesichert worden ist.» Die Bischöfe forderten die Jugend auf, «der Welt ein leuchtendes Zeichen zu sein, wie du treue Gefolgschaft leistest im Heerbanne Jesu Christi». Das Soldatische war modern geworden, dem konnte sich offenbar auch der Klerus nicht entziehen in der Wahl seiner Worte. Der Hirtenbrief wurde wie üblich am Sonntag von allen Kanzeln herab verlesen. Die Bischöfe glaubten, ihre Position damit hinreichend gefestigt zu haben, um sich nun auf Verhandlungen einlassen zu können, die ihnen der Reichsinnenminister Wilhelm Frick vorgeschlagen hatte. In ihnen sollten die strittigen Punkte des Konkordats geregelt werden.

Als Schirach von den geplanten Verhandlungen hörte, erhob er den Anspruch, mit am Tisch zu sitzen. Frick konnte ihn nicht ablehnen, und die Bischöfe waren einverstanden,

den Führer jener Organisation zu treffen, die ihnen momentan so grosse Sorgen bereitete. Sie schickten den Freiburger Erzbischof Conrad Gröber und den in Osnabrück amtierenden Bischof Wilhelm Berning in die Verhandlungen. Jahrzehnte später, im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess, brachte Schirach zu seiner Entlastung vor, er «habe selbst damals eine Formel für die Zusammenarbeit vorgeschlagen, die mit Beifall von der katholischen Seite aufgenommen wurde». Vielleicht leistete er sich damals ein grosszügiges Angebot in Erinnerung an seine Taktik gegenüber der evangelischen Jugend. Doch am Abend des 29. Juni 1934 wurden die Verhandlungen unterbrochen – durch ein Ereignis, das mit der irreführenden Bezeichnung «Röhm-Putsch» in die Geschichte eingegangen ist.

Schon die Tatsache, dass Hitler gemeinsam mit Göring und Himmler bei dieser Aktion rund hundert Menschen ohne gerichtliche Untersuchung und ohne Urteil «hinrichten», genauer: ermorden, liess, musste die Bischöfe abhalten, sich wenige Tage später wieder mit Repräsentanten dieses Systems zusammensetzen. Schwerer wog für sie noch, dass namhafte Katholiken unter den Opfern waren, so der Oberregierungsrat Freiherr von Bose und Edgar Jung, beide Mitarbeiter des damaligen Vizekanzlers Franz von Papen. Andererseits zeigten auch Partei und Staat keine Neigung, die Verhandlungen fortzusetzen. Schirach sagte in Nürnberg: «Hitler wollte einfach nicht aus dem Konkordat die Konsequenzen ziehen.» Das ist glaubhaft. Dem Diktator hatte der Vertrag eine Aufwertung verschafft und damit seinen Zweck erfüllt; zusätzliche Präzisierung einzelner Punkte hätte nur seiner Willkür Grenzen gesetzt.

Damals hatte Schirach allen Grund, mit sich und seiner Truppe zufrieden zu sein. In dem nach Prag emigrierten



Zentralorgan der deutschen Sozialdemokraten, dem «Neuen Vorwärts», konnte er in der Ausgabe von 10. Juni 1934 lesen: «Die Jugend ist nach wie vor für das System; das Neue: das Exerzieren, die Uniform, das Lagerleben (...). Auch junge Arbeiter machen mit: Vielleicht kommt doch eines Tages der Sozialismus (...). Die anderen haben ihn bestimmt nicht gebracht (...). Das Geheimnis des Nationalsozialismus ist das Geheimnis seiner Jugend. Die Kerle sind einfach so fanatisch, dass sie an nichts glauben wie an Hitler.» Der Schreiber war nicht nur ein guter Beobachter. Er erwies sich auch als ein Prophet, er schloss seinen Bericht mit dem Satz: «Mir kommt es manchmal vor, als ob die nur durch einen Krieg zur Besinnung kämen.»

Diese Meinung wurde gestützt durch einen Bericht aus dem Reich an die Prager SPD-Zentrale. Er kam aus Baden, also einem überwiegend katholischen Gebiet, in dem die Geistlichen stets eine politische Macht dargestellt hatten. Die katholischen Verbände, so heisst es darin, seien «durch Verbote und andere Druckmittel stark dezimiert (...). Man hat die Kinder aufgefordert, in das Jungvolk einzutreten, weil ja dieser Staatsjugendtag nur für die HJ Geltung hat. Viele Kinder, die von den Eltern aus und auch von sich aus dem Jungvolk nicht beitreten, müssen nun an diesem Staatsjugendtag die Schule besuchen.» Die davon Betroffenen empfanden das als besonders ärgerlich, weil der Unterricht in einer auf wenige Schüler dezimierten Klasse zumeist aus stumpfsinnigem Wiederholen eines schon behandelten Stoffes bestand. So meldete denn ein anderer SPD-Genosse seinen Parteioberen: «Die Pfarrer üben nicht mehr den geringsten Einfluss auf die Kinder aus.»

Einen spektakulären ersten Höhepunkt erreichten die anti-katholischen Aktionen der HJ im Juli 1935 in Münster, als

dort die NSDAP ihren Gautag abhielt. Der Gauleiter Dr. Alfred Meyer hatte den Antichristen Alfred Rosenberg als Starredner verpflichtet; die beiden verstanden sich gut, später wird der Ostminister Rosenberg den Gauleiter zu seinem engsten Mitarbeiter machen. Im Bischofspalast der Gauhauptstadt Münster wirkte ein ebenso mutiger wie streitbarer Oberhirte, der Erzbischof Clemens August Graf von Galen aus altem westfälischem Geschlecht. Für mehr Nationalismus, als ihn der Weimarer Staat gepflegt hatte, war er wohl zu haben, aber dass die neuen Machthaber die Macht der Kirche schmälern wollten und dass sie auch noch erlaubten, den Christusglauben unter die kritische Lupe zu nehmen, alarmierte ihn. Durch protestierende Predigten hatte er sich schon in Parteikreisen missliebig gemacht, und nun hatte er auch noch gewettert, weil der Verfasser des «Mythus» ausgerechnet in der katholischen Hochburg Münster reden sollte.

Dass ihn daraufhin die HJ attackierte, ist nur erklärlich, weil sie grundsätzlich gegen alle überkommenen Autoritäten Sturm lief, und im christkatholischen Münsterland steht der Bischof seit eh und je ganz oben auf der Rangleiter. Von der Aktion gegen ihn gibt es unterschiedliche Darstellungen. Laut Schirach erwarteten Jugendliche am Bahnhof den anreisenden Bischof. Sie empfingen ihn mit Pfiffen, Johlen, Sprechchören, und sie hatten einen Esel vor den Bahnhof gestellt, dem ein Plakat mit der Aufschrift «Clemens August» umgehängt worden war. Die Polizei hatte Mühe, den Ankömmling durch das Gedränge zu schleusen, als er in seinem Auto sass, brachten die Jungens die Limousine mit vereinten Kräften zum Schaukeln. Das war nicht gerade ein Empfang, wie er einem hohen Würdenträger zustand. Wenn man Schirachs Beteuerung Glauben schenkt – dem Autor gegenüber ausgesprochen und um Jahrzehnte verspätet-, dann war er über

diesen Bubenstreich so empört, dass er den Gebietsführer aus Münster nach Berlin befahl und ihm den Kopf wusch. Allerdings meinte er, Terror sei wohl ein zu starkes Wort für solches Tun. «Es war grober Unfug, Disziplinlosigkeit, Unverschämtheit.» Und er fügte hinzu: «Bedenken Sie die Zeit! Aus allen möglichen Organisationen waren plötzlich Jugendliche zu uns gekommen, vorwiegend solche aus marxistischen Arbeiterfamilien.»

Die Frage bleibt offen, wer christliche Würdenträger weniger respektierte: der ehemalige Rote Falke oder ein HJ-Führer, der als Neuheide gegen den politisierenden Klerus einer dem Judentum entsprossenen Religion kämpfte? Der Glaube an Marx und Engels verlor auch unter den Jugendlichen um so rascher an Anhängern, je schneller die Zahlen der Arbeitslosen schrumpften und je überzeugender die Partei den Menschen beibrachte, dass an die Stelle des unheilvollen Klassenkampfes nun die beglückende Volksgemeinschaft trete. Goebbels gewann seinen Feldzug gegen die Meckerer und Miesmacher, und kein Parteigenosse erlaubte sich, für die Zukunft schwarzzusehen. Alle wussten sie: Der Aufstieg ist unaufhaltsam. Die Parteiprominenz hatte deshalb auch keinerlei Hemmungen, die Blüten des Wirtschaftsfrühlings jetzt schon zu pflücken.

## ... zur Staatsjugend

Im Herbst 1933 gaben die Schirachs ihre Wohnung in München auf und zogen in eine Villa am Kleinen Wannsee. Eigentümerin war eine Frau von Opel; die Gegend rund um die Bismarckstrasse war entsprechend vornehm. Ehe die Schirachs einzogen, hatte dort der Bühnenbildner Benno von Arent gewohnt, eine temporäre Berühmtheit, die Goebbels dann zum Reichsbühnenbildner erhob und die für die Staatsempfänge und Grosskundgebungen bombastische Dekorationen und pompöse Abläufe entwarf. Das Nachbargrundstück zur Linken war mit seinem gepflegten Park und frei herumstolzierenden Flamingos so prachtvoll, dass es die Filmleute aus den Babelsberger Ateliers gelegentlich als Kulisse für Szenen im Millionärsmilieu verwendeten.

Schirachs neue Bleibe konnte sich sehen lassen. Das Grundstück grenzte auf 45 Meter Länge ans Seeufer, wer das Haus betrat, kam zuerst in eine weite und hohe Halle. Daneben und darüber lagen die Zimmer, und in einem stand Schirachs repräsentativer Schreibtisch, ein sogenannter Luther-Tisch, mit dicker Platte, quadratisch mit 150 Zentimetern Kantenlänge, mit gewaltigen Beinen, ein Möbelstück, massig und massiv.

An Geld fehlte es den Bewohnern nicht. Zwar knauserte der Reichsschatzmeister Schwarz noch immer, aber nun zahlte auch der Staat, und jetzt brachten die Verse des Dichters etwas ein; Zeitungen und Zeitschriften schmückten sich damit und hissten so Hakenkreuzfahnen in ihren Spalten. Fehlte es an Barem, so schoss Schwiegervater Hoffmann zu;

er verdiente jetzt Unsummen an den Hitler-Bildern, die in allen Amtsräumen und Klassenzimmern aufgehängt wurden.

Als Dienstwagen stand Schirach ein Mercedes vom Typ «Nürburg» zur Verfügung, eine schwarze Limousine mit einem Sechszylindermotor. Gelenkt wurde sie von einem aus München mitgebrachten Chauffeur, der als gestandener Mann jetzt eine HJ-Uniform anziehen musste, weil ein Zivilist am Lenkrad nur unzureichend die Bedeutung des Passagiers im Fond erkennen liess. Für private Zwecke kaufte sich Schirach (selbstverständlich mit standesgemäßem Rabatt) einen offenen Mercedes, damals als Sportwagen titulierte, weil als Sondertyp nur in einem Dutzend Exemplaren für eine 3'000-Kilometer-Rallye durch Deutschland gebaut. Stolz erzählte Schirach später, dass er damit auf mehr als 110 Stundenkilometer kam.

Das Weihnachtsfest 1933 feierten das Ehepaar, die erstgeborene Tochter Angelika und Hennys Bruder Heinrich in der Halle vor einer bis an die Decke reichenden Tanne. Sie war reich geschmückt, trug viele Kerzen und war umgeben von Geschenken. Auch Hitler hatte einiges geschickt. Eine grosse Krippe und die gemeinsam gesungenen Lieder erinnerten an den Ursprung des Festes. Danach gab es als wehmütige Erinnerung an den Süden Weisswürste und Bier, frisch aus München importiert. Kurz: Deutscher und christlicher hätte die Idylle nicht sein können.

Daran gemessen, hatte die HJ-Feier am 1. Mai 1934 einen eher heidnischen Anstrich. Mit einer klugen Manipulation hatten die Nationalsozialisten aus diesem internationalen Feiertag des Proletariats einen nationalen Feiertag des Deutschen Volkes gemacht, bei dem der Gewerkschaftsverschnitt Deutsche Arbeitsfront die Belegschaften der Betriebe (genau wie früher) zu Kundgebungen marschieren liess, nur dass jetzt

die Feiern unter dem Hakenkreuz und im braunen Gewand stattfanden. Gemäss Schirachs Parole, dass die Jugend sich ihren eigenen Staat baue, veranstaltete die HJ aus diesem Anlass ihre eigenen Feiern. Sie wurden eingeleitet von einer zentralen Veranstaltung mit einer Schirach-Rede, die er am Vorabend, vom Rundfunk für alle HJ-Einheiten übertragen, vor einem brennenden Holzstoss auf dem Hexenberg des Harzes, auf dem Brocken, hielt. Gemäss seiner Herkunft aus Weimar, empfand er sich dabei in der Nachfolge Goethes.

Doch während noch die Lagerfeuer der Junggenossen brannten, rollte er in seinem Sportwagen eiligst in Richtung Berlin. Dort lockte ihn am Wannseeufer ein fabrikneues Motorboot, sechs Meter lang, weiss, brauner Kajütenaufbau und ein BMW-Motor mit 750 Kubikzentimeter Zylinderinhalt, wie er in jenen Tagen für einen Kleinwagen hergestellt wurde. Der Bootsbauer wartete auf den Eigentümer, um ihm zu zeigen, wie ein solches Boot zu fahren sei.

Am nächsten Tag nahm Schirach dann an der Jugendkundgebung im Lustgarten teil. Hitler und Goebbels sprachen dabei zu 25'000 Hitler-Jungen und etwa dreimal so vielen zivil gekleideten Schülern. Hinterher beschwerte sich der Propagandaminister über die mangelnde Disziplin der Jugend; sie hatte mit Allotria und Geschrei seine Rede gestört. Doch daran war, wie Hitler entschuldigend vermerkte, die Technik schuld; die Lautsprecher waren zu schwach, und so wurde die Rede von vielen Jungen und Mädchen nicht verstanden.

Solcher Ärger hinderte die Nationalsozialisten nicht, sich in ihrem Dritten Reich wohnlich einzurichten, obwohl Arbeitslosigkeit und Armut erst gemildert und noch keineswegs beseitigt waren. Es gibt aus jenen Tagen ein Foto der jungen Eheleute: Henny im hübschen Dirndl, mit Bubikopf (obwohl die NS-Frauenschaft gegen kurzes Haar wettete, weil man

in früheren Jahren nur den Huren die Haare abgeschnitten habe). Ihre Füße stecken nach der neuesten Mode in sogenannten Haferl-Schuhen, Baldur trägt die kurze bayerische Lederhose, gehalten vom Edelweiss-Hosenträger, und randgenagelte Bergschuhe. In Berlin hätten die beiden mit diesem Aufzug die Vermutung aufkommen lassen, in einem Bierlokal gastiere eine Blaskapelle aus dem Hofbräuhaus.

Ihr Äusseres signalisierte ihr Heimweh nach den Bergen. Um es zu stillen, kaufte das junge Paar 1934 in Urfeld am Walchensee ein ausgedientes Försterhaus vom bayerischen Staat, und ein einheimischer Architekt baute es für ihre Bedürfnisse um. Da der junge Ehemann ohnehin dauernd unterwegs war und häufig auch am Sitz der Reichsleitung in München sein musste, verschaffte er sich damit ein eigenes Quartier im Süden. Lästig war allerdings, dass dieses Haus klein war, also wenig standesgemäss, und dass man es bei Schnee über die steile Kesselbergstrasse mit ihren vielen Kehren nur mühsam erreichen konnte.

Wie der Sohn profitierte auch der Vater von der neuen Zeit. Er konnte sich darauf berufen, dass ihn die Roten, die republikanischen Machthaber, aus seinem Amt als Intendant des Hoftheaters in Weimar gejagt hatten. Es lag also nahe, dass ihn das Dritte Reich wieder in seine Rechte einsetzte. Weimar konnte es allerdings nicht wieder sein, denn dort herrschte im Musentempel längst ein Mann des rechten Glaubens, nämlich Dr. Hans Severus Ziegler, Generalintendant und sogar Staatsrat dazu. Es wurden jedoch in jenen Monaten viele Intendantenposten frei, weil die bisherigen Inhaber entweder als Juden geschasst werden mussten oder weil sie sich mit ihrem Spielplan in der Vergangenheit als das erwiesen hatten, was man jetzt «Kulturbolschewisten» nannte. Bei Neubesetzungen konnte man den Carl Benedikt Norris von

Schirach umso weniger übergehen, als er bereits am 6. Dezember 1926 in die NSDAP eingetreten war und aufgrund seiner niedrigen Mitgliedsnummer (48 505) Anspruch auf das Goldene Ehrenzeichen der Bewegung hatte. Dass der Sohn Reichsleiter in der Partei war, machte jede Bewerbung des Vaters gewissermassen unwiderstehlich.

Dem Generalintendanten a. D. und Kammerherrn (so sein Briefkopf) wurde im Hochsommer 1933 das Nassauische Landestheater in Wiesbaden angeboten, weil sich der amtierende Generalintendant nach Breslau hatte berufen lassen, wie denn überhaupt in jenen Monaten aufgrund der politischen Umstände vor Beginn der nächsten Spielzeit die Direktoren der Theater kaum weniger in Bewegung waren als die Güterwaggons in einem Rangierbahnhof. Als Schirach senior jedoch Ende August 1933 seine Herrschaft antreten wollte, hielt sich sein Vorgänger noch am Intendantensessel fest, weil der Breslauer Stuhl für ihn noch nicht freigeworden war. Aufgebracht schrieb Vater Schirach an den für Theater zuständigen Staatskommissar Hans Hinkel, Berlin, er sei nach Weimar zurückgekehrt, weil er «allgemein als der rechtsgültige Intendant angesehen (...), weiter nichts tun konnte, denn als fünftes Rad am Wagen laufen».

Der Uralt-Parteigenosse Hinkel, ein Hansdampf in allen Gassen, beeilte sich, dem Vater eines Reichsleiters der NSDAP behilflich zu sein. Schon im Spätherbst konnte Schirach senior sein Ensemble antreten lassen. In der Wiesbadener Blumenstrasse mietete er eine standesgemässe Villa, die er freilich «recht verwahrlost antraf und mit erheblichen Kosten bewohnbar herrichten liess». Doch dafür zahlte er nur eine lächerlich geringe Miete. Zu sparen hatte er nicht nötig; die Familie war, wie Baldur sich im Nürnberger Gerichtssaal ausdrückte, «wohlhabend». Als Intendant wurde der Vater



in Wiesbaden anfangs nur bescheiden honoriert; er erhielt 17'000 Mark jährlich. Später wurde es mehr; das Landestheater wurde in «Deutsches Theater» umbenannt, und seinem Chef verlieh Hitler den Titel eines Generalintendanten.

Auch die Sache mit Rosalind Benedikta, der neun Jahre älteren Schwester Baldurs, kam in Ordnung. Die für Konzert und Oper ausgebildete Sängerin war mit einiger Verspätung in die Partei eingetreten, laut Mitgliedskarte am 1. April 1933. Sie galt also nach dem damaligen Sprachgebrauch als eine «Märzgefallene», die sich der guten Sache erst anschloss, als sie schon gesiegt hatte. Mit Baldurs Hilfe wurde dieser Makel getilgt. Der Gau Gross-Berlin schrieb an die Reichsleitung in München, es hätten im ersten Halbjahr 1932 bei ihr so viele Hausdurchsuchungen durch die Polizei stattgefunden, dass dabei durchaus auch die Beitrittserklärung der Parteigenossin Schirach liegengeblieben sein könnte, wie zahlreiche andere auch. Bisher habe die Gauleitung alle Anträge auf Zuteilung einer niedrigeren Mitgliedsnummer und auf Anerkennung eines früheren Beitritts zur Partei abgelehnt, aber diesen Fall möge doch bitte die Reichsleitung entscheiden. Baldurs Schwester kam auf diese Weise zu einer Mitgliedsnummer knapp über einer Million und zu einem Beitrittsdatum vom 1. Mai 1932. Die Reichsleitung schrieb aus München: «Die Genehmigung im Falle Pgn. von Schirach soll kein Präzedenzfall sein.»

So war denn alles in bester Harmonie. Scheinbar. Bis am frühen Morgen des 30. Juni 1934 der Staatssekretär Dr. Wilhelm Stuckart aus dem Reichsinnenministerium den Reichsjugendführer der NSDAP zu Hause anrief. Er sagte: «In der Stadt ist der Teufel los; es heisst, dass die SA einen Putsch macht. Bleiben Sie am besten am Wannsee.» Diesen Rat befolgte Schirach. Per Fernsprecher versuchte er sich zu

informieren. In der Reichsjugendführung wusste man von nichts. Für alle Fälle befahl Schirach seinen Stabschef zu sich nach Hause. Aus einer Anzahl weiterer Telefongespräche schlossen sie, dass die berühmte Berliner Luft an diesem Tag gesundheitsschädliches Blei enthalte. Sie gingen deshalb nur wenige Meter aus dem Haus, fünfzig Schritte zum Seeufer hinab, wo das Motorboot an einem Landesteg im Schilf lag. Mit ihm tuckerten sie auf den See hinaus. Stundenlang liessen sie es in der Strömung treiben. Sie waren unerreichbar für jedermann. Der vom Staatsoberhaupt befohlene und von getreuen Parteigenossen verübte Massenmord fand an fernen Ufern statt.

Hitler vollzog an diesem 30. Juni, was rabiate Parteigenossen in der sogenannten Kampfzeit für den Fall der Machtübernahme ihren Gegnern angedroht hatten: die Nacht der langen Messer. Doch ermordet wurden nur zu einem geringeren Teil die Gegner von einst, und statt der Messer bediente man sich der Gewehre. Dezimiert wurde in erster Linie die SA-Führung. Insofern war Schirachs Vorsicht verständlich: Er hatte den Rang eines SA-Gruppenführers, und mit dem Hauptmann a. D. Ernst Röhm, dem Stabschef der SA und «Oberbeelzebub», fühlte er sich bisher freundschaftlich verbunden, wie denn umgekehrt dem homosexuellen Röhm der jugendlich wirkende und hübsch anzusehende Reichsjugendführer auch äusserlich sympathisch gewesen sein mag.

Röhm mag für Schirach zumindest während der ersten Jahre seiner politischen Laufbahn ein willkommener Förderer gewesen sein – als Parteiveteran der ersten Stunde und als einer der wenigen Männer, mit denen sich Hitler duzte. Noch in den Maitagen des Jahres 1934 hatten sich Schirach und der Stabschef der SA in Berlin in dessen Stabsquartier getroffen. Veranlasst durch Gerüchte, hatte Schirach bei dieser Gelegen-

heit unter vier Augen gefragt, ob etwa der Kredit seines Gegenüber bei Hitler gefallen sei. «Sie wissen doch», hatte Röhms geantwortet, «dass ich kein Engel bin.» Seine Veranlassung war allgemein bekannt, wurde aber grosszügig übersehen. «Ich bin Adolf treu», versicherte Röhms. «Wenn er mir sagt, dass ich eine Belastung bin, gehe ich.»

Deshalb weigerte sich Schirach zu glauben, dass der Stabschef der SA einen Aufstand gegen seinen Führer geplant habe.

Einige Zeit nach dem Blutbad äusserte er seine Zweifel gegenüber Rudolf Hess. Der zeigte ihm eine Liste von Namen. Dies seien, sagte Hess, die Menschen, die Röhms hätte über die Klinge springen lassen, wenn sein Putsch gelungen wäre. Da stand auch Schirachs Name. Das machte ihm die Liste erst recht unglaublich. In seinen Erinnerungen deutete er an, er halte diese Liste für eine Fälschung. Von wem? Von Heinrich Himmler und seiner Gestapo, die diese Papiere angeblich in Röhms Berliner Stabsquartier gefunden hatte. «Ich hatte damals noch keine Ahnung, wie leicht man Akten fälschen kann», schrieb Schirach.

Das klingt ein wenig nach Räuberpistole, doch die Mordliste ist insofern ein obskures Indiz, als Schirach der einzige zu sein scheint, dem sie gezeigt wurde. Nur der in Spandau eingesperrte Hess hätte bezeugen können, dass es sie gegeben hat. Der Apparat von Reinhard Heydrich im Reichssicherheitshauptamt hat in der Folge mehrfach mit gefälschten Dokumenten operiert. Nicht zu übersehen ist das Interesse der SS und Himmlers an einer Degradierung der SA und Röhms; ihm waren die schwarze Garde und ihre Führer bis dahin unterstellt gewesen, und Hitler hat damit erst Schluss gemacht, als die SA treulos zu werden schien. Jetzt erst konnte Himmler zum Rang eines selbständigen Reichsleiters aufsteigen.

Von diesen internen Spannungen innerhalb der Parteiorganisationen hatte Schirach angeblich kaum etwas erfahren. Das ist umso unwahrscheinlicher, als die Rivalitäten etwa zwischen der SA und der SS schon lange vor 1933 begonnen hatten. Selbst die einfachen Marschierer in den Formationen wussten, dass die SS aus den SA-Stürmen hieb- und stichfeste Männer herausangelte. Richtig ist aber auch, dass die altgedienten Paladine der Partei Schirach nicht trauten; er war ihnen zu jung, sein Avancement war ihnen zu schnell gegangen, und er konnte als ein Günstling Hitlers gefährlich werden. Im Frühjahr 1934 hatte er sich auf einer Tagung der Gauleiter rechtfertigen müssen, auf Hess' Geheiss; es hiess, die Jugend im Braunhemd sei frech gegenüber bewährten Kämpfern und wolle sich ihnen nicht unterordnen. Doch Schirach konnte sich in einer Rede auf Hitlers Vollmacht berufen: Die Jugend möge sich ihren eigenen Staat bauen, und niemand habe dem Reichsjugendführer und seiner HJ Vorschriften zu machen. Das musste auch Hess als Stellvertreter des Führers in der Parteiführung anerkennen. «Der Angriff fiel in sich zusammen», erzählte Schirach dem Autor, «das Ganze endete für Hess mit einer peinlichen Niederlage.»

Nach Hitlers, Görings und Himmlers Befehlen wurden in jenen turbulenten Tagen aus den unterschiedlichsten Gründen mehr als hundert Menschen ermordet. Insofern konnte niemand sicher sein, dass er nicht in den Sog dieser «Abrechnung» geraten würde. Auch Schirach hatte seine Feinde in der Parteiprominenz, und insofern war sein Rückzug auf den Wannsee keineswegs unmotiviert, wenn auch übertrieben vorsichtig. Er verhielt sich in den folgenden Wochen stiller als gewöhnlich – so still, dass bald ein Gerücht umlief, er sei mit zwei Millionen Mark aus der HJ-Kasse (die niemals so viel Geld enthielt) in die Schweiz verschwunden. Einem Metzger-

meister in Franken erschien dies so glaubhaft, dass er die Neuigkeit in seinem Laden weitergereicht hatte und deswegen in Schutzhaft genommen wurde.

Während Schirach keinen Augenblick glaubte, ein putschender Röhm hätte ihm etwas zuleide getan, war ihm Heinrich Himmler seitdem unheimlich. «Ich konnte ihm nicht mehr gegenübertreten ohne das Gefühl, dass er an einer Mordaktion teilgenommen hatte», erzählte er dem Autor. Dasselbe Gefühl hätte ihn eigentlich auch beim Anblick Hitlers bedrängen müssen, aber davon sprach er nie; wie nahezu alle Deutschen traute er offenbar seinem Führer keine Untat zu; für ihn waren immer die anderen schuldig. Himmler diente als Sündenbock: «Es war jetzt etwas Unheimliches an dieser seltsamen Gestalt, an diesem Zwickerheini, wie er in der Partei genannt wurde.» Sehr viel später, im Nürnberger Gerichtssaal, wurde der Angeklagte Schirach der verbrecherischen Kumpanei mit dem Reichsführer-SS bezichtigt, doch dahinter steckten keine Beweise und nur der Argwohn der Sieger, es könnte jemand dem Galgen entrinnen, den er sich im Dritten Reich verdient hatte.

Wie weit das Vertrauen in Hitlers Ehrbarkeit in jenen Tagen trotz der Röhm-Morde ging, belegt eine Veröffentlichung in der evangelischen Zeitschrift «Der junge Tag». Im Oktoberheft 1934 himmelte der Bundeswart des evangelischen Jungmännerbundes, der Pfarrer Juhl, den «religiösen Heros des deutschen Volkes» an, der «so auf den Schild gehoben wurde wie Luther»: «Andere mögen in ‚positiver Kritik‘ ihre Aufgabe erkennen. Wir erkennen sie in positivem Glauben, Hoffen und Beten, in positiver Mitarbeit, nach dem 30. Juni noch zehnmal mehr.»

Mit dem Haus in Urfeld hatte sich das junge Paar ein Refugium in den geliebten Bergen geschaffen. Der Reichsjü-

gendführer war viel unterwegs zu Aufmärschen, Reden, Inspektionen, Konferenzen. Die Arbeit am Schreibtisch war ohnehin nicht sein Fall; sie überliess er gern seinem jeweiligen Stabsführer. War er in München, dem Sitz der Partei, dann gönnte er sich in Urfeld ein paar Tage Urlaub. Es scheint, als habe auch Henny am Leben in Berlin keinen besonderen Gefallen gefunden, denn schon 1934 gaben die Schirachs das Haus am Wannsee auf. Er zog wieder in das Appartement im Hotel «Kaiserhof», sie ging nach Urfeld. Doch schon genügte das ehemalige Forsthaus nicht mehr den wachsenden Ansprüchen der Schirachs. Ein paar hundert Meter tiefer als Urfeld gelegen, am Fuss der Kesselbergstrasse, in Kochel am Walchensee, stand das Haus Aspenstein zum Verkauf.

Wie notwendig ein Umzug war, zeigte sich am 9. Mai 1934, als Baldur 27 Jahre alt wurde. Eine Anzahl der Gebietsführer der HJ kam mit Geschenken als Gratulanten nach Urfeld. Der vom Rhein brachte Wein, der Westfale wartete mit Schinken und Korn auf. Drei holzgeschnitzte Hitler-Jungen, breit und schwer, schwangen eine Fahne. Vom BDM kam Gesticktes, Gestricktes und Gehäkeltes; so ein Paar Wollhandschuhe mit den Worten «Heil» im rechten und «Hitler» im linken Handteller. Es war eine Orgie nationalen Kitsches. Den engagierten Kunstliebhaber grauste es, aber um der Pietät willen durfte nichts weggeworfen werden. Alles wurde in einer winzigen Kammer des Urfelder Hauses gestapelt, und dort blieb es dann, bis eines noch fernen Tages amerikanische Gis mit traditionellem Verständnis für künstlerische Qualität das Haus plünderten und viele Souvenirs in die USA mitnahmen mit der Überzeugung, ein Stück deutscher Kultur erbeutet zu haben. Das geschah im Frühjahr 1945.

Doch dieser Bericht ist erst beim Jahr 1934 angelangt. Das

war die Zeit, in der auch die HJ aufpoliert werden musste, weil sie nach ihrem Sieg neue Aufgaben brauchte. Neben Schirach war eine Zeitlang der Hauptmann a. D. Kaul darin führend gewesen; er war aus München mitgebracht worden. Im Urteil seines wenig später antretenden Nachfolgers erscheint er als ein guter Organisator, aber auch als ein Kommissknochen ohne Verständnis für eine überschäumende Jugend. Auch begriff er wohl nie, dass junge Menschen, die sich für ihren selbstgewählten Führer in Saal- und Strassenprügeleien blutige Nasen geholt oder auch Messerstiche riskiert hatten, die Autorität der Erwachsenen nicht bedingungslos anerkennen wollten. Im Mai 1934 wurden die ranghöchsten HJ-Führer bei Schirach in Berlin vorstellig; so gehe es nicht weiter, sagten sie. Kaul müsse abgelöst werden und ebenso der aus dem NS-Studentenbund übernommene Schulungsleiter der HJ Carl Nabersberg. Beiden fehle, wie sie sagten, der Stallgeruch.

Der Obergerbietsführer Hartmann Lauterbacher, in jenen Tagen noch zuständig für ganz Westdeutschland, schrieb später in seinen Memoiren: «Das grosse Hindernis jeden revolutionären Aufbaus sahen wir in der praktischen Unerfahrenheit Schirachs (...) und in der personellen Besetzung der Führungszentrale.» Ein bisschen gemeutert war das schon. So wurde Lauterbacher Stabschef und Stellvertreter Schirachs. Er lässt in seinen Erinnerungen keinen Zweifel aufkommen, dass er einen ziemlich verlotterten Betrieb angetroffen habe. Nachdem er in der Reichsjugendführung etliche Amtschefs durch jüngere Kräfte seiner Wahl ersetzt hatte, kehrte er im Sinne des Sprichwortes über neue Besen auf einer Rundreise auch noch die Gebietsführungen in den Gauhauptstädten aus.

Damals residierte Schirach am Kronprinzenufer in einem

Gebäudekomplex, der entstanden war, indem man ein ehemaliges Stadtpalais aus Preussens Gloriaepoche mit einem grossbürgerlichen Mietshaus verband. Dort, unweit des Reichstagsgebäudes, verläuft jetzt die Mauer des östlichen Sektors von Berlin.

Als der Hauptmann Kaul noch den Stab dirigiert hatte, waren er und Schirach auf die Idee gekommen, dass ihr Dienstsitz ebenso wie diejenigen der anderen NS-Formationen durch eine Wache am Eingang dekoriert und geschützt werden müsse. Gemäss altpreussischer Tradition, wurden dazu lange Kerls aus der HJ ausgesucht, anfangs nur zwölf, von denen jeweils die Hälfte vor dem Haus als Posten Dienst tat oder drinnen in der Anmeldung Besucher empfing, indessen die andere Hälfte durch Sport und Wort körperlich und geistig zu NS-Musterknaben entwickelt werden sollte. Ende 1934 wirkte der nur mit dem Dolchgehänge ausgerüstete Doppelposten am Eingang dem Hausherrn nicht mehr martialisch genug. Die Wache wurde auf dreissig Köpfe verstärkt und in der Polizeikaserne am Alexanderplatz im Umgang mit Schusswaffen gedrillt.

In jenen Tagen entstand auch eine Erfolgsbilanz der Reichsjugendführung. Darin zählte Schirach mancherlei auf, was der HJ ganz allgemein und ihm im Besonderen gutzuschreiben sei. So etwa eine Klage der Spielzeughersteller, weil sich schon die Zehnjährigen keine Spiel waren mehr wünschten, sondern Zeltbahn, Kompass und Wurfspieß. So auch eine Klage der Mützenmacher, weil Hitler-Jungen die bis dahin von Gymnasiasten getragenen farbigen Klassenmützen ablehnten und öffentlich verbrannten; angeblich spaltete diese Art von Kopfbedeckung die jugendliche Gemeinschaft. Selbst der Pimpf im Jungvolk wollte nicht mehr als Kind bezeichnet werden. Schirach: «Mit Kinder bezeichnen wir die nicht uni-



formierten Wesen niedriger Altersstufen, die noch nie einen Heimabend oder einen Ausmarsch mitgemacht haben.»

Er zählte dann auf, was die für das Soziale zuständige Abteilung in der Reichsjugendführung unter dem Gebietsführer Artur Axmann bereits erreicht hatte. So in Berlin eine ärztliche Reihenuntersuchung für alle, die das 18. Lebensjahr noch nicht überschritten hatten. So einen Reichsberufswettbewerb, bei dem Jugendliche in den Betrieben praktisch und theoretisch mit fachlichem Können wetteiferten, erst örtlich, dann gauweise und schliesslich in einer Endausscheidung in Berlin, bis am Ende die zwanzig Besten in der Reichskanzlei von Hitler geehrt wurden. Erst durch energische Forderungen der HJ gelang es, den berufstätigen Jugendlichen einen angemessenen Jahresurlaub zu verschaffen. Jungarbeiter mussten sich bisher mit zwei Tagen begnügen. Nunmehr waren es im ersten Lehrjahr vier Wochen, er verkürzte sich im Lauf der folgenden Lehrjahre auf zwei Wochen, wie sie in jener Zeit den meisten Erwachsenen gewährt wurden.

Gemäss Schirachs Befehlen musste der HJ-Dienst so angesetzt werden, dass Jugendliche unter 14 Jahren im Sommerhalbjahr spätestens um 21 Uhr, im Winter um 20 Uhr im Elternhaus sein konnten. Eine zusätzliche Versicherung kam für die Kosten auf, wenn ein HJ-Mitglied im Dienst gesundheitliche Schäden erlitt. Eine halbe Million erholungsbedürftiger Jugendlicher wurde durch die HJ und die mit ihr zusammenarbeitende NS-Volkswohlfahrt in Erholungsheimen aufgepäppelt. Dreimal mehr Jugendliche konnten 1934 einige Wochen ihrer Sommerferien in den Zeltlagern der HJ verbringen. Dass sich Schirach in dieser Bilanz gegen die «übermässige Pflege von Asozialen und Erbuntauglichen auf Kosten der Gesunden» wandte, trug ihm sicherlich viel Beifall ein, doch es war dies auch schon der Einstieg in die



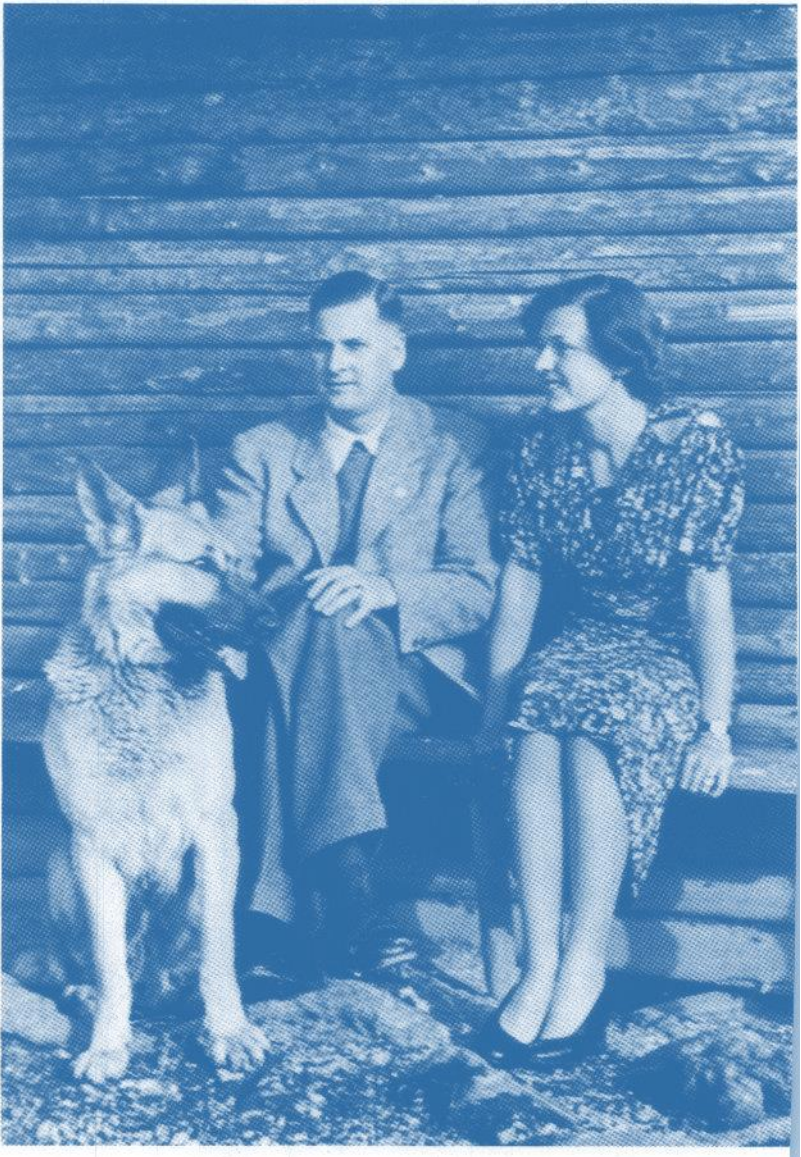
Reichsparteitag 1938: Hitler grüsst «seine» Jugend, die zum Appell angetreten ist. Hinter ihm sein Stellvertreter Rudolf Hess (links) und der «Jugendführer des Deutschen Reiches» Baldur von Schirach



Schirachs Mutter, Amerikanerin aus ersten Kreisen des Geldadels



Vater Carl, preussischer Offizier mit musischer Bildung und dem Hang zum Theater



Glücklich in jeder Beziehung war die Wahl Schirachs, als er Henriette, die Tochter des Hitler-Fotografen und Freundes Heinrich Hoffmann, zur Ehefrau nahm.

*Foto: An einem Sommertag am Walchensee mit Hitlers Hochzeitsgeschenk, einem Deutscher Schäferhund*

Parteitag  
in Nürnberg 1929:  
Schirach, als  
Studentenführer in  
SA-Uniform, beglei-  
tet einen italieni-  
schen Diplomaten



Reichsparteitag 1934: Als Führer der Hitler-Jugend schreitet Schirach an der Seite Hitlers  
die Jugendformationen der Partei ab





Wohlwollend kritisch folgt Hitler der Rede Schirachs auf einer Jugendkundgebung, tat sich doch selbst schwer mit der Jugend





1934: Die Hitler-Jugend vereinnahmt die deutschen Jugendverbände. Nicht immer ging dies so kampfflos wie bei der evangelischen Jugend ab. Reichsbischof Ludwig Müller (links) und Hitlers Jugendführer (rechts) bei der Übergabe

«Euthanasie», in jene massenmörderische Vernichtung des «lebensunwerten Lebens», bei der in den ersten Kriegsmonaten die «unnützen Fresser» in den Heilanstalten umgebracht wurden.

Solange es zweckmässig schien, sich den Volksgenossen als ihresgleichen zu präsentieren, blieben die Uniformen der HJ und die Tracht des BDM so schlicht, wie sie von den Bündischen übernommen worden waren. Nun aber, unter dem erfolgreichen Führer und Volkskanzler Adolf Hitler, putzten sich alle Träger braunen Tuchs wetteifernd heraus. Beispielgebend war Hermann Göring, der in unglaublich vielen Uniformvarianten aufzutreten pflegte und damit eine Serie von Flüsterwitzen auslöste. Wie reimten doch die Berliner über diesen Uniformfetischisten: «Rechts Lametta, links Lametta, vorne wird er immer fetta!» Nur der Sonderling Rudolf Hess trug noch wie Hitler das schlichte Braunhemd ohne Abzeichen, zumeist mit schwarzem Schlips, ostentativ, um seine Bescheidenheit und seine Unbestechlichkeit hervorzukehren.

Schirach, den Sohn eines Theaterintendanten und Bruder einer Bühnensopranistin, musste niemand auffordern, einen Beitrag zur Show der Wichtigmacher zu leisten. Die kurze Hose und die Wadenstrümpfe blieben fortan den jüngsten Jahrgängen der Pimpfe überlassen. Die Älteren und vor allem die Führerschaft liessen sich schwarze Breeches, seitlich stark ausgestellt, oder auch lange Hosen schneiden. Jetzt gab es farbige, funkelnde Schulterstücke auf dem Jackett, und das Fahrtenmesser wurde bei den höheren Rängen verdrängt durch ein blinkendes, klimperndes Wehrgehänge. Im Jahr 1934 erhielt die HJ sogar Mäntel, ein bisher als Spiesserkomfort abgelehntes Kleidungsstück. Auch der BDM wurde neu eingekleidet. Bisher trugen die Mädels wenig kleidsame braune Kletterwesten über heller Bluse und dunklem Rock

oder gar ein Hängekleid aus braunem Baumwollstoff. Das war eher eine Ver-Kleidung, wer sie anlegte, tat es vielleicht nur, weil er annahm, die Rettung des Vaterlandes werde dadurch gefördert. Schirach beauftragte ein bekanntes Berliner Modehaus, eine halbwegs elegante Uniform zu entwerfen. Das Ergebnis war ein dunkles Kostüm, flott und reizvoll. Mucker nahmen als Verfechter der deutschen Sittlichkeit Anstoß an der Eleganz. Vor allen empörten sich die Funktioniärinnen der NS-Frauenschaft, die sich als die Gouvernanten der Mädchen aufspielten.

Auch die geistige Einheit der Jugend wollte Schirach verbessern. Den besten Ansatzpunkt dafür fand er in ihrer Bereitschaft zur Heldenverehrung. Der Mythos um den ermordeten Herbert Norkus erwies sich als ausbaufähig, besonders seit in Berlin die Uraufführung des Filmes «Hitler-Junge Quex» stattgefunden hatte. Am 24. Januar 1934, auf den Tag genau zwei Jahre nach dem Mord, rief der Reichsjugendführer alle neuen Bannfahnen, 365 waren es, nach Potsdam in die Garnisonskirche. Gern hätte er Hitlers Zeremonie nachgeahmt, bei der die Standarten der militanten NS-Formationen berührt und geweiht wurden mit der «Blutfahne» des 9. November 1923, angeblich getränkt mit dem Blut der an der Feldherrnhalle Erschossenen. Hinderlich war, dass der kleine Junge ohne Fahnentuch gestorben war. Deshalb begnügte sich Schirach in Potsdam mit einer seidenen und schon ziemlich brüchigen Fahne aus dem Heer des Alten Fritz. Sie berührte eine Bannfahne nach der anderen, damit diese das Odium des Sieges bekomme – eine Symbolik, die an die Bräuche der Medizinmänner von Naturvölkern erinnert. In der folgenden Nacht standen Hitler-Jungen in den neuen langen Uniformmänteln bei den so geheiligten Tüchern Wache. Schirach-Schwager Heinrich Hoffmann jun. Erzählte

später, seine Kameraden hätten ausgesehen wie Moskauer Rotarmisten. Um einen solchen Vergleich anstellen zu können, musste er allerdings noch ein Dutzend Jahre älter werden.

Neben solchen Schaustücken mussten die Berufspolitiker in der NS-Diktatur Erfolge aufweisen können, wie das ja auch in der Demokratie üblich ist. Desto besser konnten sie sich in ihrer Position halten. Auch unter dem Hakenkreuz wurde um Kompetenzen gefochten, schlichter gesagt: um Macht, und dabei ist jeder Mitbewerber des anderen Feind und sich selbst der Nächste. Je attraktiver die HJ sich darstellte, desto begehrter wurde sie für Parteifürsten und Minister. Der Reichsinnenminister hatte als erster nach ihr gegriffen, aber weil Hitler in diesem Fall Staat und Partei getrennt halten wollte, brauchte Schirach um seine Selbständigkeit nicht hart zu kämpfen.

Mehr Schwierigkeiten machte ihm der Reichserziehungsminister Dr. Bernhard Rust, der sich auf den Standpunkt stellte, seine Richtlinien müssten auch für die Erziehung in der HJ gelten. Damit war er nicht durchgekommen, aber örtlich gerieten sich noch häufig HJ-Führer und Schulmänner in die Haare. Sie beschuldigten sich gegenseitig, sie nähmen die Jugendlichen so stark in Anspruch, dass sie für alles andere keine Zeit mehr erübrigen könnten. Wenn dann gar ein HJ-Führer seine Gefolgschaft gegen einen «Pauker» mobil machte, fühlte sich der Studienrat a. D. Rust persönlich herausgefordert. Schirach war in dieser Hinsicht kein Vorbild; bei einer Jugendkundgebung im Berliner Olympiastadion zog er als Redner vor hunderttausend Jugendlichen gegen die Lehrer massiv vom Leder und freute sich wie ein Schneekönig, dass er dafür mit ohrenbetäubendem Lärm gefeiert wurde.

Vereinbarungen zwischen dem Minister und dem Reichsjugendführer waren notwendig, um die Zusammenstöße in Grenzen zu halten. Mittels solcher «Staatsverträge» gelang es Schirach, seinen Bereich weitgehend freizuhalten von Eingriffen durch Aussenstehende. So etwa, wenn er sich mit dem DAF-Chef Robert Ley über dessen «Werkscharen» und damit über die Zugehörigkeit der Lehrlinge und Jungarbeiter zur HJ einigte. Oder wenn er mit dem Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten vereinbarte, wer die sportliche Ausbildung und die Wettkämpfe von Jungvolk und Hitler-Jungen leitete. Es warf aber auch die Wehrmacht begehrliche Blicke auf die junge Mannschaft; würde sie militärisch gedrillt, ehe sie ihre Dienstpflicht leistete, so würde für die kriegsgerechte Ausbildung mehr Zeit bleiben, und es würden Offiziere und Unteroffiziere frei, die sich der sogenannten «weissen» Jahrgänge annehmen könnten, die aufgrund der Bestimmungen des Versailler Vertrages nicht die Uniform der Reichswehr angezogen hatten.

Auch während der Weimarer Republik hatte es immer Verbände gegeben, die «vaterländisch» und halb legal ihre jugendlichen Mitglieder mit den Finessen des Soldatenhandwerks vertraut machten. Sie erfreuten sich des Wohlwollens der Reichswehr, was in der Praxis bedeutete, dass ihnen Lehrmeister, Geräte, Geld und Terrain zur Verfügung gestellt wurden. Unter den Nationalsozialisten gab es zahllose Kommissknochen, die in der Soldatenzeit den Höhepunkt eines jeden männlichen Daseins sahen. Schirach gehörte nicht dazu. Seine militärischen Neigungen und Begabung hielten sich in Grenzen, so dass er militaristische Töne nicht häufiger von sich gab, als es der NS-Konvention entsprach. Musisches lag ihm mehr.

Es war ihm jedoch bewusst, dass er sich dem Trend der Zeit

nicht schadlos entziehen konnte. Der Gefreite a. D. des baye-  
rischen Regiments List und nun seit Hindenburgs Tod Ober-  
ster Vorgesetzter der Wehrmacht würde keinen Mann in  
seiner Nähe dulden, der nicht jederzeit bereit war, zu den  
Waffen zu eilen. Ein wenig hatte der junge Baldur ja schon  
Soldatenspiele mitgemacht. So bei den Weimarer Knappen  
und beim Studenten-Sturm in der SA-Uniform. Später, als es  
mit dem Kämpfen ernst geworden war, fiel Schirachs kriege-  
rischer Beitrag ziemlich bescheiden aus. Die militärischen  
Flötentöne sollte seinen Jungmannen deshalb der gelernte  
Ingenieur Hellmut Stellrecht beibringen, Jahrgang 1898, also  
noch Soldat im Ersten Weltkrieg. Er war zuvor schon beim  
freiwilligen Arbeitsdienst durch seine Vorliebe für Kommiss-  
bräuche aufgefallen, ausserdem empfahl er sich durch seinen  
Vorwurf, die deutsche Nation verrate eine «merkwürdige  
Geistesauffassung, (...) wenn sie jahrelang viele Stunden für  
Schön- und Rechtschreiben verwendet, aber nicht eine ein-  
zige Stunde auf Schiessen».

Mit Stellrechts Hilfe, so hoffte Schirach, würde er den Griff  
der Militärs nach der HJ abwehren können. Der neue Mann  
bekam deshalb gleich den höchsten HJ-Rang im Verein; als  
Obergebietsführer legte er einen Plan für die vormilitärische  
Ausbildung vor, den Schirach voll unterstützte. Sie liess sich  
allerdings unmöglich auf freiwilliger Basis erreichen; sie  
musste, ebenso wie der Dienst in der Wehrmacht, zur Pflicht  
erklärt werden. Da Schirach andererseits keine Zwangsmit-  
glieder in der HJ haben wollte, schlug Stellrecht vor, eine  
zweite Jugendorganisation aufzubauen, in der zumindest die  
Vierzehn- bis Achtzehnjährigen dienen sollten. Die Organisa-  
tion würde nicht der Partei angegliedert werden können.  
Zwang auszuüben war Sache des Staates – und damit stand  
auch schon der Name fest: Staatsjugend.

Ähnliches gab es schon im faschistischen Italien, und Schirach war von deren Auftreten beeindruckt. Stellrecht bekam grünes Licht für den provisorischen Aufbau einer Organisation. Sie würde dem Reichsjugendführer eine weitere Truppe und zusätzliche Kompetenzen verschaffen. Ausserdem würde damit die immer noch kümmerlich finanzierte HJ bereichert: Aus dem Etat des Reichskriegsministers würden Mittel fließen, und das Führerkorps der HJ liesse sich endlich wenigstens teilweise anständig besolden. Stellrecht machte vielen Junggenossen, Arbeitsdienstführern und ehrenamtlich tätigen politischen Leitern bereits Hoffnung, sie könnten künftig in der Staatsjugend wirken, beginnend mit dem Rang eines Regierungsrates und mit Pensionsberechtigung obendrein.

Allein schon damit provozierte er Einsprüche von allen Seiten. Wer sich im Staats- oder auch im Parteiapparat mit Jugendlichen beschäftigte, konnte sich ausrechnen, dass er Terrain an die neue Organisation abgeben müsste. Die Reichsleiter der NSDAP wollten ihren Kollegen Schirach nicht noch mächtiger werden lassen. Ende April 1936 lag auf Hitlers Schreibtisch eine Denkschrift mit 19 maschinengeschriebenen Seiten, die grundsätzlich dagegen protestierte, dass die Partei oder eine ihrer Gliederungen auch nur eine ihrer Aufgaben an den Staat und damit an die Beamtenbürokratie abträte. «Es erhebt sich die Frage», heisst es darin, «ob die Schaffung einer besonderen Staatsjugend-Organisation überhaupt notwendig ist, und zweitens, wenn ja, ob diese Organisation als Staatsorganisation aufgezogen werden muss.»

Verfasst wurde diese Denkschrift von Martin Bormann, der im Rang eines Reichsleiters der Partei dem Stab von Rudolf Hess vorstand. Er war in jenen Tagen noch ein fast unbekannter Funktionär; nur in der Parteispitze wusste man, dass Hitler

ihm völlig vertraute. In seiner Denkschrift verneinte er «die Notwendigkeit einer besonderen Staatsjugend, weil deren Aufgaben von der Hitler-Jugend besser wahrgenommen würden». Zwar seien momentan nur die Hälfte der Vierzehn- bis Achtzehnjährigen in der Truppe Schirachs organisiert, aber von den Zehn- bis Vierzehnjährigen marschierten bereits neunzig Prozent im Braunhemd, so dass in wenigen Jahren dieser Prozentsatz für die gesamte HJ gültig sei. Eine zusätzliche Organisation würde nur der Partei und ihren Gliederungen die ohnehin knappen Führungskräfte entziehen. Wenn es darum gehe, die Jugendlichen vormilitärisch auszubilden, so könne dies nicht geschehen ohne weltanschauliche Schulung. «Durch Beamte und Angestellte des Staates sollte man niemals Jugend (...) erziehen oder führen lassen», forderte Bormann. v

Hitler zögerte lange, länger als ein halbes Jahr, ehe er sich entschied. Scheinbar ging er auf die Vorschläge Schirachs und Stellrechts ein; am 1. Dezember 1936 unterschrieb er ein Gesetz über die Einführung einer Staatsjugend. Doch Bormann behielt vorläufig und im Grunde auf Dauer Recht; das Gesetz blieb insofern ein Torso und ohne Wirkung, als die erste Durchführungsverordnung erst nach über zwei Jahren erschien, am 25. März 1939. Offensichtlich hatte Schirach wieder einmal zu früh hurra geschrien; noch wollte Hitler in der Welt als Mann des Friedens gelten, noch durfte die HJ nicht militarisiert werden, noch mussten die Vorbereitungen für künftige Eroberungen geheim bleiben. Zudem war die Wehrmacht noch nicht so weit gleichgeschaltet, dass ihr Einblicke in eine Parteiorganisation zugebilligt werden konnten.

Schirach musste mit dem Versuch der Wehrmacht rechnen, die HJ eng an sich zu binden. Fast wäre er ihr auf den Leim gekrochen, wenn nicht sein Stabsführer Hartmann Lauterba-



cher besser aufgepasst hätte als der Reichsjugendführer. Bezeichnenderweise erwähnt er diese Episode mit keinem Wort in seinen Memoiren, ebenso bezeichnend ist, dass Lauterbacher sie in seinen Erinnerungen genüsslich ausschlachtet. Mit dem Angebot, künftig Offiziere und Unteroffiziere als Ratgeber zur Verfügung zu stellen, schickten die Generäle 1937 einen Oberstleutnant der Infanterie zum Reichsjugendführer, einen Stabsoffizier mittleren Ranges, der scheinbar nur kleine Brötchen backen wollte. Er war Lehrgangsführer an der Potsdamer Kriegsschule und hatte ein Buch geschrieben mit dem Titel «Infanterie greift an». Zudem verfügte er über die Gabe, seine Absichten unter einem Schafspelz zu verbergen. Mit dem Tapferkeitsorden «Pour le mérite» aus dem Ersten Weltkrieg war er für Führer der Hitler-Jugend eine imponierende Gestalt. Der Offizier hiess Erwin Rommel.

Da ein Oberstleutnant nur ein zweitrangiger Verhandlungspartner sein konnte, beauftragte Schirach seinen Stabsführer Lauterbacher mit den Gesprächen. Die Herren trafen sich im Weimarer Nobelhotel «Elephant», weil die HJ in der Stadt gerade eine Kulturtagung abhielt. Rommel brachte auch schon einen fertigen Vertragsentwurf mit, der (so Lauterbacher in seinen Erinnerungen) «nichts anderes bedeutet hätte als einen Abverkauf der HJ an die Wehrmacht (....). In der Folgezeit wären wir mit Sicherheit keine Gliederung der NSDAP gewesen, sondern eine militärische Nachwuchsorganisation.» Lauterbacher lehnte den Entwurf ab, verhandelte und hielt die dabei entwickelten «Prinzipien der Zusammenarbeit auf einigen Schreibmaschinenseiten» fest. Schirach sollte sie nur noch unterschreiben; Zeit und Ort wurden gleich bestimmt.

Als sich jedoch Lauterbacher zu diesem Treffen einfand, erfuhr er, Schirach und Rommel seien bereits gegangen. Erst

am Abend traf er die beiden in einer vornehmen Weinstube. Dort assen sie, und weil «Schirach sehr kultiviert zu leben verstand» (so Lauterbacher), «wurde während des Essens (...) nicht über die schriftliche Vereinbarung gesprochen». Rommel ging als erster; er wollte noch den Nachtschnellzug nach Berlin erreichen. Schirach sagte seinem Stabsführer nur, er habe den Vertrag unterschrieben, den Rommel und Lauterbacher gemeinsam formuliert hätten.

Erst am folgenden Morgen bekam Lauterbacher das Dokument zu sehen. Es war Rommels ursprünglicher Entwurf. Schirach hatte ihn – so Lauterbacher in seinen von Eigenlob durchsetzten Erinnerungen – «ohne genaue Sachkenntnis unterschrieben». Über die Folgen seines Namenszuges unterrichtet, «fiel mein Reichsjugendführer aus allen Wolken». Sie berieten nun, was zu tun sei: Den Fehler konnte nur noch Hitler korrigieren. Schirach raste nach Berlin, um wenigstens noch vor den Militärs beim Führer zu sein. Er klagte sein Leid, bereute, liess sich anschreien, erreichte aber, dass der Vertrag vom Staatsoberhaupt für nichtig erklärt wurde und dass Rommel seine Funktion als Verbindungsoffizier zur HJ einbüsste. Wäre dies nicht gelungen, dann hätte es (so Lauterbacher) «innerhalb der HJ so etwas wie eine Revolte gegeben (...). Es hätte bestimmt eine ganze Reihe von Gebietsführern gegeben, die gegangen wären. Ich übrigens auch.»

Schirach reinzulegen war für Erwin Rommel ein leichtes; der Biedermann war nicht nur in der Wüste (einige Jahre später) ein Fuchs. Der Reichsjugendführer hasste das Studium von Akten, und es fehlte ihm bei aller Betriebsamkeit der Fleiss, der ein Problem erst erschliesst. In seinen Erinnerungen schildert er diese Vorgänge völlig anders: Angeblich merkte er gleich, dass Rommel ihn mit seinem Entwurf überfahren und die HJ damit zu einer reinen Wehr-Organisation machen

wollte, und deshalb habe er nicht unterschrieben. Lauterbachers Eingreifen erwähnt er mit keinem Wort.

Tatsächlich gab es schon früh so etwas wie eine vormilitärische Ausbildung in der HJ, wenn auch ohne den verbrieften Einfluss der Militärs. Im Nürnberger Gerichtssaal haben Schirach als Angeklagter und Lauterbacher als Zeuge dies zwar bestritten, aber wenn die Einheiten (allerdings unbewaffnet) im Gelände Angriff und Verteidigung übten, wenn sie mit Karte und Kompass Wälder durchstreiften, wenn Motorradfahrer über Stock und Stein preschten, wenn Hitler-Jungen beim Keulenweitwurf den Umgang mit Handgranaten simulierten und wenn sie mit Kleinkalibergewehren um die Wette schossen, dann wusste jeder Junge, dass hinter dem Sport ein bitterer Ernst steckte. Nicht umsonst honorierte das Reichskriegsministerium diese Betätigung mit 15 Millionen Mark. Allerdings wurde die Reichsjugendführung um zwei Drittel dieses Betrages geprellt. Aus etatrechtlichen Gründen musste er erst an das Reichserziehungsministerium überwiesen werden, das zehn Millionen Mark in die eigene Tasche steckte. Der Rest sollte eigentlich bei Stellrecht landen, der damals noch zuständig war für die körperliche Ertüchtigung, aber der Stabsführer Lauterbacher, der sowohl Stellrecht wie auch dessen Pläne ablehnte, verteilte das Geld nach seinem Gutdünken innerhalb der HJ. Das war für Stellrecht ein Grund, um seine Entlassung einzukommen. Das kam Schirach gelegen; er hatte für den Mann keine Verwendung mehr, und sein Abgang erweckte den Anschein, als sei er für die Pannen der letzten Monate verantwortlich.

## Mit Gefängnis und Fallbeil gegen letzte Opponenten

An sich hätte sich Schirach gern als Chef der Staatsjugend gesehen. Wohl besass er schon eine staatliche Funktion als Jugendführer des Deutschen Reiches, aber sie verlieh ihm nur den Rang und das Gehalt eines Staatssekretärs. Seine Dienststelle logierte zwar in der Reichskanzlei, weil er diesen Vorzug seinem Führer in den siegestrunkenen Wochen nach der Machtergreifung abgeschwatzt hatte. Doch dieses Mini-Jugendministerium beschäftigte nicht ganz ein halbes Dutzend Mitarbeiter; Hitler führte sie gelegentlich ausländischen Besuchern in der Reichskanzlei vor mit dem Hinweis, in seinem Reich sei so wenig Bürokratie erforderlich, um Millionen Jugendliche zu dirigieren. Von der Berliner Reichsjugendführung und dem aufgeblähten Verwaltungsapparat der Reichsjugendführung in München war dabei nicht die Rede.

Sooft Schirach es auch auf sich nahm, am frugalen Mittagstisch in der Reichskanzlei teilzunehmen, und sooft er damit auf ein gepflegtes Mahl in einem Feinschmeckerrestaurant verzichtete, es gelang ihm nie, von Hitler mit dem Rang eines Ministers belehnt zu werden. Er hätte sich damit den Ansprüchen des Innen- und auch des Erziehungsministers entziehen können. Das Ministervorrecht, mit grüner Tinte zu unterschreiben, nahm er sich selbst, um damit seinen Anspruch anzumelden. Aufgrund seiner Leistungen glaubte er, doppelte Macht, die eines Reichsleiters der Partei und die eines Reichsministers, beanspruchen zu können. War die HJ nicht wie versprochen die grösste Jugendorganisation der Welt geworden? (Der kommunistische Komsomol in der Sowjet-

union existierte für einen aufrechten Nationalsozialisten nicht.)

Soweit es noch Aussenseiter unter den Jugendlichen gab oder gar Gegner, würde er sie aus einer Doppelfunktion heraus besser bekämpfen können. Da und dort zeigten sich noch immer Überreste der hündischen Jugend. Am auffälligsten waren deren Ideale in einer Aussenseitergruppe ausgeprägt, die sich aus der Deutschen Freischar abgespalten hatte. Ihr Führer, der damals 22jährige Student Eberhard Köbel, hatte am 1. November 1929 gemeinsam mit einigen Kameraden einen neuen Bund gegründet, dem er die Bezeichnung d. j. 1.11. (bedeutet: deutsche jugendschaft vom 1.11.) gab. Allein schon die beiden Kleinbuchstaben verraten, um was es der Gruppe ging: Wie die Verwendung von Grossbuchstaben lehnte die Jugendbewegung vieles ab, was zum bürgerlichen Alltag gehörte. So Tabak, Alkohol, politische Parteien, und dies kompromisslos. Es sollte eine menschliche Elite herangebildet werden, die eines Tages das deutsche Volk zur Gesundheit führen würde.

Eberhard Köbel, Sohn eines Stuttgarter Obergerichtsrats und nur einen Monat jünger als Schirach, war als ehrenamtlicher Jugendbewegter und Wandervogel ständig unterwegs. Er gründete Gruppen, besuchte die bestehenden, zog durch das Reich und durch fremde Länder, suchte und fand Freundschaften. Aus Finnland brachte er das Lappenzelt mit, dessen Öffnung in der Spitze als Rauchabzug diente, so dass darin gefahrlos ein Feuer brennen konnte. Die Finnen hatten ihn «tusk» genannt, den Deutschen, und so liess er sich dann auch von seinen Gefolgsleuten nennen. Sein Charisma war so stark, dass er für seine Kameraden zu einer Art Guru wurde.

1931 versuchte er, die aktivsten Jugendlichen der Bündischen zusammenzuschliessen oder sie wenigstens zu einem

Bündnis zu bewegen. Nach einem Jahr gab er es auf; sie waren wie er selbst individualistische und fanatische Sektierer. Zeitweise geriet seine Jungenschaft unter den Einfluss von Schriftstellern wie Ernst Jünger, Ernst Niekisch, Hans Zehrer, also jener nationalistischen Richtung, die man als Tat-Kreis bezeichnete, dessen Mitglieder später von der NSDAP «Nationalbolschewisten» genannt wurden.

Konflikte mit der HJ waren unter diesen Umständen unvermeidlich. Sie wurden es erst recht, als Köbel im Frühjahr 1932 die Bundesführung der d. j. 1.11. niederlegte und durch eine Proklamation (Vorbemerkung: «Umgehend durchgeben! Sofort allen Jungen vorlesen, dann vernichten!») bekanntgab, dass er der Kommunistischen Partei Deutschlands beitreten werde, weil «die Not und die Schwierigkeiten der Heimat (...) so gross» seien, «dass ich nicht verantworten kann, aus Bequemlichkeit dem politischen Kampf fernzubleiben».

Gemessen an der weiteren Entwicklung in Deutschland, setzte er damit aufs falsche Pferd. Ein Jahr später, im April 1933, wechselte er nach rechts. Er forderte die Mitglieder der d. j. 1.11. auf, ins Jungvolk einzutreten. Die Pimpfenformation wurde zu jener Zeit die Zuflucht vieler Bündischen, unabhängig davon, welcher politischen Richtung sie sich bis dahin nahe fühlten. Es hatte sich in diesen Kreisen herumgesprochen, dass man es bei den jüngsten Hitler-Jungen politisch aushalten könne, dass es dort an Führern fehlte und dass man es mit der Vergangenheit nicht so genau nehme. Dadurch wurden sogar ganze Gruppen geschlossen übernommen. Das galt erst recht für Spielscharen und Musikzüge. Köbel witterte vermutlich die Chance, die HJ zu unterwandern. Es gelang übrigens nur selten.

Lauterbacher: «Die Bündischen glaubten, wir merkten da-

von nichts. Wir hingegen setzten auf die Überzeugungskraft unserer Idee.» Sogar Köbel, der Prinzipienfeste, war jetzt bereit, auf den Zug der Zeit aufzuspringen. Im Mai-Heft 1933, einer in Plauen erscheinenden Zeitschrift des hündisch gesinnten Verlegers Günther Wolff, verkündete er seinen Anhängern: «Die NSDAP hat die gesamte Initiative ergriffen. In diesem Wissen löste ich auch meine politischen Beziehungen und bewarb mich zur Aufnahme in einem nationalsozialistischen Wehrverband.» Doch damit hatte er keinen Erfolg, offenbar wurde ihm seine politische Vergangenheit angerechnet. Denn im Herbst 1933 fragte er bei Schirach an, ob die HJ eine Verwendung für ihn habe. Ernstlich kapitulieren wollte er gewiss nicht; wahrscheinlich suchte er nur einen Unterschlupf vor dem heraufziehenden Unwetter.

Damit war er nicht der einzige aus den Reihen der Bündischen. Beim Obergerbietsführer West meldeten sich die Brüder Oelbermann, die von ihrem Stammsitz in Krefeld aus den Nerother Bund gegründet und ihm vorwiegend in Westdeutschland viele Anhänger verschafft hatten. Auch sie erzählten ihren Gefolgschaften, dass sie eine Elite zu bilden hätten. An Heimabenden und auf Fahrten, die auch ins Ausland führten, übten die Nerother eifrig hündisches Brauchtum. Im Gegensatz zu den meisten Jugendbünden war ihnen Alkoholgenuss erlaubt, was sich im Führerinnenbrief des BDM in einer Warnung niederschlug: Wer sich mit diesen Jungen zusammensetze, werde betrunken gemacht. Den Nerothern und der d. j. 1.11. wurde in der HJ nachgesagt, sie seien kommunistisch infiltriert, und sie bezögen ihre Lieder neuerdings aus dem Osten.

Ausser solchen zahlenmässig nicht sehr starken Gruppen existierte noch die weitaus bedeutendere Reichsschaft Deutscher Pfadfinder (RDP). Zwar hatte Schirach schon 1933 ihre

Auflösung verfügt, aber deren Bundesleitung hatte damals beim Reichsinnenminister protestiert und geltend gemacht, der Reichsjugendführer der NSDAP habe zu einer solchen Massnahme keine Berechtigung. Das traf zu, aber gerade im ersten Jahr der NS-Herrschaft geschah vieles ausserhalb der Legalität; wenn das Ministerium trotzdem die Pfadfinder ungeschoren liess, so war dies wohl die Vergeltung dafür, dass Schirach dem Minister die Zuständigkeit für die HJ ab-sprach. Der oberste Hitler-Junge konnte mangels eigener Exekutive ohnehin nichts gegen die Pfadfinder unternehmen, es sei denn, er setzte Terrorkommandos gegen sie ein.

Das wagte er nicht, denn die RDP galt beim Internationalen Büro der Pfadfinder in London, das so etwas wie die Weltspitze dieser weitverbreiteten Jugendbünde darstellte, als Repräsentant aller deutschen Pfadfinder, die ja ihrerseits wiederum aus einigen hundert Gruppen und Grüppchen bestanden, zumeist nur einem örtlichen Führer verpflichtet. Also versuchte Schirach nun, die RDP in London auszuheben. Zu diesem Zweck schickte er im Februar 1934 den Obergerbietsführer Nabersberg nach England. Von dort kamen zunächst Erfolgsmeldungen. Nabersberg behauptete, er sei vom Erfinder und Begründer der Pfadfinderei, dem 77jäh-rigen General a. D. Sir Robert Baden-Powell, mit allen Ehren empfangen worden, und der oberste englische Pfadfinder Lord Hampton habe ihm einen Besuch bei der HJ zugesagt.

Ein deutscher Pfadfinderführer aber, dem die Pflege der Auslandsbeziehungen oblag, war nach London gereist, um vor der HJ zu warnen. Dabei erfuhr er, dass Nabersberg seine Erfolge erfunden hatte. Dass der Abgesandte in London auch noch darauf hinwies, jede Verbindung ausländischer Pfadfin-der mit der HJ schädige die deutsche Pfadfinderei, trug ihm nach seiner Rückkehr eine Hausdurchsuchung durch die Ge-



stapo und die Drohung ein, er werde verhaftet, wenn er sich weiterhin mit der Jugend beschäftige. Er wurde auf Schirachs Drängen aus der RDP ausgeschlossen. Sein Amt als Auslandsvertreter übernahm Nabersberg.

Er blieb es nur kurze Zeit, denn am 26. Mai 1934 verfügte der Gestapochof Reinhard Heydrich Auflösung und Verbot der Reichsschaft Deutscher Pfadfinder; Begründung: In ihr «haben mehr und mehr Personen Aufnahme (...) gefunden, die dem nationalsozialistischen Staat (...) ablehnend gegenüberstehen. (...) Sie sucht der Hitler-Jugend (...) das ausschliessliche Recht zur politischen Führung und Erziehung deutscher Jugend streitig zu machen. (...) Die Vorgänge bilden eine Gefährdung der öffentlichen Ruhe und staatlichen Ordnung.»

Doch die Pfadfinder gaben sich noch nicht geschlagen. In einem Berliner Verlag schufen sie sich eine illegale Zentrale, die mit den heimlich weiterbestehenden Gruppen Verbindung hielt und mit Hilfe ehemaliger Pfadfinder im Reichsinnenministerium und im Ausussenministerium eine Aufhebung des Verbots zu erreichen hoffte. Vergebens. Es waren ja schliesslich die Verbotgründe auch nicht an den Haaren herbeigezogen. In einer später verfassten Stellungnahme von Mitgliedern der Bundesleitung wurde zugegeben, die RDP sei der «letzte Versuch» gewesen, «aller sich vor der Zukunft verantwortlich fühlenden Kreise, den aktiven Teil der deutschen Jugend der Nazierziehung zu entziehen» – und eben dieses nannte man in jener Zeit «staatsfeindlich».

Ob im Krieg oder im Frieden – wenn eine geschlagene Truppe zurückgeht, räumt jede Einheit, jeder Mann, bis zur letzten Minute aushaltend, die Stellung, sofern man dem jeweiligen Bericht glaubt. So heroisch sich die Bundesleitung der RDP gab, andere Gruppen der Jugendbewegung wurden

zuvor schon viel härter angefasst. «tusk»-Köbel wurde am 18. Januar 1934 in Stuttgart verhaftet und als einer der markantesten Führer nach Berlin in das Foltergefängnis der Gestapo, das Columbiahaus, transportiert. Von ihm behauptete ein für «geheim» erklärtes Papier der Reichsjugendführung, er sei «das Haupt einer grossen geistigen Verschwörung, die es mit zum Ziel hat, die Organisation der deutschen Jugend (...) von innen heraus zu zersetzen».

Damit waren «tusk» und seine d. j. 1.11. richtig charakterisiert, wenn auch die HJ ihre Gegner aufzublähen pflegte, weil damit der Sieg über sie noch ruhmvoller und der Polizeieinsatz noch besser gerechtfertigt wurden. Im Columbiahaus schnitt sich «tusk» am 22. Januar, bald nach seiner Einlieferung, die Pulsadern auf, aber sein Selbstmordversuch wurde rechtzeitig entdeckt, und er wurde in ein Krankenhaus gebracht. Dort sprang er aus einem Fenster auf den Hof. Flucht oder Selbsttötungsversuch? Er brach sich beide Fussknöchel und erlitt eine Gehirnerschütterung. Sein Vater war ein in den nationalen Kreisen seiner Heimat angesehener Mann. Ihm gelang es, über seine Juristen-Freunde einen Haftprüfungstermin durchzusetzen. Nachdem die Familie in Stuttgart versprochen hatte, sie werde dafür sorgen, dass der Sohn Eberhard sich nicht mehr politisch engagiere – wozu er ohnehin gesundheitlich nicht mehr fähig war –, wurde Köbel in die schwäbische Landeshauptstadt entlassen. Doch der Staatsanwalt untersuchte weiter gegen ihn.

Noch gab es die d. j. 1.11., nur «tusk» hatte sich scheinbar ins Privatleben zurückgezogen. Er war überzeugt, dass die Jungenschaft in seinem Sinn bis zu dem auf die Dauer unvermeidlichen Verbot weiterwirken werde. Schirach warnte noch einmal vor ihm als einem kommunistischen Jugendfüh-

rer am 1. Dezember 1934. Ein paar Tage zuvor war «tusk» aus Stuttgart verschwunden. Anscheinend hatten ihn seine Jugendgenossen heimlich in die Schweiz geschafft. Von dort ging er über Österreich nach Prag und weiter nach Oslo und London. Weniger Glück hatte der Verleger Günther Wolff aus Plauen, er kam in ein Konzentrationslager. Dasselbe widerfuhr den Brüdern Oelbermann, nachdem sie die Reste ihres Bundes noch einmal zu einem Treffen auf einen Berg bei Waldeck zusammengerufen und dort ein Feuer abgebrannt hatten – mit dem Balken einer Hütte, die die Nerother dort früher gebaut hatten und die dann von der HJ zerstört worden war. Typisch für die Situation der Jugendorganisationen jener Tage ist der Bericht eines Nerother Jungen aus Darmstadt. Er trat mit seiner Gruppe geschlossen ins Jungvolk ein und wurde auch gleich Fähnleinführer und damit mehr als hundert Jungen vorgesetzt. Sehr bald «war fast das gesamte Jungvolk in unserer Stadt in den Händen früherer hündischer Führer. (...) Die Spielschar bestand aus einer früheren Nerother Gruppe.» Zu einer Besichtigung durch den Bannführer kamen die Pimpfe in ihren früheren Trachten, «und auch unsere Wimpel und Trommeln machten einen ziemlich hündischen Eindruck». Der tobende Bannführer liess die Jungen strafweise auf dem Sportplatz marschieren und singen. Er bekam ein hündisches Lied zu hören, das in der HJ verboten war. Der Fähnleinführer wurde aus der HJ ausgestossen. Mit ihm traten alle Mitglieder seiner früheren Gruppe aus. «Wir richteten uns selbst ein Heim ein und arbeiteten eine Zeitlang als Wilde.»

Aus einem anderen Bericht geht hervor, dass sich bei diesen «Wilden» junge Menschen jeder Richtung sammelten. So trafen sich am 1. Dezember 1934 bei Bad Pyrmont, auf der höchsten Erhebung der Gegend, ehemalige Mitglieder eines

Stammes aus der Reichsschaft Deutscher Pfadfinder, der rechtsorientierten Adler und Falken, der Roten Pfadfinder und der kommunistischen Jungen Pioniere. So verschieden das Deutschland sein mochte, das jeder Einzelne anstrebte, so fühlten sie sich doch zusammengehörig durch ihre Gegnerschaft zu der NS-Diktatur und deren Jugendorganisation. Zu Beginn ihres Treffens sangen sie das in der Jugendbewegung sehr beliebte Lied «Wir sind des Geyers schwarzer Haufen»; es erinnert an den Landsknechtsführer und Reichsritter Florian Geyer, der sich trotz einer vielversprechenden militärischen Karriere im 16. Jahrhundert mit seinen Söldnern den aufrührerischen Bauern zur Verfügung stellte und bei deren Niederlage sein Leben verlor.

Gegen diese «Wilden» und als Kontrolleure der noch erlaubten Jugendverbände richtete die HJ einen Streifendienst ein. Dafür wurden Jungen ausgesucht, die kräftig waren und auch keine moralischen Hemmungen hatten, energisch und, wenn es sein musste, kräftig zuzupacken. Soweit sie spät abends durch Gaststätten und über Rummelplätze gingen, war ihr Einsatz sinnvoll, aber sie hatten auch die Aufgabe, alle Jugendlichen schlechthin zu kontrollieren. So zum Beispiel, ob eine konfessionelle Gruppe verbotenerweise Sport trieb oder etwa in Uniform durchs Gelände streifte. Fahrten und Lager waren sogar innerhalb der HJ streng reglementiert und im Grunde genommen auch ihr allein vorbehalten. War ein Jugendlicher unterwegs und verstieß gegen diese Regeln, dann musste er es sich gefallen lassen, vom Streifendienst aufgegriffen und nach Hause geschickt zu werden. Da diese Patrouillen keine Exekutivgewalt besaßen, mussten sie mit der Polizei Zusammenarbeiten. Für Himmler, Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei, war dies eine willkommene Gelegenheit für ein Abkommen mit Schirach; die SS

bildete den Streifendienst aus, die Polizei beschützte und unterstützte ihn, und dafür sollten dann die Jungen aus dieser HJ-Truppe in die SS übertreten, wenn sie die Altersgrenze der Hitler-Jugend erreicht hatten. Als nach 1945 in Nürnberg die SS als verbrecherische Organisation angeklagt und auch verurteilt wurde, versuchten die Ankläger aus diesem Zusammenwirken auch Schirach einen Strick zu drehen, aber sie überzeugten die Richter nicht.

Welche Schwierigkeiten die HJ mit ihren Neuzugängen aus dem hündischen Lager hatte, zeigte sich im Winter 1934/35, als es in Kassel wegen eines Vorfalles, ähnlich demjenigen von Darmstadt, zu einem Aufstand der Bündischen in der HJ kam. Sie zogen erst vor das Heim der Bannführung und dann zur Gebietsführung; dabei gingen Möbel zu Bruch, und Akten wurden durcheinandergeworfen. Der HJ-Streifendienst war zu schwach gegenüber den Randalierern; er rief die Polizei, der Gauleiter alarmierte die SS. Sie stellten die Ruhe wieder her, nahmen an die hundert Missetäter mit in eine Polizeikaserne und verprügelten sie. Die Anführer der Revolte wurden aus der Hitler-Jugend ausgestossen.

Die Strafen wurden härter, als die Nationalsozialisten feststellen mussten, dass die opponierende Jugend – so gering ihre Zahl auch war – nicht mundtot gemacht werden konnte. In Schirachs offizieller Zeitschrift «Wille und Macht» hielten es die Funktionäre im Frühsommer 1935 für nötig, gegen die «illegalen bündischen Gruppen» den wohl schwerwiegendsten Vorwurf zu erheben, den es in jenen Tagen überhaupt gab: «Bündische Jugend ist heute Bolschewismus», behauptete bereits die Überschrift. Der Bericht lieferte dafür keine Beweise und pustete Nebensächliches zu schwerwiegenden Indizien auf. Beispiel: Bei bündischen Gruppen werde die bis dahin übliche Klampfe (also die Gitarre) durch die

russische Balaleika ersetzt. Oder: «Man schläft nicht im Zelt, sondern man hat sich längst die Kohte angeschafft», das Lappenzelt. Beim Heimabend sassen die Jungen auf weichen Kissen, Tee trinkend und russische Lieder singend. Wenn das kein östlicher Lebensstil war! «Es werden kleine Arbeitsgemeinschaften gebildet, die später als Pestbazillen des Kommunismus fungieren.» Der Bericht fordert: «Es ist an der Zeit, dass diesem Hochverrat ein Ende gemacht wird.»

Juristisch gesehen, war diese Anschuldigung richtig formuliert: Das Ziel dieser jungen Menschen war tatsächlich die Beseitigung der NS-Herrschaft. Doch gemessen an deren Zahl, schoss die HJ wieder einmal mit Kanonen auf Spatzen. Es ging vorwiegend gegen die Mitglieder der d. j. 1.11., jetzt auch Autonome Jungenschaft genannt, nunmehr verstärkt durch die Reste der Nerother und der Pfadfinder. In Leipzig wurden Ende Juni 1935 Jugendführer der RDP vor Morgengrauen aus den Betten heraus festgenommen und ins Gefängnis eingeliefert. Sie und eine Anzahl Jungen aus ihrer Gefolgschaft wurden bei Verhören geprügelt, wenn sie nicht gleich gestanden, dann in Arbeitslager gesteckt und vor einem Freiburger Sondergericht angeklagt. Doch sie wurden ohne Hauptverhandlung und ohne Urteil entlassen, dafür mit der Drohung, sie würden für lange Zeit eingesperrt, wenn sie weiterhin in der Jugendbewegung aktiv seien oder falls sie jemandem erzählen würden, wie die Gestapo mit ihnen umgegangen sei. Trotzdem trafen sich die Pfadfinder weiterhin; sie schlichen sich über die tschechoslowakische Grenze; Treffpunkte waren Lager im böhmischen Riesengebirge, in Schweden, Finnland, Norwegen.

Im Februar 1936 hielt es die Geheime Staatspolizei für nötig, mit einer neuerlichen Verfügung öffentlich darauf hinzuweisen, dass die «getarnt fortgeführten Gruppen und Ver-

eine der Bündischen Jugend (...) aufgelöst» und verboten seien – «unter Androhung einer Gefängnisstrafe nicht unter einem Monat oder einer Geldstrafe», die bis zu 15'000 Reichsmark gehen konnte. Aufgezählt wurden in dieser Verfügung 17 Jugendbünde, darunter auch der Deutsche Pfadfinderbund, die d. j. 1.11., der Nerother Wandervogelbund. Das Hamburger Parteiorgan der NSDAP meinte dazu in einem Kommentar, es habe sich als notwendig erwiesen, dieses Verbot auszusprechen, weil «kleine Splittergruppen (...) versuchen, einen Keil zwischen die einige Jugend» zu treiben. «Ihnen ist damit das Handwerk gelegt worden.»

Diese Behauptung erwies sich als voreilig. Für die nächste Zeit wurde jedoch der Jagdeifer von Gestapo und HJ gebremst, von oben herab, denn während der Olympischen Spiele in Garmisch-Partenkirchen und in Berlin, im Winter und im Sommer, kamen viele Ausländer besuchsweise ins Reich, darunter Jugendvereine, vor allem Pfadfinder verschiedener Nationalität. Die zu sportlichen Wettkämpfen aus aller Welt aufgerufene Jugend sollte nicht erfahren, dass im Reich eine jugendliche Minderheit mit Gewalt unterdrückt wurde. Trotzdem konnten die abgesetzten Pfadfinderfunktionäre die Situation nutzen, um ihren Freunden aus dem Ausland reinen Wein einzuschenken. Am hartnäckigsten zeigten sich dabei die jungen Männer der d. j. 1.11. Gelegentlich gelang es der HJ, Spione in deren illegale Organisationen einzuschleusen. Sie wurden zu diesem Zweck mit dem verbotenen Abzeichen und Koppelschloss ausgerüstet, und sie lernten, Geschichten zu erzählen, die sich vor Jahr und Tag im Bund zugetragen hatten.

So schilderte ein Spitzelbericht die konspirative Praxis in der d. j. 1.11.: «Die Organisation der einzelnen Horden ist sehr straff. Die Leitung liegt in der Hand einer auch den

Führern unbekanntem Zentralstelle. Eine Unterschrift ist im Dienstverkehr nicht gebräuchlich. An ihre Stelle tritt eine Rune, die für den Aussenstehenden nichtssagend ist, da sie sich von anderen Runen nur durch kleine Quer- oder Seitenstriche unterscheidet. Auch Namen sind durchaus gebräuchlich. Man ruft sich mit Spitznamen. So kommt es, dass die Führer ihre Kameraden nicht bei ihrem bürgerlichen Namen kennen.» Wurde einer aus solcher Gruppe von der Gestapo festgenommen, bezog er 1936 nicht mehr nur Prügel. Die Protokolle gingen nun an die Staatsanwaltschaft, die bei einem Sondergericht Anklage erhob.

So fällte das Berliner Sondergericht I nach dreitägiger Verhandlung am 6. Oktober 1936 ein Urteil, bei dem die Richter offensichtlich noch darauf bedacht waren, die strengen Strafbestimmungen gegen die Jugendlichen nur anzuwenden, wenn ihnen die Ermittlungen keine andere Wahl liessen. Sie sprachen zehn der Angeklagten frei. Ihnen wurde zwar hündische Betätigung nach dem 8. Februar, dem Tag des Verbots, nachgewiesen, «es war ihnen jedoch nicht nachzuweisen, dass sie das Verbot (...) kannten. (...) Es ist festgestellt worden, dass das Verbot erst am 19. Februar in weniger gelesenen Tageszeitungen veröffentlicht worden ist.» Nach sechs Monaten Untersuchungshaft, so nahmen die Richter an, seien jene, die nicht freigesprochen werden konnten, hinreichend abgeschreckt.

Die Illegalen mussten der Gestapo und der Reichsjugendführung manchmal wie eine Hydra vorgekommen sein: Schlug man der Schlange einen ihrer Köpfe ab, dann wuchsen aus der Wunde neue nach. Zur Weltausstellung 1937 in Paris trampften einige Mitglieder einer schlesischen Gruppe der d. j. 1.11. Sie liessen sich dort von deutschen Emigranten mit Propagandaschriften gegen die Nazis ausstatten. Sie waren,



wenngleich Mitglieder beim Jungvolk, alles andere als parteifromm. Bei der Heimkehr fiel ein Junge der Gestapo auf. Er gab zu, «ein fanatischer Anhänger der d. j. 1.11.» zu sein. Das Sondergericht verurteilte ihn und einige seiner Kameraden zu Freiheitsstrafen. Ein anderes Mitglied der d. j. 1.11. wurde am 4. Juni 1937 in Berlin-Plötzensee hingerichtet. Auch er war mit Propagandamaterial aus Paris gekommen, aber ihm war zusätzlich vorgeworfen worden, er habe ein Attentat auf Hitler geplant, und ausserdem war er Jude – und das entschied wohl sein Schicksal.

Er stand zu dieser Zeit mit solchen Absichten nicht mehr allein. Die Berliner d. j. 1.11.-Gruppen diskutierten, wie man den Tyrannen in der Reichskanzlei beseitigen könnte. Sie kamen nie zu einer Aktion, aber mangels anderer Möglichkeiten fälschten sie HJ-Ausweise, brachen in HJ-Heime ein, um sich Stempel, Formulare und Uniformteile zu beschaffen. Der Volksgerichtshof befasste sich 1938 mit der d. j. 1.11., dabei hielt der Oberreichsanwalt den Angeklagten vor, sie hätten versucht, «die unabhängig voneinander arbeitenden Gruppen wieder in einen grösseren Zusammenhang zu bringen».

An die d. j. 1.11. und an die Nerother wurde das Dritte Reich sogar noch im Sommer 1944 aus Moskau erinnert, als der gesamte Mittelabschnitt der Ostfront zusammengebrochen war und Hunderttausende deutscher Soldaten nach chaotischen Rückmärschen in sowjetische Gefangenschaft gerieten. Damals appellierte Radio Freies Deutschland, ein dem gleichnamigen Nationalkomitee der Kriegsgefangenen und Emigranten zur Verfügung gestellter Rundfunksender, an die Ehemaligen aus der verbotenen Jugendbewegung. Sie müssten nun «in der Front des deutschen Volkes» gegen Hitler «in vorderster Reihe stehen. (...) Mit uns kämpfen

(...) für die Freiheit unseres Vaterlandes unsere Kameraden in aller Welt: tusk, Jürgen Riel, Karl Oelbermann und die vielen anderen, die ihrer aufrichtigen Gesinnung wegen die Heimat verlassen mussten.»

Solche Worte unter solchen Umständen einmal vernehmen zu müssen war für Baldur von Schirach nach seinen, wie er glaubte, endgültigen Erfolgen unvorstellbar. Als er am 1. Januar 1935 seine in der Folgezeit zum Ritual am Jahreswechsel werdende Inspektionsreise durch die deutschen Gauen begann, wie immer mit einer Fahrt zum Johannfriedhof im Berliner Stadtteil Plötzensee, frohlockte er am Grab von Herbert Norkus, die Jugendbünde der Vergangenheit seien unwiederbringlich verschwunden. Das war schon damals mehr als voreilig.

Es stand auch sonst nicht alles zum Besten in der HJ. Nach der Machtergreifung hatten deren Spitzen verkündet, dies sei ein Sieg der Jugend über die spiessbürgerliche Systemzeit, doch inzwischen hatte der nüchterne politische Alltag den Enthusiasmus allenthalben gedämpft. Ein Beispiel: das Rundschreiben des HJ-Banns 252, Standort Recklinghausen. Der Bannführer rügte 900 Abgänge vom November zum Dezember 1934. «Wie solches überhaupt möglich ist, ist mir unerklärlich. (...) Es kann nur an der Dämlichkeit der einzelnen Unterführer liegen, dass diese nicht in der Lage sind, einen Heimabend bzw. den gesamten HJ-Dienst so zu gestalten, dass jeder Junge mit Interesse mitarbeitet.» Am 10. März 1935, so kündigte der Bannführer an, werde der Reichsjugendführer bei einem Bannaufmarsch «zugegen sein», und wenn dabei nicht eine musterhafte HJ marschiere, «werde ich den gesamten Bann zum Teufel jagen».

Stattdessen gab es an Rhein und Ruhr eine Frühjahrsoffensive der HJ gegen die durch das Konkordat abgesicherten

katholischen Jugendverbände. Schirach sprach in Essen: «Nicht die religiöse Erziehung ist in Gefahr. Die deutsche Zwietracht ist in Gefahr.» Die Aktion habe «zum Ziel, auch den letzten anständigen deutschen Jungen davon zu überzeugen, dass er in die Hitler-Jugend gehört». Als hinterher die Kirche eine Bilanz zog, waren ihre Gewinne weit höher als ihre Verluste. Die Vereine der 53 Pfarrämter Essens meldeten 862 neue Mitglieder. Davon kamen 58 aus der HJ. An die HJ verloren sie 141 Mitglieder, das ergibt einen Zuwachs von 721 Mitgliedern.

Im selben Frühjahr veranstaltete die Sturmschar des katholischen Jungmännerverbandes zu Ostern eine Wallfahrt nach Rom. In 57 Bussen rollten mehr als 1'500 Jugendliche aus dem ganzen Reich südwärts. In der Campagna, unweit von Rom, bauten sie ihr Lager auf, und am Ostermontag empfing sie Papst Pius XI. im Vatikan. Alle hatten nach Überschreiten der deutschen Grenze ihre Tracht angezogen, die Fotografen in Italiens Hauptstadt liessen sich diese politische Pointe nicht entgehen. Das Oberhaupt ihrer Kirche sprach Deutsch zu ihnen und ohne Manuskript. Er nannte sie «die beste Reserve für den Widerstand und für den Bestand des christlichen Lebens in Deutschland», und er sprach von den «schweren Stunden», die noch kommen könnten.

Bei der Heimkehr wurden ihre Busse an den Grenzübergängen von Polizei erwartet. Sie wurden in Polizeikasernen dirigiert, und dort wurden die Fahrzeuge durchsucht wie das Gepäck jedes Einzelnen. Kochgeschirre, Feldflaschen, Brotbeutel, Zeltbahnen, alles, was nicht zur geistlichen Betreuung notwendig schien, so auch die Fanfaren, die Blockflöten und die Trommeln, wurde beschlagnahmt. Die Führer wurden vernommen, und in den Protokollen wurde festgehalten, wer die Fahrt organisiert und wer sie finanziert hatte. Die NS-

Zeitung «Westdeutscher Beobachter» erwähnte den Papstbesuch eine Woche später in einer kurzen, fast beiläufigen Meldung. Sie schrieb: «Entgegen den bestehenden Anordnungen ihres Vaterlandes hatten sie verbotene Uniformstücke (...) mitgenommen und sie jenseits der deutschen Grenze sofort angelegt, um wieder einmal als Zentrumsjugend zu demonstrieren.» Dies sei «eine freche Brückierung primitivster Staatsbürgerpflichten» und ein Beweis, dass diese Verbände «eine ständige Gefahr bleiben». Bald darauf wurden durch eine Polizeiverordnung die konfessionellen Jugendverbände im Land Preussen verboten. Die übrigen Länder folgten dem Beispiel. Damit hatte die HJ ihren legalen Konkurrenten zur Strecke gebracht.

## «Jugend ist Sozialismus»

Während der zwei Jahre seit der Machtergreifung hatte es die HJ als ihre wesentliche Aufgabe angesehen, ihre Gegner niederzukämpfen. Nun musste sie entscheiden, womit sie künftig die Jugendlichen beschäftigen würde. Auf der Suche nach attraktiven Aufgaben wurde sie nun hin- und hergerissen von den Strömungen innerhalb der Partei, wechselnd in der Richtung und wechselnd auch in ihrer Stärke. Der Kurs Hitlers, nach dem sie sich letzten Endes zu richten hatte, war selten eindeutig; seine Ziele hielt er geheim, und wenn er sie verfolgte, blieb er in der Wahl seiner Mittel ein unberechenbarer Pragmatiker. Erfüllte die HJ ihre Aufgabe bereits, wenn sie diszipliniert marschieren konnte?

Dass der Führer die Jungen und Mädchen total vereinnahmen wollte, verriet er einmal in einer Rede: «Diese Jugend, sie lernt ja nichts anderes als deutsch denken, deutsch handeln, und wenn diese Knaben mit zehn Jahren in unsere Organisationen hineinkommen, dann kommen sie vier Jahre später vom Jungvolk in die Hitler-Jugend, und dort behalten wir sie wieder vier Jahre. Und dann geben wir sie erst recht nicht zurück in die Hände unserer alten Klassen- und Standeserzeuger, sondern dann nehmen wir sie sofort in die Partei, in die Arbeitsfront, in die SA oder in die SS (...) und so weiter.»

Damit war der Sinn des Bemühens noch nicht offengelegt. Schirach musste sich fragen, was wohl dieses gehäuft verwendete Wort «deutsch» alles umfasste. Er hat Jahre später den Richtern in Nürnberg gesagt, er habe Rosenbergs «Mythus» nur teilweise, «Mein Kampf» jedoch mehrmals gelesen.

In seiner Landsberger Zelle hatte Hitler dem Papier seine Ziele anvertraut: ein germanisches, von den Deutschen beherrschtes Weltreich und die Vernichtung der Juden. Davon hatte er seitdem mit vagen Andeutungen einiges, manchmal vieles und zwischenzeitlich auch nur wenig zurückgenommen – nicht etwa, dass der Unfehlbare damit Irrtümer zugegeben hätte, nein, die Verhältnisse hatten sich geändert. Wer berechtigt war, am Mittagstisch der Reichskanzlei zu speisen und dort den üblichen Visionen des grossen Führers zu lauschen, und wer häufig als sein Gast auf dem Obersalzberg weilte, der musste wissen, wie weit der «Kampf»- und Gewaltmensch anderen Sinnes geworden war. Sooft Schirach in der Hitler-Bibel blätterte, hätte er sich fragen müssen, ob er die Jugend nicht doch nur zum Kanonenfutter erziehe.

Schirach hatte andere Sorgen: die Konkurrenz. Sie störte die Volksgemeinschaft, jene Deckungsgleichheit aller Deutschen, die schliesslich in dem Sprechchor «Ein Volk, ein Reich, ein Führer!» ihre deutlichste Formel fand. In dieser Volksgemeinschaft durfte es keine Standesunterschiede mehr geben; wer war mehr dazu berufen, sie abzuschaffen, als die HJ, die doch einmal als Arbeiterjugend begonnen hatte. In einem programmatischen Leitartikel wagte Schirach 1938 zu behaupten, dass in der HJ bereits die Chancengleichheit für alle Mitglieder geschaffen sei. «Auch der Sohn des Millionärs hat keine andere Tracht als der Sohn des Arbeitslosen. Beide tragen das Kleid der Kameradschaft. (...) Die Uniform der HJ ist der Ausdruck einer Haltung, die nicht nach Klasse und Besitz fragt, sondern nach Einsatz und Leistung.» Auch fünf Jahre nach der Machtübernahme war dies Wunschdenken noch weit entfernt von der Realität. Vorhanden waren nur die Fähigkeit der Jugendlichen, sich für Utopien zu begeistern, und ihre Bereitschaft, Opfer zu bringen.

Schirach hoffte, dass aus diesem Boden jener Sozialismus spriessen würde, den weder das Programm der Partei noch ihr Führer je präzierte. Auch innerhalb der HJ hat es dafür nie eine verbindliche Lehre gegeben, wengleich auf aber Tausenden von Heimabenden Phrasen darüber gedroschen wurden; sie mündeten immer in dem Gemeinplatz, Gemeinnutz habe vor Eigennutz zu gehen. Diese Binsenweisheit erlaubte es, arbeitslose junge Leute von der Strasse zu holen – was für viele sogar buchstäblich galt, weil sie seit 1932 als «Hofsänger» durch das Land zogen und ihre Wanderschaft mit den Pfennigstücken finanzierten, die ihnen aus den Fenstern zugeworfen wurden. Nun jedoch entstanden da und dort kleine Lager eines freiwilligen Arbeitsdienstes, der etwa im Auftrag einer Gemeinde einen Feldweg ausbesserte, ein Bachufer befestigte, Wälder auslichtete. Es waren sogenannte Notstandsarbeiten, als Lohn gab es praktisch nur die Gemeinschaftsverpflegung, die Unterkunft auf Strohsäcken in einer stillgelegten Werkshalle und ein geringes Taschengeld. Wer sich darauf einliess, hoffte, dass ihn das Arbeitsamt anschliessend bei der Stellenverteilung bevorzugte. Damit die schulentlassenen Mädchen nicht auch noch zusätzlich den Arbeitsmarkt belasteten, wurden sie zu einem Hauswirtschaftsjahr verpflichtet, vorzugsweise in Familien mit Kindern abzudienen. Bei freier Kost, freiem Logis und einem Taschengeld-Lohn sollten sie Erfahrungen für ihre spätere Rolle als Hausfrau und Mutter sammeln.

Die Reichsjugendführung hatte beide Einrichtungen befürwortet, aber sie war sich auch bewusst, dass Jugendliche dabei ausgebeutet und überanstrengt werden konnten. Kontrollen standen der HJ nicht zu; ihr blieb nur übrig, Missstände öffentlich anzuprangern. Immerhin hatte sie schon 1933 ein Gesetz zum Schutz der Jugend in sozialer und wirtschaftli-

cher Hinsicht gefordert, wobei sie sehr viel weiter ging als die Sozialdemokraten in der Weimarer Republik. Sie hat nie aufgehört, ihre Forderungen vorzutragen, bis am 30. April 1938 das «Jugendschutzgesetz» die Arbeitszeit für Jugendliche auf vierzig Wochenstunden begrenzte, die Urlaubsansprüche erheblich ausdehnte, den Missbrauch von Lehrlingen zu berufsfremden Arbeiten untersagte und weitere soziale Verbesserungen brachte. Initiator für solche Errungenschaften war freilich nicht der Reichsjugendführer, sondern der Chef seines sozialen Amtes Artur Axmann. Er stammte aus einer Arbeiterfamilie und hatte zeitweise in einem proletarischen Stadtviertel Berlins die HJ aufgebaut und geführt. Er galt als einer der profiliertesten Führer des antikapitalistischen Flügels der Hitler-Jugend.

Schirachs nationaler Sozialismus war eher romantisch als realistisch. Wie sehr er bei der Lösung der sozialen Frage auf Harmonie bedacht war, zeigt sich auch in dem, was er dem Autor von einer seiner «unzähligen Reisen durch das westdeutsche Industriegebiet» berichtete. Stolz erzählte er, diesen Landstrich habe er «durch ständiges Ansprechen der Arbeiterjugend für die HJ erobert». (Den gleichen Erfolg nimmt übrigens Hartmann Lauterbacher für sich in Anspruch, weil er dort als Obergebietsführer vor und nach der Machtergreifung gewirkt hat.) Schirach: «Es war Anno 1934 in einem Städtchen, und da steht ein Jungvolk-Fanfarenzug und trommelt. Neben mir steht ein alter Kumpel des Kohlenpotts, und den spreche ich an. Da sagt der: «Weisst du, Baldur, ich bin dreissig Jahre rot organisiert gewesen. Das war in Ordnung, und da gehe ich nicht von ab. Aber mein Junge ist hier im Fanfarenzug, und da ist auch der Sohn vom Zechendirektor. Sie haben alle die gleiche Tracht. Da gibt es nicht mehr arm und reich. Das ist doch mehr, als wir fertiggebracht haben.»



Mit anderen Vorzeichen könnte diese Geschichte in einem christlichen Traktat zur Heidenmission stehen. Ob sie wahr ist oder nur schlecht erfunden? Sie ist auf jeden Fall bezeichnend für das, was in den oberen Partei- und HJ-Kreisen unter Sozialismus verstanden wurde. Er liess sich nicht in Mark und Pfennig ausrechnen und versuchte auch nicht, die Armen reicher und die Reichen ärmer zu machen; er beschränkte sich auf das Immaterielle, auf Gefühle. Die Versuche, Jugendliche mit dem deutschen Sozialismus zu beglücken, mussten sich auf Verbales beschränken. Schirach schrieb: «Jugend ist Sozialismus. Dafür ist die Hitler-Jugend ein lebendiger Beweis.» Einer seiner eifrigsten Ideologen, der Obergebietsführer Gottfried Griesmayr, rechnete noch Jahrzehnte später das «alles verbindende Du für alle Buben und Mädels» in der HJ als einen wesentlichen Bestandteil dieses Sozialismus, weil damit der «paradiesische Zustand der Menschheit» wiederhergestellt worden sei, in dem alle «vor Gott, vor dem Gesetz und von Angesicht zu Angesicht» gleich gewesen seien.

Mangels besserer Argumente musste der «Reichsberufswettkampf» als unvergleichliche soziale Tat gefeiert werden. Zugleich war er ein wichtiger Faktor im sogenannten Arbeitskampf, bei dem es um die Beseitigung der Arbeitslosigkeit ging. Weil auch damals schon die Ungelernten die geringsten Aussichten hatten, wieder in Lohn und Brot zu kommen, verbündete sich die HJ mit der DAF (Deutsche Arbeitsfront). Durch den Reichsberufswettkampf konnten auch Jugendliche für Lehrberufe gewonnen werden. Das Bündnis erwies sich als erfolgreich: Am ersten Reichsberufswettkampf 1934 beteiligte sich eine halbe Million Jugendlicher. Zwei Jahre später waren es doppelt so viele. 1937 zählte man 1,8 Millionen Teilnehmer, 1938 stieg die Zahl, weil sich nun auch Erwachsene beteiligen konnten, auf 3,5 Millionen.

Bei den Jugendlichen ging es jetzt nicht mehr nur um berufliches Können; auch sportliche Leistungen wurden bewertet, und Mädchen mussten hauswirtschaftliche Kenntnisse nachweisen. Darüber hinaus mussten sich alle prüfen lassen, wieweit sie jenes Stoffgebiet beherrschten, das die Nationalsozialisten als Weltanschauung bezeichneten. Es fügte sich alles in Hitlers Planungen: Er bekam mehr qualifizierte Arbeiter für seine Aufrüstung, holte mehr Steuereinnahmen aus einer aufstrebenden Wirtschaft, und er konnte die Jugendlichen glauben machen, der Sozialismus seiner Prägung schreite voran. Sie glaubten dies auch, als die Partei sie jeweils vom Herbst bis zum Frühjahr mit den Anstecknadeln des Winterhilfswerks und mit den Sammelbüchsen groschenweise die Spenden der kleinen Leute eintreiben liess. Es war bestenfalls ein «Almosen-Sozialismus».

Es gab in den Augen der HJ-Führer allerdings noch mancherlei Ungutes im Dritten Reich. Noch waren zu viele Volksgenossen in bürgerlichen oder gar proletarischen Anschauungen befangen. Sie mussten erst umgeschult werden. Perfekt würden die deutschen Zustände erst sein, wenn die Pimpfe von heute den Ton angäben. Sie würden zu Nationalsozialisten erzogen, von der HJ und von der Schule.

Gegen die traditionellen Lehranstalten hegte Schirach eine Aversion. Sie schlug dann und wann in seinen Reden so nachhaltig durch, dass der Reichserziehungsminister sich als ehemaliger Gymnasiallehrer angerempelt fühlen musste. Dessen Proteste bei Hitler waren wirkungslos; der Führer trat selbst gern die Pädagogen gegen das Schienbein. Schirachs Idealvorstellung von einer nationalsozialistischen Lehranstalt war geprägt von seiner Zeit im Waldschulheim von Bad Berka: Der Schüler sollte seine Ausbildung verantwortlich mitbestimmen; er sollte von seinem Lehrer nicht gedrillt,

nur gelenkt werden; Klassenarbeiten würden ohne Aufsicht geschrieben; ein Klassenführer würde für Ordnung sorgen. Kurz: Jugend sollte auch in der Schule nur durch Jugend erzogen werden.

Für solche Experimente war der Schulmann Rust nicht zu gewinnen. Damit schied der Staat als Träger eines solchen Projektes aus. Die Partei musste an seine Stelle treten. Mit dem Pfennigfuchser Xaver Schwarz war so etwas nicht zu machen, aber es gab einen Reichsleiter mit eigenen Geldquellen. Dr. Robert Ley war nicht nur Reichsorganisationsleiter der NSDAP, sondern auch Chef der Deutschen Arbeitsfront, der Quasi-Gewerkschaft, in deren Kassen sich die Beiträge von Millionen Deutschen ansammelten. Faktisch hatte Ley nur auf eine Gelegenheit gewartet, um gross einzusteigen in den Sektor Schulung. Er besetzte damit ein Gebiet, das in der Partei seit eh und je ebenso umstritten wie herrenlos war, weil Hitler sich nicht durch die Wahl eines Reichsschulungsleiters festlegen und weil er, wie üblich, seine Satrapen mit Richtungskämpfen beschäftigen wollte.

Ansprüche auf das Amt des NS-Oberlehrers erhob zum Beispiel der Reichsleiter Alfred Rosenberg, er berief sich dabei auf seinen Titel als «Beauftragter des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Erziehung der NSDAP». Doch der verquere Intellektuelle galt nicht viel bei Hitler, und seine Macht war umgekehrt proportional zur Länge seines Titels. Von Staats wegen war zwar Bernhard Rust als Reichs- und preussischer Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung für jede Art von Schule zuständig, aber in der Partei war er nur ein Gauleiter von vielen.

Es gab ferner im Apparat von Rudolf Hess, Stellvertreter des Führers für den Parteisektor, etliche Funktionäre, die sich

für Schule und Schulung als zuständig betrachteten, aber diese Dienststellen waren schwerfällig und ohne Basis im Volk. In jeder Gauleitung gab es einen Gauschulungsleiter, der mit silberner Doppellitze auf dem roten Kragenspiegel seines Uniformrocks imponierend wirkte, aber zumeist auch als der Oberste im regionalen NS-Lehrerbund für Schulreformen kaum zu begeistern war. Und Schirach wollte selbstverständlich auch mitreden.

Es gab schon Schulen eines neuen Typs. Es waren staatliche Internate in der Art früherer Kadettenanstalten, und sie hatten bisher in erster Linie die soldatische Tradition gepflegt. Gegen sie hatte Rust nichts einzuwenden; er förderte sie sogar, musste aber fürchten, dass sie seinem Bereich entzogen würden. Also verbündete er sich mit der SS, an sie verlor er sie dann auch am Ende. Sie wurden Nationalpolitische Erziehungsanstalten genannt.

Als Ley und Schirach sich zusammentaten, um dem Staat Konkurrenz zu machen, konnten sie der Zustimmung ihres Führers gewiss sein. Für Rivalitäten in seiner Gefolgschaft war er immer zu haben. Am 19. Januar 1937 meldete das Deutsche Nachrichtenbüro, die amtliche Agentur: «Nach Vortrag des Reichsorganisationsleiters der NSDAP und des Jugendführers des Deutschen Reiches genehmige ich, dass die neu zu errichtenden nationalsozialistischen Schulen, die gleichzeitig als Vorschulen für die nationalsozialistischen Ordensburgen gelten sollten, meinen Namen tragen. Adolf Hitler.»

Rust fühlte sich düpiert. Er beschwerte sich. Nicht bei Hitler, sondern bei Ley. Ihm warf er in einem langen Brief «grobe Illoyalität» vor. Er verlangte, die von Ley und Schirach aufgestellten Grundsätze des neuen Schulsystems müssten zurückgezogen werden. Der Minister redete in seinem

Behördenschreiben den Reichsorganisationsleiter ganz offiziell mit «Sie» an und liess den Brief per «Einschreiben» übermitteln. In Leys Antwort wurde der Minister als «Lieber Parteigenosse Rust» und mit «Du» angesprochen. Freundlich ist der Ton trotzdem nicht: «Deine Aufgabe als Reichserziehungsminister erstreckt sich niemals auf Parteischulen, deshalb gehen Dich die Adolf-Hitler-Schulen genau wie die nationalsozialistischen Ordensburgen gar nichts an. Zusammenfassend stelle ich fest, dass Dein Brief – abgesehen von strotzenden Beleidigungen – auch sachlich völlig unverständlich ist.»

Rusts Empörung war verständlich. Die Lehrpläne, die Schulleiter und die Lehrkräfte wurden von Ley und Schirach bestimmt. Die Kenntnisse der Schüler wurden nicht benotet. Absolventen der Schulen konnten entweder auf Lehrgängen in den sogenannten Ordensburgen den Partei- oder Staatsdienst anstreben oder aber hatten auch das Recht, sich auf einer Hochschule für ein Studium einzuschreiben. Eine Schule wurde in Feldafing am Starnberger See eingerichtet, und unter den ersten Schülern war auch der älteste Sohn des Reichsleiters Martin Bormann. Bis 1942 war die Zahl dieser Schulen auf elf gestiegen. Aufenthalt und Unterricht waren kostenlos. Wer sich bewarb, musste den zwölften Geburtstag hinter sich haben. Ferner musste er sich im Jungvolk «hervorragend bewährt haben», «vom zuständigen Hoheitsträger in Vorschlag gebracht werden», rassistisch einwandfreie Vorfahren vorweisen können, die Sippe musste frei von Erbkrankheiten sein, und die Eltern mussten sich in der «völkischen Gemeinschaft betätigen». Am Ende bedurfte es auch noch der Zustimmung des Gauleiters. Dass der kleine Adolf Martin Bormann alle diese Bedingungen erfüllen konnte, versteht sich von selbst.

Während des Krieges wurden die meisten Adolf-Hitler-Schulen der Luftangriffe wegen in die Ordensburg Sonthofen verlegt. Dort wurde 1942 der erste Jahrgang nach einer kriegsbedingt verkürzten Ausbildung entlassen – in die Wehrmacht. Das Diplom, gleichwertig dem Abitur eines Gymnasiums, war von Schirach und Ley unterschrieben. In friedlichen Zeiten hätten die meisten Schüler ihre Ausbildung noch drei Jahre lang auf den Ordensburgern ergänzt; Berufsziel: Parteifunktionär. So war es vorgesehen, wobei die Supernationalsozialisten noch ein Abschlussstudium auf der «Hohen Schule» absolvieren sollten. Alfred Rosenberg war noch kurz vor Kriegsende emsig damit beschäftigt, dafür die Lehrkräfte zu engagieren, nach Standorten zu suchen und Lehrmaterial zusammenzustellen, das vielfach in den eroberten Ländern zusammengestohlen und ins Reich abtransportiert wurde.

Wenn hier über die Adolf-Hitler-Schulen breiter berichtet wird, als es ihre Bedeutung rechtfertigt, so erstens, weil die HJ und Schirach nie müde wurden, sie als eine NS-Errungenschaft herauszustellen, die dem Begabten eine Karriere bis zur höchsten Spitze ermöglichen sollte. Das war in Anbetracht von insgesamt nur 500 Plätzen pro Jahr reichlich übertrieben, und ausserdem war ein solcher Platz nur mit viel Glück oder (was am sichersten war) durch Protektion zu bekommen. Zweitens: Die Entstehungsgeschichte dieser Schule verrät einmal mehr, wie chaotisch das System war, das sich rühmte, eine neue und bessere Ordnung geschaffen zu haben.

Was Hitler mit Schulen dieser Art erreichen wollte, hat er einmal einem früheren Gesinnungsgenossen und späteren Emigranten, Hermann Rauschning, anvertraut, als dieser noch Präsident des Senats der Freien Stadt Danzig war: eine Meute ohne Furcht und Skrupel, vor der die Welt zittern

würde. Schirach hat diese Forderung wenige Wochen nach Kriegsbeginn in einer Rede an die Schüler in Sonthofen in einer salonfähigeren Form vorgetragen: «Ihr müsst Euch klar machen, (...) dass Ihr hier erzogen werdet, um dereinst eine Weltmacht zu führen. (...) Ihr werdet hier für die Führung der ersten Nation der Erde erzogen. (...) Nach einem grossen Kriege», so sagte Schirach, würden die Schüler «die Träger des Weltreichs Adolf Hitlers». Bezeichnend ist auch, dass für solche Aufgaben nach Ansicht Hitlers keine umfassende Bildung notwendig war. Kenntnisse in Geschichte, Sprachen und Naturwissenschaften durften nach seiner Meinung nur dazu dienen, die Grösse des eigenen Volkes zu mehren, wichtiger als die intellektuellen seien körperliche Leistungen und ein kämpferischer Charakter.

Zweifellos war Schirach kein Gewaltmensch. Wann immer in der sogenannten Kampfzeit eine politische Auseinandersetzung in brachiale Gewalt auszuarten drohte, hat er vermieden, sich daran zu beteiligen. Er bevorzugte als Literat den Kampf mit geistigen Waffen, wobei er sich gelegentlich auch der List und der Intrige bediente. Diese Mittel werden im politischen Kampf immer und auch heute noch allgemein verwendet, und es ist zu bedenken, dass er bei seinem Kampf um ein neues Erziehungssystem auf dem schwankenden Boden der Kulturpolitik focht, die den Einsatz solcher Mittel besonders herausfordert.

Es versteht sich von selbst, dass sich der abgebrochene Student der Germanistik und Dichter Schirach der deutschen Kultur besonders verpflichtet fühlte. Ihm stand es jedoch nicht frei, darüber zu entscheiden, was als Kultur gefördert und was als Unkultur bekämpft werden müsse. Massgebend musste für ihn die Ansicht der Partei sein; misslich war nur, dass es innerhalb der NSDAP weit auseinanderklaffende Mei-

nungen gab. So über Literatur und Malerei. Goebbels zum Beispiel liess Bücher verbrennen, die er privat goutierte, und seine Berliner Gauleitung schmückte er mit Bildern von Malern, deren Werke Rosenberg und dessen «Kampfbund für deutsche Kultur» als dekadent oder jüdisch beeinflusst bezeichneten.

In einer Auseinandersetzung dieser Art hätte sich Schirach schon sehr früh in seiner Eigenschaft als Reichsstudentenführer um ein Haar Blessuren zugezogen. Mitglieder des NS-Studentenbundes an Berliner Kunsthochschulen wollten im Rahmen der «Nationalen Revolution» auch der professoralen Akademiemalerei ihrer Lehrerschaft ein Ende bereiten und verlangten entsprechend den HJ-Parolen eine Chance für die Jungen. Studentebundmitglied und Altparteigenosse Dr. Johann von Leers schürte den Aufstand und sprach auch in einer von tausend Studenten besuchten Versammlung. Die Maler Emil Nolde, Karl Schmidt-Rottluff, Ernst Ludwig Kirchner und den Bildhauer Ernst Barlach proklamierte er zu Repräsentanten nationalsozialistischer Kunst. Bei ihrer Zustimmung stützten sich die Studenten auch auf einige Absätze in «Mein Kampf», in denen Hitler jene Kunstprofessoren abkanzelt, die sein Talent nicht erkannt hatten, als er sich in Wien als Jugendlicher um einen Studienplatz bewarb. Und hatte nicht Benito Mussolini im Gefolge seiner faschistischen Revolution in Italien jener neuen Kunstrichtung zum Durchbruch verholfen, die E.F.T. Marinetti begründet und Futurismus genannt hatte?

Rosenberg und sein Kampfbund waren sicher, im Sinn des Führers zu handeln, als sie allenthalben die Museen reinigten und aus Werken von Verfemten da und dort Schreckenskammern zusammenstellten – Vorläufer jener Ausstellung «Entartete Kunst», die Hitler später in München zeigen liess. Doch



die jungen Männer vom NS-Studentenbund beharrten auf ihrem Kunstverständnis, Anfang Juni 1933 erschien in ihrem Organ ein Artikel, in dem protestiert wurde, dass Bilder Emil Noldes «nun in diesen Schreckenskammern hängen müssen. (...) Daran, dass seine Bilder modern sind, konnte es doch wohl nicht liegen, denn auch unsere Bewegung ist modern.» Gefordert wird in dem Artikel die Freiheit der Kunst. «Unfrei ist nur die Minderwertigkeit.»

Die Empörung in der Parteispitze über so viel Insubordination war beträchtlich. So wollte man die «Nationale Revolution» nicht verstanden haben. Der «Kampfbund für deutsche Kultur» fand bei den aus kleinbürgerlichen Kreisen arrivierten Altparteigenossen und bei den Rassenfanatikern viele Gesinnungsfreunde. Rosenberg erwartete vom Reichsstudentenführer Schirach, dass er seine jungen Leute zur Ordnung rufe oder sie gar verstosse. Nichts dergleichen geschah, und man kann daraus schliessen, dass Schirach keineswegs den Kunstgeschmack des Professors Max Kutschmann teilte, der im Kampfbund für Lob und Verdammnis zuständig war. In der «Deutschen Kunstwacht» hatte er geschrieben, die Kunst sei fortan keine Frage der Qualität mehr, sondern allein der Weltanschauung. «Machen wir uns doch von der lächerlichen Idee frei, dass es unsere Pflicht sei, das Volk zu hohem Kunstverständnis zu erziehen.» Wer der SA ein gutes, mitreissendes Marschlied schenke, diene der Kunst besser als jemand, der versuche, «einer naturgemäss kleinen Anzahl von SA-Leuten das Violinenkonzert von Beethoven nahezu-bringen.»

Das solchermassen zum Kunstrichter erhobene «gesunde Volksempfinden» wurde bald darauf durch ein Führerwort bestätigt. Es war noch keine Entscheidung ex cathedra, aber sie war eindeutig. Als Hitler die neue Berliner Gauleitung

besichtigte und an den Wänden die Bilder einiger Moderner sah, soll er pikiert gefragt haben: «Was soll das Geschmier?» Folgsam liess Goebbels die Leinwände des Anstosses entfernen. Ihm wurde nichts nachgetragen. Schirach bürstete nur das Wohlwollen des Reichsleiters Rosenberg ein, aber das konnte er verkräften, denn dessen Ansehen war bei Hitler im gleichen Mass gesunken, wie das von Schirach gestiegen war. Leidtragender war schliesslich am Ende – ausser den Künstlern – Johann von Leers, ihm machte der Fehltritt noch nach Jahren zu schaffen. Es waren vorwiegend die ehemaligen Mitglieder des inzwischen aufgelösten Kampfbundes, die seine publizistische Tätigkeit misstrauisch überwachten und ihn immer wieder beim Stellvertreter des Führers und beim Reichsführer SS denunzierten.

Besonders taten sich die Maler Wolfgang Willrich und Wilhelm Petersen hervor. Dem ersteren gelangen nordische Typen mit kantigem Kinn und grimmiger Miene, wie sie für Wahlplakate völkischer Parteien gewünscht wurden. Petersen gefiel sich mehr in der Wiedergabe von Idyllen – die Familie am heimischen Herd, Mutter mit Kindern und Bauersleute bei feierlichem Tagewerk. Beide hatten vor 1933 kaum Beachtung gefunden; umso mehr fühlten sie sich jetzt berechtigt, die politisch Verfolgten zu spielen. Willrich wurde vom Reichsbauernführer Walther Darré beauftragt, für das Rasse- und Siedlungsamt der SS nordische Menschen im ganzen Reich zu suchen und abzukonterfeien. Er reiste zu diesem Zweck auch nach Bayern, fand jedoch in München, wo man sich als das malerische Mekka des Reiches empfand, wenig Hilfe. Die reinrassig nordischen langen Gesichter seien doch im Grunde ebenso langweilig wie dieser Menschentyp überhaupt, sagte man ihm, und er möge sich ein Beispiel nehmen an gemalten oberbayerischen Mädeln beim Tanz.

Empört schrieb Willrich an Darré, dass man südlich des Mains die Aufnordung des deutschen Volkes sabotiere. Er vermutete vielleicht nicht ganz zu Unrecht, dass in der Reichsjugendführung – die ja noch immer ihre nominelle Zentrale an der Isar hatte – die schlimmsten Spötter sässen. Die Missachtung, die ihm Schirach entgegenbringe, habe sogar dazu geführt, dass man zwei seiner Gemälde, betitelt «Die Hüterin der Art» (Frauengestalt, hehr und hochschwanger) und «Die Ahnfrau» (nordisches Mädels in einer Tracht der Bronzezeit), in der Braunschweiger Reichsführerschule der HJ beschädigt habe. Der Schaden sei keineswegs zufällig entstanden, er sei vielmehr «nur ein besonders offener Ausdruck der Gesinnung, die mir anstelle eines Dankes von der Reichsjugendführung entgegengebracht wird». Er habe ausserdem gehört – schrieb Willrich –, Schirach selbst mache sich über seine Werke lustig. Das könne er zwar nicht beweisen, aber verdächtig sei doch, dass «Wille und Macht» die Arbeiten Petersens bewitzle, der allein schon zu verehren sei, weil er die germanische Frühgeschichte im Volk verbreite.

Schirach war zu dieser Zeit wenig älter als 25 Jahre, und wenngleich man in der Partei wusste, dass er bei Hitler gut angeschrieben war, so galt er den Altparteigenossen mit Blutorden und Weltkriegsauszeichnungen doch als ein junger Mann. Er wusste das, und er wusste auch, dass er gerade von diesen Parteigenossen mit Misstrauen und Neid beobachtet wurde. Deshalb hielt er es nach solchen Erfahrungen für klüger, die Kunst statt an der Spitze mehr an der Basis zu pflegen. Die HJ warf sich auf die Dichtkunst. Der Reichsjugendführer gab selbst das Beispiel, wie man Gesinnung zu Versen verdichten konnte. Weil junge Leute ohnehin dazu neigen, Verse abzusondern, wenn sie etwas tief bewegt sind, produzierten Hitler-Jungen und -Mädels gereimte Bekennt-

nisse zu Hitler und zum Hakenkreuz. Schirach machte ein Buch daraus.

Liessen sich diese Verse auch noch vertonen oder einer bekannten Melodie unterlegen, dann hatten sie Aussicht, noch weiterverbreitet zu werden, vor allem, wenn sie im Marschtempo gesungen werden konnten. Anfänglich leitete Schirach das Kulturamt der Reichsjugendführung noch selbst und kümmerte sich darum, dass dessen Referat für Musik pro Monat bis zu vier neue Lieder veröffentlichte und auch einige mehrstimmige Kompositionen. Jedes Jahr, beginnend 1934, fand ein Reichsmusikschulungslager der HJ statt – ein Wortungetüm, das dem verbummelten Germanisten Schirach hätte Magenschmerzen bereiten müssen. Die Jugend stiess sich nicht an sprachlichen Sünden; als die HJ sie auf forderte, Instrumente spielen zu lernen, meldeten sich auf Antrieb 60'000 Anwärter. Nicht gezählt wurde freilich, wie viele wirklich damit begannen und wie viele nach einem Jahr noch dabei waren.

Bewusst wurde die Erinnerung an das Liedgut der Bündischen gelöscht; deren «Zupfgeigenhansl» war schon 1933 durch ein HJ-Liederbuch ersetzt worden, das mit «Blut und Ehre» zeitgemäss pathetisch betitelt war. Die bis dahin bei politischen Veranstaltungen vielfach benutzten Sprechchöre verbot Schirach für die HJ; ihnen haftete der Mief des Proletarischen an, die Marxisten hatten dieses Kunstmittel häufig agitatorisch eingesetzt. Verpönt waren auch bald die Klänge von Schalmeien; soweit in den ersten Monaten nach der Machtergreifung ganze Kapellen mit diesen Instrumenten aus der kommunistischen Jugend in die HJ gekommen waren, durften sie noch einige Zeit bei Aufmärschen musizieren und auf diese Weise klanglich demonstrieren, dass auch sie zum rechten Glauben gefunden hatten. Ausserdem gab es in

den Veranstaltungen der HJ jene Sprechoratorien aus mehreren Einzelstimmen und einem Chor, wie sie bei den Jugendfeiern der Roten üblich gewesen waren, selbstverständlich mit anderen Tendenzen und Sentenzen, aber mit mindestens ebensoviel Pathos und hochgeputzter Dramatik.

Schirach verordnete der HJ Dichtung und Musik als Lehrfächer, weil diese Künste auch für die feierlichen Stunden gebraucht wurden, die in wachsender Masse die kirchliche Erbauung ersetzen sollten. In Weimar veranstaltete die HJ jedes Jahr Jugendfestspiele mit klassischen Stücken und bekannten Künstlern. Berühmte Instrumentalsolisten und Orchester konzertierten für die HJ, Dichter lasen aus ihren Werken. Der grossen Masse der Jungen und Mädchen durfte freilich der Einstieg in die Kunst nicht zu schwergemacht werden. Elly Ney, die bekannteste Pianistin jener Jahre, spielte ihren Beethoven nicht vor Banausen.

Mit schnellem Zugriff bemächtigte sich die HJ jener Jugendchöre, die sich Weltruhm ersungen hatten, wie etwa des Dresdener Kreuzchors oder später, unmittelbar nach dem Einmarsch in Österreich, der Wiener Sängerknaben. Deren Mitglieder waren natürlich an keinen Dienstplan gebunden, wie er für alle normalen Einheiten in groben Zügen verbindlich aufgestellt wurde.

Der Weimarer Schirach bemühte sich sehr, der HJ den Dichturfürsten Goethe nahezubringen, aber seine Jungens entdeckten in den Werken des Olympiers zuwenig Berührungspunkte, auch wenn ihnen empfohlen wurde, den «Wilhelm Meister» zu studieren und besonders jene Kapitel, in denen geschildert wird, wie in einem utopischen Land mit einer utopischen Gesellschaft die Jugend durch die Jugend erzogen wird. Selbst Hitler schien Goethe nur bedingt zu verehren; er nahm dem Dichter übel, dass er sich während der

napoleonischen Herrschaft über Deutschland nicht auf die Seite der Kaiserfeinde gestellt hatte, und als der Führer von keinem Geringeren als von Dr. Hans Severus Ziegler durchs Goethehaus geführt wurde, dämpfte er dessen Bewunderung mit den Worten: «Der Dietrich Eckart hat Gedichte geschrieben so schön wie Goethe.»

Dieser inzwischen vergessene Schriftsteller (in der ersten Nachkriegsausgabe des «Brockhaus» sucht man seinen Namen bereits vergebens) war durch eine damals vielgespielte Übersetzung des «Peer Gynt» von Ibsen zu Geld gekommen, und er hatte den «Völkischen Beobachter» mitgegründet. Als Schirach nach München gekommen war, lebte Eckart schon seit Jahren nicht mehr, und wenn er ihn auch als einen der Erzväter des Nationalsozialismus und dessen Antisemitismus verehrte, so mokierte er sich doch über Hitlers seltsamen literarischen Geschmack. Auch als Schirach 1937 anlässlich der Weimarer Festspiele mit einer grossen Rede zum Thema «Goethe in unserer Zeit» sein Idol den jungen Deutschen näherbringen wollte, hatte er damit kein Glück. Sie fanden es spannender, wenn ihnen aus den Kreisen der SS mitgeteilt wurde, der Freimaurer Goethe habe seinen Dichterrivalen Friedrich Schiller mittels einer Tapete vergiftet, deren grüne Farbe auf einer Arsenverbindung basiert habe.

Unbestreitbar setzte sich die HJ in den Jahren ihres stürmischen Wachstums für eine breitgefächerte Verbreitung dessen ein, was in ihren Augen und auch nach dem Willen Hitlers als Kultur zu verstehen war. In Anbetracht ihrer bescheidenen finanziellen Mittel tat sie dabei mehr als jede andere Parteiorganisation; sie tat es vor allem auch mit mehr Wagemut, indem sie sich dann und wann vom Geschmack des allweisen Führers wegbewegte. Hitler liess sie grossmütig gewähren; ihm genügte es, wenn sie seine Idealvorstellungen

vom Wesen deutscher Jugend anstrebten und «flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl» sein wollten.

Es wäre noch zu ergründen, inwieweit solche Ansprüche dazu beigetragen haben, dass deutsche Sportler bei den Olympischen Spielen 1936, winters in Garmisch, sommers in Berlin, mehr Medaillen gewannen als jede andere Nation. Gewiss hat der Heimvorteil dazu beigetragen. Die Zuschauer sporneten die Kämpfer an, und Hitler beobachtete häufig aus seiner Loge heraus den Wettstreit. Wenn die Jugend der Welt um sportlichen Lorbeer kämpfte, durften gewiss der Reichsjugendführer und der Reichssportlehrer nicht wegbleiben. Zwar kabbelten sich Schirach und Hans von Tschammer-Osten noch immer, wer mehr von der Freizeit der Jugendlichen zu beanspruchen habe, aber persönlich waren sie einander sympathisch, und so sassen sie denn einträchtig auf der Tribüne der privilegierten Zuschauer beisammen. Sie waren sich auch einig, dass der Held der Sommerspiele der Amerikaner Jesse Owens sei: Er hatte im Laufen über 100 Meter, über 200 Meter, in der Staffel über 4x100 Meter und im Weitsprung jeweils die Goldmedaille errungen. Hitler pflegte Sieger in seiner Loge mit Händeschütteln zu gratulieren. Doch Owens war ein Farbiger, und Hitler weigerte sich, ihn zu beglückwünschen. «Ich lasse mich nicht fotografieren», sagte er, «wenn ich einem Neger die Hand gebe!»

Es sträubte sich in diesem Fall nicht nur der Rassenfanatiker. Ihm und manchem Deutschen noch unvergessen waren die Afrikaner, die während der Nachkriegsjahre als französische Besatzungstruppen in westlichen Teilen des Reiches kaserniert waren und deren Übergriffe von der Presse und von protestierenden Politikern als «schwarze Schmach» bezeichnet wurden. Schirach und Tschammer gelang es nicht, ihrem

Führer klarzumachen, dass Owens «ein Junge aus gutem Hause mit einer guten College-Bildung» und in den USA ungeheuer populär sei. Ein Händedruck, als Foto veröffentlicht, würde nach ihrer Meinung in Amerika eine Welle der Sympathie für das Dritte Reich auslösen. Sie argumentierten: Owens habe seinen Sieg nicht als Neger errungen, sondern als amerikanischer Bürger. Hitler sagte, gerade deshalb bleibe er bei seinem Nein. «Ich finde es unfair von den Amerikanern, dass sie Neger zu den Olympischen Spielen schicken, weil sie als Weiße zu sportlichen Spitzenleistungen nicht mehr fähig sind.»

Aus denselben Gründen wurden auch – erzählt Schirach – die Boxkämpfe um die Weltmeisterschaft der Schwergewichtsprofis bei Hitler zu einem Rassenproblem. In Max Schmeling sah er den weissen Siegfried, der dem schwarzen Untermenschen Joe Louis und damit der ganzen Welt die Überlegenheit der Arier beizubringen hatte. Dass dies nicht glückte, war in Hitlers Augen teils auf Sportlerpech, teils auf die unlauteren Machenschaften jüdischer Boxmanager in New York zurückzuführen. Völlig unverständlich war es jedoch für ihn, dass Schmeling sich mit seinem schwarzen Gegner freundschaftlich verbunden fühlte. Schirach war in jenen Tagen mit dem zwei Jahre älteren Max Schmeling «ganz gut bekannt», wie es sich eben so ergibt, wenn zwei Männer Zusammentreffen, die beide Idole der Jugend sind. Gegenüber dem Autor betonte Schirach, dass er Hitlers rassistisch begründeten Standpunkt keineswegs geteilt habe. «Von Haus aus bin ich eigentlich pro Neger. Meine Mutter kommt aus den Südstaaten der USA, wo Schwarze zum Haushalt gehören und als Teil der Familie angesehen wurden.» Dass dies auf eine Art geschah, die den «Niggern» die Selbständigkeit vorenthielt, übergang er.



## Schritt für Schritt nach Auschwitz

Bei seiner Vernehmung vor den Nürnberger Richtern veräumte Baldur von Schirach keine Gelegenheit, auf seinen hohen Bildungsstand und sein Kulturverständnis hinzuweisen. Er hielt sich für prädestiniert, kulturelle Aufgaben zu übernehmen aufgrund seiner angeborenen musischen Talente und seiner Erfahrungen von früher Jugend an. Ausserdem war die Kultur ein Sektor, der noch lange Zeit im Dritten Reich umstritten blieb; solange der Führer nicht ein dezidiertes Urteil abgegeben hatte, konnte jede Parteigrösse einen eigenen Kurs steuern, falls sie nicht das Werk eines Juden pries.

Gegen Schirachs Goethe-Verehrung konnte niemand etwas einwenden. Ausserdem galt es als besonders ehrenvoll, Kulturarbeit zu leisten. Der Führer, als Künstler verhindert, weil er zuerst einmal das Vaterland retten musste, war der Kultur dermassen zugetan, dass er beim Tod eines berühmten Wagner-Baritons von den deutschen Tageszeitungen verlangen wollte, die Nachricht müsse die Schlagzeile für die erste Seite abgeben.

Wer sich in der Kultur betätigte, genoss das Vorrecht, mit nebulösen Sprüchen zu glänzen. So etwa Schirach: «Faust, die Neunte Symphonie und der Wille Adolf Hitlers sind ewige Jugend und kennen weder Zeit noch Vergänglichkeit.» Bei anderer Gelegenheit geriet er mit dem Präsidenten der Reichsmusikkammer aneinander, als er diesem vorwarf, er habe «kein Organ für das Lied, das die jungen Herzen erhebt». «Die mitreissenden Rhythmen neuer Lieder zu erfin-

den, mit denen (...) Millionen ihrem Glauben an Volk und Führer Ausdruck geben konnten», erklärte der Reichsjugendführer für nützlicher als Beethovens Symphonien, denn wenn etwa die Sechste, die «Pastorale», zu Beginn einer Kundgebung gespielt worden wäre, dann hätte dies niemanden angefeuert.

Flüchtete sich Schirach in die Kulturarbeit, weil er sich einbildete, dies sei das letzte Refugium der Ideale seiner jugendbewegten Zeit? Sofern er ehrlich war gegen sich selbst, musste er gestehen, dass allenfalls nur noch äusserliche Ähnlichkeiten zwischen seinen Zielen der frühen zwanziger Jahre und der Situation der Jugend in der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre bestanden. Auf Fahrt gehen und wandern in kleiner selbständiger Gruppe war Jugendlichen jetzt verboten; es wurde im Gleichschritt marschiert und in Massen. Diskussionen am Lagerfeuer wurden abgewürgt, sobald an NS-Dogmen gezweifelt wurde; Überzeugung wurde befohlen. Noch galt das alle verbindende Du als Anrede, aber die Befehlsgewalt, die ein Vorgesetzter in Anspruch nehmen durfte, wurde weiter ausgedehnt. Der Reichsjugendführer forderte blinden Gehorsam, wenn er befahl, so, wie er selbst auch bereit sein musste, Adolf Hitler blind zu gehorchen.

Dies fiel ihm schwer, wenn es um die bildende Kunst ging. Die Jugendbewegten hatten in Bildern der Expressionisten, zum Beispiel Franz Marcs, Darstellungen ihrer Gefühlswelt entdeckt, zu Recht, denn wie sie aus der Zivilisation zur Natur zurückstrebten, so hatte auch der Maler zum Ziel, sich «pantheistisch einzufühlen in das Zittern und Rinnen des Blutes in der Natur» (Franz Marc). Deshalb hatte Marc mit blauen und roten Pferden und mit einer farbensymphonischen Darstellung Tirols an jenem buntfotografischen Naturalismus vorbeiproduziert, den Hitler als einzige maleri-

sche Kunstform gelten liess. In den ersten Jahren nach der Machtergreifung hatten zunächst Alfred Rosenberg und dann auch Joseph Goebbels jene Kunst bekriegt, die der Nationalsozialismus dann als «entartet» diffamierte. Ganz in Hitlers Sinn begannen sie schon früh, die Museen zu reinigen, die Ausstellungen zu zensieren und den Künstlern ein Malverbot auferlegen zu lassen, sofern sie sich nicht der staatlich verordneten Richtung anschlossen.

Am 19. Juli 1937 weihte Hitler in München den Neubau des Hauses der Deutschen Kunst – von den Münchenern der langen Säulenfront wegen in «Weisswurstbahnhof» umbenannt – mit einer Ausstellung ein, deren Bilder richtungweisend sein sollten. In seiner Weihrede verkündete er wieder einmal einen «unabänderlichen Entschluss», nämlich «mit den Phrasen im deutschen Kunstleben aufzuräumen. Kunstwerke, die an sich nicht verstanden werden können (...), werden von jetzt ab den Weg zum deutschen Volk nicht mehr finden.» Er werde «einen unerbittlichen Säuberungskrieg führen gegen die letzten Elemente unserer Kulturzersetzung». Die «Cliques von Schwätzern, Dilettanten und Kunstbetrüggern» würden nun «ausgehoben und beseitigt».

Wen Hitler damit meinte, war in der gleichzeitig in München gezeigten Ausstellung «Entartete Kunst» zu sehen. In ungeeigneten Räumen waren, willkürlich aneinandergereiht und eng gedrängt, Werke vieler Künstler zu sehen, die vor 1933 und auch heute noch als die wahren Repräsentanten der deutschen Kultur galten. Bei der Auswahl und der Präsentation hatten mediokre Deutschtümler bestimmend mitgewirkt: so jener Berliner Wolfgang Willrich, von dem bereits berichtet wurde; so auch der Hamburger Walter Hansen, der sich als völkischer Tempelreiniger auf vielerlei Gebieten betätigte. Angelockt von der Propaganda, es seien hier Schmutz

und Unmoral jüdischer Abkunft zum letztenmal öffentlich zu sehen, wurde das Volk in Schlangen durch die Ausstellung gepresst, ohne die Chance, sich mit dem einzelnen Werk auch nur sekundenlang zu beschäftigen. Ergebnis: Hinz und Kunz priesen den Führer, der offenbar denselben Kunstgeschmack hatte wie sie und der nun verhinderte, dass für solchen Schund auch noch Steuergroschen ausgegeben wurden.

Bei der Auswahl, die im Haus der Deutschen Kunst als positive Gegenstücke aufgehängt wurden, hatte Hitler seinen Leibfotografen Heinrich Hoffmann mitbestimmen lassen. Der Schwiegervater Schirachs war als Bildersammler einigermaßen sachkundig und teilte keineswegs in allen Punkten Hitlers Wut gegen alle modernen Kunstrichtungen. Als Hoffmann hörte, dass Goebbels seinen Führer an Radikalität noch übertreffen und die «entarteten» Werke auf öffentlichen Scheiterhaufen verbrennen lassen wollte – wie das schon mit den Büchern unerwünschter Autoren geschehen war-, erhob er bei Hitler Einspruch mit dem Argument, man könne vielleicht gegen diese Bilder etwa Werke von Dürer oder anderer berühmter Deutscher im Ausland eintauschen. Wenn nicht, dann könne man sich mit den verfeimten Bildern wenigstens Devisen verschaffen, die für die Aufrüstung dringend gebraucht wurden. Damit gelang es Hoffmann, viele wertvolle Gemälde und Plastiken vor der Vernichtung zu retten. Sie wurden im Juni 1939 in Luzern versteigert.

Es gibt kein Zeugnis dafür, dass Schirach versucht hat, den unsinnigen Kampf gegen die «Entarteten» aufzuhalten. In den oberen Parteirängen wusste man, was es bedeutete, wenn Hitler erst einmal einen «unerbittlichen Krieg» erklärt hatte: Zu bremsen war der Diktator dann nicht mehr. Unter der Hand jedoch scheint Schirach etliches unternommen zu haben, denn der als Motor in dieser Vernichtungsaktion einge-

setzte Goebbels reagierte ungehalten, als Hoffmann bei ihm ein gutes Wort für den Bildhauer Ernst Barlach einlegen wollte, der ebenfalls zu den Entarteten gehörte. In diesem Gespräch sagte Goebbels zu Hoffmann: «Ich würde Ihnen empfehlen, mit Ihrem Schwiegersohn darüber zu diskutieren. Er setzt sich ja gewaltig für die moderne Kunst ein.»

Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda hatte inzwischen den Wettlauf um die Vorherrschaft in der Kulturpolitik gewonnen, gegen den Reichserziehungsminister Rust, gegen den Parteiideologen Rosenberg, gegen den Aussenseiter Ley, der mit seiner DAF-Zweigstelle «Kraft durch Freude» Kulturelles der unterschiedlichsten Art wie mit der Sämaschine unter das Volk streuen liess. Goebbels hatte sie alle überflügelt, als ihm die Aufsicht über die Reichskulturkammer übertragen wurde, so dass nun sein Ministerium entscheiden durfte, wer malen, musizieren, schreiben, schauspielern oder filmen durfte. Mit diesem Steuerungssystem lenkte er die Kultur dorthin, wo der Führer sie haben wollte; seinen eigenen Geschmack stellte er dabei zurück; so beispielsweise seine Vorliebe für Stefan George, dessen Dichterkreis und die Poeten der Jugendbewegung. Deswegen war er auch so ungehalten, wenn die HJ einmal aus dem vorgeschriebenen Fahrwasser lief. Aus Schirachs Anspruch, die Jugend möge sich selbst regieren, entwickelte sich durch Unstimmigkeiten auf dem kulturellen Sektor eine persönliche Feindschaft zwischen den beiden Funktionären.

In den Jahren vor Kriegsausbruch brauchte sich Schirach deswegen keine grossen Sorgen zu machen. Hitler favorisierte ihn, lud ihn und Henny dann und wann für Tage auf den Berghof ein, und mit Schwiegervater Hoffmann hatte Schirach auch noch einen Horchposten an der Tafelrunde des Führers, indessen der Stern des Propagandaministers ver-

blasste. Dessen Frau Magda zog sich mit Klatsch über Hitlers Geliebte, Eva Braun, allerhöchste Ungnade zu, und der Minister fiel mit einer Liaison übel auf, die er mit der Schauspielerin Lida Barova, einer Tschechin, eingegangen war und die er auch nicht aufgeben wollte, als die Scheidung der Goebbels-Ehe drohte.

Aus jahrelanger Erfahrung wusste Schirach ohnehin, wie man mit aufgebrauchten Ministern umgehen musste; in seiner staatlichen Funktion als Jugendführer des Deutschen Reiches war er anfänglich dem Reichsinnenminister Frick und anschliessend dem Reichserziehungsminister Rust unterstellt gewesen, aber wenn sie sich bei einer Massnahme ihres Staatssekretärs Schirach quergelegt hatten, dann hatte er seine Absicht als Reichsjugendführer der Partei in der HJ durchgesetzt. Dagegen konnten sie sich dann nur noch bei Hitler beschweren, und der war immer bereit, einen Streit zwischen seinen Satrapen am Kochen zu halten.

War Schirach zu solchem Umweg genötigt, dann ärgerte es ihn jedesmal aufs Neue, dass er nur Staatssekretär und nicht Minister geworden war. Nicht einmal im Dezember 1936, als er mit dem Gesetz über die Staatsjugend von der Ministeraufsicht befreit und dem Führer direkt unterstellt wurde, bot man ihm einen Platz im Kabinett an. Von dieser vermeintlichen Zurücksetzung profitierte er ein Jahrzehnt später im Nürnberger Gerichtssaal; er konnte guten Gewissens behaupten, er sei nie Minister geworden, habe nie an einer Kabinettsitzung teilgenommen und habe auch nie ein Sitzungsprotokoll erhalten. Die Mitgliedschaft im Kabinett wäre eine zusätzliche Belastung gewesen. Zwar habe er das Recht des direkten Vortrags bei Hitler gehabt, aber «es stand mehr oder weniger auf dem Papier». Etwa ein- oder auch zweimal im Jahr habe er dazu Gelegenheit bekommen, aber

«von den 15 Punkten, die ich behandeln wollte, konnten nur drei oder vier behandelt werden; das andere fiel unter den Tisch, weil er (...) sich ausführlich über das verbreitete, was ihm besonders wichtig war.»

Deshalb war es denn auch glaubhaft, als er als Zeuge in eigener Sache in Nürnberg beschwor, dass er von den ganzen Machenschaften, die im Frühjahr 1938 zum Anschluss Österreichs an das Reich führten, vor diesem Ereignis nie etwas erfahren habe. «Auf einer Autofahrt von meiner Akademie in Braunschweig nach Berlin», so sagte er in Nürnberg aus, habe er am 12. März bei einer Rast in einem Wirtshaus aus einem Lautsprecher erfahren, dass deutsche Truppen im Begriff seien, über die Grenze zu gehen. Das habe er «natürlich begrüsst (...). Ich bin dann nach Berlin weitergefahren, bin dort gleich in einen Zug gestiegen, am nächsten Morgen in Wien eingetroffen und habe dort die Jugend begrüsst.»

Auch von den Münchener Verhandlungen während der Sudetenkrise im Herbst 1938, vom Überfall auf die Reste der Tschechoslowakei im März 1939 und von den Vorbereitungen auf den Angriff auf Polen erfuhr Schirach nicht mehr «als jeder andere Staatsbürger», obwohl er Reichsleiter in der Partei war und Staatssekretär in der Regierung. Hitler habe etwa «zweimal im Jahr die Reichs- und Gauleiter zu einem Vortrag eingeladen, in dem er rückschauend zu den politischen Ereignissen Stellung nahm. Niemals hat Hitler in diesem Kreis zu künftigen Unternehmungen militärischer oder politischer Art Stellung genommen.»

So unglaublich dies einem Bürger eines demokratischen Staates klingen mag – selbst die politische Prominenz des Dritten Reiches war keinen Tag vor Überraschungen von oben sicher. Es gab im Zweiten Weltkrieg einen Führerbefehl, wonach kein Soldat mehr wissen dürfe, als er zur Erledi-

gung seiner Aufgaben brauche. Da Hitler das Leben schlechthin als eine ununterbrochene Folge von Kämpfen ansah, galt für ihn dieser Grundsatz auch im Frieden. Jedermann in Deutschland wusste, dass die Vereinigung Österreichs mit dem Reich eines der wesentlichen Ziele der NSDAP war, aber niemand hätte im Voraus sagen können, wie das geschehen würde oder gar wann. Wie es sich dann abspielte, ohne Krieg, oder vielmehr mit einem Blumenkrieg, überraschte alle und festigte die Legende vom politischen Genie des Führers.

Ebenso wusste jedermann in Deutschland, dass die Juden von der NSDAP nichts Gutes zu erwarten hatten. Es gab unter den Deutschen nur sehr wenige fanatische Antisemiten; die meisten heulten mit den völkischen Wölfen nur pflichtgemäss oder auch, weil nicht falsch sein konnte, was alle sagten. Was jedoch in der Nacht zum 10. November 1938 geschah, dürften weder Volks- noch Parteigenossen vorausgeahnt, geschweige denn geplant haben. Es wurden in einem Pogrom mittelalterlicher Art überall im Reich die Synagogen und jüdischen Bethäuser in Brand gesteckt, es wurden Juden misshandelt und auch ermordet, es wurden Geschäftsräume und Wohnungen von Juden zerstört. Dies war die angeblich spontane Vergeltung des Volkes für ein Attentat, bei dem ein siebzehnjähriger Jude polnischer Nationalität in Paris einen Legationssekretär der deutschen Botschaft mit Pistolenschüssen tödlich verletzt hatte.

Schirach sass am Abend des 9. November im Saal des Münchener Rathauses, in dem sich traditionell die Uraltkämpfer der Partei und das Führerkorps zur Erinnerung an den missglückten Putsch von 1923 zu versammeln pflegten. Er sah, was auch von anderen Teilnehmern berichtet wird, wie ein Bote Hitler eine Nachricht brachte, sah, wie Hitler abrupt den Saal verliess, nachdem er kurz mit Goebbels ge-



sprochen hatte, und hörte dann, wie der Reichspropagandaleiter bekanntgab, das schwerverwundete Opfer des Pariser Attentats sei gestorben. Dieser Tod habe – so verkündete Goebbels – bereits in einigen Städten anti jüdische Unruhen ausgelöst. Gemäss dem Willen des Führers sollten sie nicht von der Partei organisiert, andererseits aber auch nicht verhindert werden.

Im Hotel «Bayerischer Hof» hatten in jener Nacht ausser Schirach auch die SA-Führer ihr Quartier. Als er dort ankam, sah er, wie sie, geschart um ihren Stabschef Viktor Lutze, nacheinander in den Telefonzellen des Hotels verschwanden und offenbar Befehle durchgaben; welcher Art, verriet er ihm nicht, wohl aber sagten sie, sie handelten gemäss einer Weisung von Goebbels. «Lauterbacher und ich», so erzählte Schirach dem Autor, «stellten uns vor, die SA bereite Aufmärsche und Protestdemonstrationen vor, hatten aber andererseits das unguete Gefühl, es sei etwas im Gange, ähnlich der Röhm-Affäre, nur dass diesmal die SA zuschlage. Deshalb riefen wir alle Gebietsführungen an und verboten allen HJ-Einheiten eine Teilnahme an den Aktionen.» Seine Frau – erzählte er weiter – habe ihn im Laufe des 10. November angerufen und berichtet, dass viele von Juden bewohnte Villen im Münchener Stadtteil Bogenhausen geplündert worden seien und dass eine jüdische Familie bei ihrer Zuflucht gesucht und gefunden habe.

Der Urheber des Pogroms, so meinte Schirach, sei Goebbels gewesen, doch er liefert selbst ein Indiz dafür, dass der Propagandaminister auf Weisung Hitlers gehandelt hat. Schirach berichtet über eine Versammlung, zu der Göring kurze Zeit später alle Gauleiter, Viktor Lutze und ihn nach Berlin in den grossen Saal des Reichsluftfahrtministeriums beordert hatte. «Göring schäumte vor Wut», indessen Goebbels bleich

und wortlos danebengesessen und gesagt bekommen habe, dass nun «die gesamte wirtschaftliche Arbeit» zerschlagen sei, die Göring als Chef des Vierjahresplans bisher erfolgreich geleistet habe. Schirach berichtete weiter: «Doch in der kurzen Mittagspause begab sich Goebbels in die Reichskanzlei, berichtete dort, dass Göring die ganze Aktion in Grund und Boden verurteilt habe, und kam dann diabolisch triumphierend in den Saal zurück mit der Mitteilung, der Führer erkläre die ganze Aktion für rechtens und politisch richtig als ein Ausdruck des gesunden Volksempfindens. Jede weitere Diskussion über den Fall sei verboten.» Goebbels hatte wohl geltend gemacht, dass er sich schutzlos Angriffen von allen Seiten ausgesetzt sehe, die eigentlich dem Führer galten.

Sich erinnernd, sagte Schirach zum Autor: «An diesem Tag ging ich erstmals nach Hause mit dem Gefühl, dass ich mich nicht mehr unter anständigen Menschen befinde. Wenn man nun fragt, warum ich nicht ausgestiegen bin: Wir mussten versuchen zu retten, was zu retten war.» Dieses Motiv wurde freilich nach 1945 so massenhaft in Anspruch genommen, dass es erheblich an Glaubwürdigkeit verloren hat. Fraglich blieb ohnehin, ob es in jenem Stadium der Diktatur noch möglich gewesen wäre auszusteigen. Rücktritte pflegte Hitler nur noch anzunehmen, wenn sie ihm genehm waren, und ein Streik durch Nichtstun konnte tödlich sein. Auch aus anderen Gründen darf die Behauptung bezweifelt werden, der Reichsjugendführer sei schon 1938 so geplagt worden vom Gewissenswurm, dass er an eine Demission gedacht hat; das System hatte aussen- und innenpolitisch so oft das Recht verletzt, dass sich die Führenden, gestützt auf die unbestreitbaren Erfolge, bereits durch eine Spiessgesellensolidarität verbunden fühlten. Wenn so viel gelingt, nimmt man auch Unschönheiten in Kauf oder macht Kompromisse.

Heute weiss man, was mit den Juden geschah. Für Millionen wäre es besser gewesen, hätten sie Deutschland auf eine andere Weise verlassen können als in einem verriegelten Viehwaggon, ostwärts und mit einem Vernichtungslager als Ziel. Wenn Schirach behauptet, er habe von den Massenmorden erst erfahren, als die Verbrechen bereits zum grössten Teil begangen waren und der Widerstand sinnlos geworden war, dann darf man ihm das glauben, umso mehr, als er sogar beweisen kann, dass er sich tatsächlich bei der einen und anderen Gelegenheit den Mördern entgegengestellt hat. Es ist ja auch den Nürnberger Richtern nicht gelungen, ihm eine persönliche Beteiligung an einem Verbrechen nachzuweisen.

Dagegen hat Schirach nie behauptet, dass er je für die Juden eingetreten sei. Gegenüber den Richtern im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess verhehlte er nicht, dass er von Jugend auf Antisemit gewesen ist. Geschickt wies er darauf hin, dass ihn dabei ausser den gängigen Quellen der NSDAP auch das Buch «Der interriationale Jude» beeinflusst habe, geschrieben vom amerikanischen Autoindustriellen Henry Ford. Worüber er im Gerichtssaal klugerweise schwieg, erzählte er dem Autor: Bei einem Aufenthalt in den USA hatte er entdeckt, dass es dort Vereine, Clubs, Restaurants und Hotels gab, die grundsätzlich jedem Juden ihre Tür verschlossen.

Er verteidigte sich damit, der Antisemitismus sei in der NSDAP zunächst nicht über das hinausgegangen, was seit eh und je in den Deutschen latent vorhanden gewesen sei: Sie waren zumeist gegen Juden reserviert bis ablehnend, aus unterschiedlichen Gründen, aber sie waren kaum gewalttätig. Dass am Fuss jedes NS-Versammlungsplakats in verhältnismässig kleinem Schriftgrad «Juden haben keinen Zutritt» zu lesen war, war nach Schirachs Meinung ein Trennungsstrich und keine Diskriminierung.

Den vulgären Streicher lehnte Schirach von Anfang an ab. So hat er den Vertrieb des Streicherschen Schmutzblattes «Der Stürmer» in der HJ untersagt. Dass Streichers Parolen nicht massgebend seien, hatte ihm sogar Hitler einmal versichert; so sei es ein Streichersches Hirngespinnst, alle Juden aus Deutschland rauszuwerfen. «Mögen sie ihre Geschäfte behalten, aber aus der Politik und aus der Justiz müssen sie verschwinden.» Schirach hatte nachgehakt: «Und unser Parteiprogramm?» Die Antwort hätte jeden gläubigen Nationalsozialisten alarmieren müssen: «Was schert mich ein Parteiprogramm, wenn ich erst einmal an der Macht bin?» So kam es dann ja auch.

Zweifellos sei Julius Streicher schon immer aggressiv gewesen, aber ihn habe in der Partei kaum ein einflussreicher Mann ernst genommen, berichtete Schirach. In seinem Gau habe er ein Echo gefunden, weil dort viele Juden mit Pferden oder Hopfen gehandelt hätten und weil so mancher fränkische Bauer geklagt habe, er sei bei solchen Geschäften übers Ohr gehauen worden. Schirach sagte: «Damit operierte Streicher und auch noch mit etwas ganz anderem, mit pornographischen und sadistischen Geschichten, die er den Juden andichtete. Dabei sah der Kahlkopf selbst aus wie drei Juden.»

Mit Hitler das Problem Streicher eingehender zu behandeln hat Schirach bewusst vermieden. Er nahm an, dass dieser Mann so etwas wie Narrenfreiheit genoss, weil er in der Steinzeit der Partei schon eine zahlenmässig starke fränkische Anhängerschaft um sich gesammelt und sie eines Tages freiwillig der noch schwachen NSDAP en bloc zugeführt und sich als «Frankenführer» Hitler unterstellt hatte. Jedoch bleibt die Frage offen: Konnte Hitler überhaupt dankbar sein, auch wenn er eigene Interessen dabei opfern musste? Für ein «Nein» lassen sich viele Geschichten anführen, aber es

genügt, daran zu erinnern, dass er am 30. Juni 1934 Ernst Röhm erschossen liess, jenen Mann, der ihm nach dem Ersten Weltkrieg den Einstieg in die politische Laufbahn erst ermöglicht hatte, der sich am 9. November 1923 mit seiner Truppe dem Münchener Operettenputsch angeschlossen und der schliesslich ab Sommer 1930 die militanten Formationen der Partei so entwickelt hatte, dass die Machtergreifung scheinbar unvermeidbar geworden war.

Dass Hitler seinen Gauleiter Streicher in Nürnberg bis in die Kriegsjahre hinein amtieren liess, obwohl die Parteiprominenz diesem üblen Demagogen Korruption und Sittlichkeitsvergehen vorwarf, wird erst erklärlich, wenn man annimmt, dass ihn der Führer als einen Kettenhund hielt, den er bei Bedarf gegen die Juden loslassen konnte. Streicher verschwand von der politischen Bühne erst, als die Maschinerie zur Judenvernichtung in der Konstruktion fertig war und auch schon zu arbeiten begann.

Wenn nach Hitlers Tod die meisten seiner Parteigänger behaupteten, sie hätten von diesen Verbrechen nichts bemerkt, ja nicht einmal etwas davon geahnt, so galt dies bei den alliierten Siegern und auch bei den deutschen Antifaschisten als Lüge. Dennoch entsprach dies der Wahrheit, wenn auch nur einer subjektiven. Hitlers Anhänger hatten zwölf Jahre lang nur gesehen, was sie sehen wollten. Sie hatten sich zunehmend daran gewöhnt, alles für rechtens zu halten, was vom Staat oder von der Partei befohlen wurde, und sie hatten dabei verlernt, selbständig zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden.

Als 1933 die Gegner der Partei hinter dem Stacheldraht der Konzentrationslager verschwanden, die von Braunhemden eingerichtet und bewacht wurden, musste sich eigentlich jedermann Gedanken darüber machen, wieweit diese von der

Partei ausgeübte Gewalt rechtmässig sein konnte. Dies ist jedoch kaum geschehen. Schirach erzählte dem Autor, dass er sogar mit Hitler darüber gesprochen habe, als der Führer der deutschen Kommunisten, der Transportarbeiter und Reichstagsabgeordnete Ernst «Teddy» Thälmann, in ein KZ eingeliefert worden war. Wie üblich log Hitler: «Er wird in einem Lager in einem eigenen Häuschen untergebracht, hat einen grossen Auslauf und wird alles bekommen, was er will. Wenn er so verrückt ist zu rauchen, soll er die Zigarren haben, die er will, und ebenso alles an Essen und Trinken. Besuche von seiner Familie kann er bekommen, sooft er will. Er soll nur nicht die Freiheit haben, herumzureisen und die Kommunisten gegen mich aufzuhetzen.»

Diese Führerworte hat Schirach als Alibi gegenüber seinem eigenen Gewissen benutzt. Damit konnte er sich und auch anderen sagen: So schlimm ist das alles gar nicht! Dennoch mag er an Hitlers Worten gezweifelt haben, denn wenig später, noch in der Periode der Machtübernahme, fragte er den in München als Chef der Polizei amtierenden Heinrich Himmler, was es denn mit dem KZ in Dachau, von dem man sich Schauerliches erzählte, auf sich habe. Vom Lager Oranienburg, das Berlin am nächsten lag und wo man mit den Häftlingen gewiss nicht sanfter umging, hatte er bis dahin wohl noch nichts gehört. Himmler war auskunftsbereit: Den Häftlingen gehe es dort besser als im Gefängnis, sie würden korrekt behandelt, und der Zweck ihrer Haft sei einzig, dass man sie als politische Gegner unwirksam machen wolle. Davon könnte sich Schirach beim nächsten Treffen der Reichs- und Gauleiter der NSDAP in München überzeugen.

Die Parteigrössen wurden in einer langen Autokolonne nach Dachau gefahren. Schirach über seine Beobachtungen: «Ordentliche Betten, gute Bezüge in saubereren Baracken, alles

tipptopp, auch das Essen, ein weites Gelände für Spaziergänge.» Er traf auch einen Bekannten: den Grafen Du Moulin-Eckart, ehemals Adjutant des ermordeten SA-Stabschefs Ernst Röhm. Der sagte: «Es geht mir hier sehr gut.» Er verwaltete die umfangreiche Lagerbibliothek. Dies sei, meinte Schirach, «ein humanitärer Strafvollzug, verglichen mit einem Gefängnis». Und: «Diejenigen, die den Aufstieg Deutschlands hindern wollen, muss man eine Weile einsperren. Das ist ein Betriebsrisiko.»

Das grösste Risiko war in jenen Jahren, ein Jude zu sein. Schlimmer noch: Es wurde zum Geburtsfehler. Ihn korrigierte man nicht etwa (wie dies in früheren Jahrhunderten geschah), indem man den Glauben wechselte. Eine NS-Regel besagte: «Religion ist einerlei; die Rasse ist die Sauerei!» War auch nur ein Elternteil jüdisch, wurden die Nachkommen gebrandmarkt als Halbjuden, Vierteljuden usw. Der Reichsführer SS schmiss altgediente SS-Führer aus seiner Truppe, wenn im Stammbaum bis zurück zum Dreissigjährigen Krieg ein Jude als Ahnherr oder Ahnfrau auftauchte. Liess Himmler Gnade vor Recht (wie er es verstand) ergehen, dann verpflichtete er diesen «Mischling» zur Kinderlosigkeit; die durch Judenblut verdorbene Sippe sollte aussterben. Niemand wusste allerdings, wie man das Blut eines Ariers von dem eines Juden unterscheiden könnte.

In der HJ war man ebenfalls pingelig. Judensprösslinge wurden nicht aufgenommen, über jüdische Missetaten wurde auf Heimabenden palavert, die Notwendigkeit der Rassenreinheit wurde an Beispielen hündischer Promenadenmischungen erklärt. Schirach tat auf diesem Gebiet gewiss alles, was ihm das Parteiprogramm als völkische Pflicht vorschrieb, aber die Streicher-Typen hielt er für Neurotiker und Psychopathen. Am 15. September 1935 wurde er als Teilneh-

mer am Reichsparteitag in seinem Nürnberger Hotelzimmer durch die Aufforderung überrascht, er müsse um 20 Uhr an einer Sitzung des Reichstags im Haus des Kulturvereins teilnehmen. Er hatte am Tag zuvor 54'000 Hitler-Jungen im Stadion vor seinem Führer aufmarschieren lassen, war am nächsten Morgen auf der Tribüne der Luipoldarena Zuschauer gewesen, als die Kampfformationen der Partei sich zu einem Appell vor ihrem Führer aufgestellt hatten, und musste nun am Abend wiederum eine Hitler-Rede über sich ergehen lassen. Dabei brachte der Führer zunächst einmal den Volkszorn zum Kochen; zum Anlass nahm er, dass jüdische Demonstranten im New Yorker Hafen eine Hakenkreuzflagge vom Bug des dort ankernden Passagierschiffs «Bremen» heruntergerissen hatten. Nun werde durch das «Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes» – so sagte Hitler – «ein erträgliches Verhältnis zum jüdischen Volk» angestrebt.

Dieses Gesetz verbot Ehen und «ausserhehlichen Verkehr zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen und artverwandten Blutes». Wer das Gesetz übertrat, konnte mit Zuchthaus bestraft werden. Juden durften von nun an weibliche Hausangestellte arischer Rasse nur beschäftigen, sofern diese mindestens 45 Jahre alt waren. Schirach zum Autor: «Natürlich bin ich für die Nürnberger Gesetze auch verantwortlich. Ich habe mit Ja gestimmt, wie die ganze Fraktion der Abgeordneten.» Nach seiner Meinung war das Gesetz ein Triumph Streichers, und das Reichsinnenministerium habe es formuliert, um Ungesetzlichkeiten auszuschalten. «Aber es ist mir irgendwie so gewesen, als hätten wir wieder einen Schritt gemacht, den wir nicht hätten tun sollen. Es gibt solche Augenblicke, in denen das Gewissen mahnt, aber dann geht wieder alles unter in dem grossen Gefühl eines nationalen Aufschwungs. Wären wir damals so klug gewesen wie heute,



dann hätten wir gewusst: Das geht Schritt für Schritt nach Auschwitz.»

Es ist einigermaßen unwahrscheinlich, dass ein Reichsleiter der NSDAP, der seinen freien Zugang zu Hitler weidlich nutzte, nichts von einer so einschneidenden Massnahme gegen die Juden ahnte, wie sie dieses Gesetz bereits formulierte. Etliche Wochen vor dem Parteitag gab es schon Anzeichen, dass die antisemitische Schraube angezogen würde. Die Standesbeamten waren angewiesen worden, keine Ehen zwischen jüdischen und arischen Deutschen mehr zu schliessen. Allen jüdischen Kulturorganisationen war befohlen worden, sich zu einem Reichsverband zusammenzutun; so liessen sie sich leichter überwachen. Reichserziehungsminister Rust hatte alle jüdischen Schüler aus öffentlichen Lehranstalten ausgeschlossen. Julius Streicher hatte erstmals in der Reichshauptstadt seine hetzerischen Sprüche in grossen Versammlungen verkünden dürfen; der Weltöffentlichkeit hatte man damit angezeigt, dass nun die Zeit für ein radikaleres Vorgehen gekommen war. Schirach konnte darin Etappen einer Ausstossung des jüdischen Volksteils aus der deutschen Nation erkennen.

Sollte er in jenen Tagen tatsächlich einen Anflug von schlechtem Gewissen verspürt haben, so war er zugleich doch unfähig, gegen eine Führerentscheidung zu protestieren. Gelegenheit dazu hätte er gehabt, aber seine Position war völlig vom Wohlwollen Hitlers abhängig, der ihn mit einem einzigen Satz zur Unperson degradieren oder auch – siehe die Röhme-Affäre – einem Erschiessungskommando überstellen konnte. Schlimmer war: Er hatte bereits verlernt, selbständig zu denken. Er war wie die meisten Parteigenossen fixiert auf den Leitsatz: Der Führer hat immer recht. «Dieser Glaube», so schrieb er gelegentlich einem zweifelnden Mitglied des

Studentenbundes, «verpflichtet uns zur bedingungslosen Anerkennung, zu blindem Gehorsam und zu schweigender Hin- nahme eines Befehls.»

Als Schirach im Januar 1938 ebenso wie andere NS-Führer von Julius Streicher, dem Herausgeber des «Stürmers», um ein Geleitwort für eine Jubiläumsausgabe des Schmutzblattes gebeten wurde, wagte er nicht abzusagen. Es sei, so verkün- dete Schirach das Lob des von ihm später geschmähten Blat- tes, «dessen historisches Verdienst (...), die breiten Massen (...) in volkstümlicher Form über die jüdische Weltgefahr aufgeklärt zu haben». Wenn dies «nicht im Ton des ästheti- schen Salons» geschehe, so sei dies gerechtfertigt, «weil das Judentum dem deutschen Volk gegenüber keine Rücksicht hat walten lassen (...). Was wir heute versäumen, muss die Jugend von morgen bitter büßen.» Erst Jahre später kam es der Juden wegen zu einem Eklat zwischen Hitler und Schi- rach, einem nutzlosen, denn damit änderte er nichts mehr am Schicksal der Verfolgten. Darüber wird später noch zu be- richten sein.

## «Heute hört uns Deutschland...»

Von einem Ausstieg aus dem politischen Geschäft konnte angesichts der vielen Reden und Reisen des Reichsjugendführers keine Rede sein. Ausserdem war er jetzt mehr als je zuvor bemüht, sich mit jenen Parteigrössen zu verbinden, die bei Hitler in Gunst standen. Das war in erster Linie Hermann Göring, der Mann ohne Parteiamt, aber mit unzähligen Titeln und dazugehörigen Uniformen. Als Reichsluftfahrtminister und preussischer Ministerpräsident war er in den Staatsapparat eingestiegen, seit er 1936 auch der Beauftragte für den Vierjahresplan geworden war, konnte er sich in alles einmischen, was im Reich geschah. Ihm trug Schirach an, zu allen Bannführern der HJ zu sprechen, die 1938 in einem Reichsschulungslager in Weimar waren.

Göring pflegte seine Reden unvorbereitet aus dem Ärmel zu schütteln; sie wirkten dadurch spontaner, waren aber auch häufig sprunghaft in ihrer Gedankenführung. Diesmal predigte er den Jugendführern, sie müssten freudig ihre Wehrpflicht erfüllen und dabei vorbildlich sein für andere. Er erntete dafür nur einen ungewohnt mageren Beifall. Wieder im Hotel, fragte er Schirach nach der Ursache. Die Antwort: «Alle diese Jugendführer sind zumindest Unteroffizier und viele auch schon Offizier. Praktisch haben Sie zu Reserveoffizieren der Wehrmacht gesprochen.» Doch diese Panne tat der Bewunderung auf der einen Seite und dem Wohlwollen auf der anderen keinen Abbruch. Für Schirach blieb Göring weiterhin der Mann, der die stärkste Luftmacht der Welt geschaffen hatte, und der Jagdfliegerheld des Ersten Weltkriegs.

1936 schien es Schirach auch wichtig, mit Joachim von Ribbentrop engen Kontakt zu pflegen. Gemeinsam mit Henny war er zu einem Empfang gebeten, den dieser aufstrebende Parteigenosse und Hitler-Günstling anlässlich der Olympischen Spiele in Berlin im grossen Garten seiner Villa im vornehmen Stadtteil Dahlem gab. Solchen Aufwand konnte er sich leisten, denn er war mit einer Tochter aus der Familie der Sekt-Henckell verheiratet. Er galt als aussenpolitischer Berater Hitlers, hatte aber anfangs weder in der Partei noch im Staatsapparat ein Amt. Dem Reichsjugendführer imponierten sein Auftreten und die grosse Zahl der Gäste – mindestens 500 –, darunter Botschafter und andere diplomatische Vertreter. Durch seine im Ausland gesammelten Erfahrungen würde dieser Mann, so hoffte Schirach, dem weltunerfahrenen Hitler beibringen können, dass die heissersehten Freundschaftsgefühle bei den Engländern nicht allein schon durch den Hinweis auf eine germanische Rassengemeinschaft zu gewinnen sein würden und dass zunächst eine Menge realer Hemmnisse beseitigt werden müssten.

Ribbentrop liess sich die angebotene Freundschaft gern gefallen, solange er noch nicht im Sessel des Reichsaussenministers sass. Das Bündnis zweier Hitler-Favoriten, mit Aussicht, weitere Karrieresporen zu nehmen, schien beiden erfolgversprechend, solange sich ihre Wirkungskreise nicht überschnitten. Schirachs Erwartungen welkten jedoch, als er entdeckte, dass sein neuer Freund masslos eitel war und voller Selbstüberschätzung – Eigenschaften, die ihn umso mehr störten, als er selbst davon nicht frei war. So mokierte er sich darüber, dass der Reichsaussenminister jeweils eine Schar seiner Beamten in ihren überreich mit «Lametta» geschmückten Uniformen als Empfangsdekoration zum Bahnhof befahl, wenn er auch nur von einer Dienstreise zurückkehrte.

Dagegen störte es Ribbentrop, dass die HJ ihre eigene Aus-senpolitik betreiben wollte, indem sie ohne seine Genehmi-gung Abordnungen zu ausländischen Jugendverbänden ent-sandte oder deren Vertreter ins Reich einlud, und dass Schi-rach bei solchen Gelegenheiten sogar programmatische Red-en hielt. Durch Presseberichte wurde dann das verdienst-volle Wirken des Reichsjugendführers bei fremden Völkern gerühmt. Damit wurde er für den Reichsaussenminister zum Wilderer in fremdem Revier – mit einigem Recht, denn Schi-rach wusste, dass er nicht bis ins hohe Alter Reichsjugendfüh- rer bleiben konnte. Seit eh und je spekulierte er auf einen Botschafterposten, möglichst in einer englischsprechenden Hauptstadt, und dies war auch das Sprungbrett für Ribben-trop, ehe er Minister wurde.

Von einer anderen aufstrebenden NS-Grösse wurde Schi-rach sogar umworben, vom Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei Heinrich Himmler. Dessen Absicht war durchsichtig: Er wollte sich eine Auswahl der Hitler-Jugend als Nachwuchs für die SS sichern. Seit 1934 wurden jeweils am 9. November die Achtzehnjährigen aus Schirachs Truppe in die Partei überstellt und damit zur Anwerbung für die militanten Formationen freigegeben. Die SS wollte als Elite die erste Wahl haben. Im selben Jahr hatte Schirach, wie erwähnt, den HJ-Streifendienst eingeführt, entsprechend sei-ner Vorstellung, dass die Jugend sich ihren eigenen Staat im Staat entwickeln möge. Es wurde daraus eine Polizei ohne staatliche Legitimation und nur für junge Menschen zustän-dig, die noch nicht achtzehn waren. Da dieser Streifendienst keine Exekutivrechte besass, konnte er sich gegen Verstösse entweder nur mit ungesetzlicher Brachialgewalt durchsetzen oder indem er die Hilfe der Polizei in Anspruch nahm. Das war der Punkt, an dem Himmler den Hebel ansetzte.

Für Schirach war der Reichsführer SS in den Jahren vor 1933 eine mediokre Figur von komischer Wirkung auf dem politischen Schachbrett. Als er ihn kennenlernte, war Himmler Reichspropagandaleiter der Partei, ein zwickertragender Bürokrat, der die Versammlungsredner einteilte. Auch die zunächst zahlenmässig schwache Truppe, die sich äusserlich von der SA nur durch schwarze Mützen, verziert mit einem blechernen Minitotenkopf, und durch schwarze Breecheshosen unterschied, imponierte dem damaligen Reichsstudentenführer, der selbst die Uniform eines SA-Führers tragen durfte, nicht im Geringsten. Erst als er den SS-Führer Reinhard Heydrich kennenlernte, der gerade dabei war, mit dem SD einen Geheimdienst der Partei aufzuziehen, war bei Schirach der Eindruck entstanden, es wachse in der schwarzen Garde eine neue Kraft heran. Ihren Reichsführer betrachtete er jedoch noch immer als einen trockenen Bürokraten mit skurrilen Gewohnheiten.

An sich hätte es nahegelegen, dass sich die Formationsführer von HJ und SS gelegentlich auch privat trafen, sobald die politische Situation ihnen Urlaubstage im eigenen Heim erlaubte. Himmler hatte sein Haus am Tegernsee, Schirach das seine am Kochelsee, sie waren also nur durch etwa fünfzig Strassenkilometer getrennt. So lud denn Himmler eines schönen Sommertages das Ehepaar Schirach telefonisch zum Nachmittagskaffee mit anschliessendem Abendessen nach Gmund ein. Schirachs Eindruck vom Himmler-Haus: «Ganghofer dritter Klasse, bayrisch herzig im Stil des Andenkenkitsches.» Die Frau des Hauses bewahrte ein abweisendes Schweigen, der Ehemann «floss über von Liebenswürdigkeiten. Doch je liebenswürdiger er wurde, desto schlechter wurde er behandelt. Ich habe noch nie einen Mann erlebt, der so unter dem Pantoffel stand wie Heinrich Himmler.»

«Sie sprach ihn immer in strengem Ton an: wie im «Struwelpetern «Heinrich, sprach die Frau Mama! Er trank die ganze Zeit seines Magens wegen nur schwachen Kamillentee.» Beim Gegenbesuch ein paar Tage später begutachtete er unaufgefordert die rassischen Qualitäten der Schirach-Kinder: «Man merkt gleich die germanische Rasse, das Nordische. « Schirach wies wohl mehr zum Spass auf die Herkunft seiner Vorfahren aus der slawisch besiedelten Lausitz und aus dem Rassenschmelztiegel USA hin. Doch Himmler belehrte ihn: Er habe eine Schlange im Wappen, und dies beweise, dass einer seiner Vorfahren in frühgermanischer Zeit ein Stammesfürst gewesen sei.

Auch wenn es bei diesen beiden Treffen nur um persönliche Nichtigkeiten gegangen sein sollte-was wahrscheinlich ist-, so wurde doch die Zusammenarbeit zwischen Reichsjugendführung und den Ämtern Himmlers in den folgenden Jahren enger. Beispielsweise holte sich die SS vorzugsweise die strammen Jungmänner des HJ-Streifendienstes. Dies war eine fast zwangsläufige Folge gemeinsamer Aktionen zwischen den HJ-Sheriffs und den Polizisten. Es kam ferner zu einem Abkommen zwischen Reichsjugendführung und Reichsführer SS, geschlossen im Oktober 1938, das diese Zusammenarbeit im Einzelnen festschrieb. Es war jedoch gemäss dem Plädoyer des Schirach-Verteidigers in Nürnberg nur vereinbart worden, damit die jugendlichen Aufpasser bei ihrem Dienst keine Schwierigkeiten bekämen.

Andererseits gab es zu dieser Zeit auch Gemeinsamkeiten weniger harmloser Art. Dies verrät beispielsweise ein Rundschreiben des SD, Oberabschnitt Südwest, der seinen Sitz in Stuttgart hatte, datiert vom 15. Februar 1938. Darin wurden die nachgeordneten SD-Dienststellen zur «Zerschlagung des konfessionellen Vereinswesens» ermuntert und das beson-

dere Augenmerk auf die «Jugendarbeit der Deutschen Evangelischen Kirche» gerichtet. An der Spitze der Arbeitsanweisung steht: «Engste Fühlungnahme mit den Verbindungsstellen der HJ-Gebietsführung und der Staatspolizei.» Auch die HJ sei durch die Reichsjugendführung «auf engste Zusammenarbeit mit dem SD hingewiesen worden». Wo die evangelische Jugend ein Lager veranstalte, sei festzustellen, eventuell durch Spitzel, ob sie sich aufs Religiöse beschränke. «Leichte Freiübungen und Baden sind erlaubt. Auf sittliche Verfehlungen ist schärfstens Obacht zu geben.» Das Ziel sei «die allmähliche Vernichtung» der evangelischen Vereine. Die Anweisung wurde zur geheimen Kommandosache erklärt, ein vorangestellter Satz legte fest: «Dies ist ein Staatsgeheimnis im Sinn des § 88 RSTG Bl.»

Der SD war nicht nur der gute Freund der HJ. Seinem Parteauftrag gemäss sammelte er auch Kritisches. So erteilte Himmler die Rüge, die HJ beanspruche die Jugendlichen so sehr, dass Eltern ihre Kinder kaum mehr zu Gesicht bekämen, geschweige denn für kleine Hilfen im Haus oder in der Landwirtschaft in Anspruch nehmen könnten. Abweichend von Schirachs starken Worten gegenüber Göring, murrte man im Volk, dass ausgerechnet die HJ-Führer sich vorm gesetzlich vorgeschriebenen Arbeitsdienst (sechs Monate) drückten und dass sie sich bei der Meldung zum freiwilligen Wehrdienst zurückhielten. Sogar der Reichsjugendführer habe noch nie das «Ehrenkleid der Nation» aus der Kleiderkammer einer Kaserne empfangen. Geklagt werde im Volk auch über die Arroganz der HJ-Führer. Seit den Pimpfen gesagt würde, sie seien die «Garanten der Zukunft», würden auch sie immer aufsässiger und respektloser. Wenn man die biblische Forderung zitiere, sie müssten das Alter ehren, dann bekomme man zur Antwort, dies sei ein Judenspruch.



Mit solchem Kram gab sich Schirach nicht ab. Dafür hatte er seinen «Hartmann» (Lauterbacher) und einen aufgeblähten Apparat von Abteilungen und Sachbearbeitern. Er war hinreichend damit beschäftigt, die deutsche Jugend zu repräsentieren, zunehmend auch im Ausland. Den Balkan und den Vorderen Orient erledigte er 1937 mit einer propagandistisch aufgezogenen Reise, bei der er nacheinander die Hauptstädte Jugoslawiens, Bulgariens, Griechenlands, die Insel Rhodos, die Städte Damaskus, Bagdad und die Residenz des Schahs in Teheran besuchte. Geschickt wusste er solchen Visiten einen halboffiziellen Anstrich zu geben, indem er sich und sein Gefolge jeweils von Jugendorganisationen der besuchten Länder einladen liess; angeblich wollten sie alle aus den Erfahrungen lernen, die man in der «grössten Jugendorganisation der Welt» gesammelt hatte. Nach Italien reiste er häufig und unterzeichnete dort Abkommen mit der faschistischen Staatsjugend. Es waren im Grunde nur Willensäusserungen ohne Folgen, aber sie ergaben stets eine Nachricht in den Zeitungen und im Rundfunk. Umgekehrt besuchten dann wieder organisierte Jugendliche aus Italien, England und anderen Staaten mit viel Spektakel die HJ. Ribbentrop erboste sich: «Jetzt macht die Hitler-Jugend unsere Aussenpolitik!» Er ging deswegen zu Hitler, doch der hörte sich seine Proteste nur an und tat, wie üblich, nichts.

Die gegenseitigen Jugendbesuche – behauptete Schirach – dienten der Völkerverständigung und damit dem Frieden. Er und die gesamte HJ-Führung ahnten nichts von Hitlers Eroberungsplänen. Eingeweiht wurde ja zunächst nur die oberste Wehrmachtsführung. Indessen führte Schirach seinen Besuchern die ganze Palette seiner Jugendarbeit vor: Heimabende, Feierstunden, Lagerromantik, Jugendherbergen, Geländespiele nach Pfadfinderart, Kleinkaliberschiessen, Sport-

förderung, Gesundheitspflege, und tatsächlich gingen alle ausländischen Besucher überzeugt davon nach Hause, dass die jungen Deutschen einem Zeitalter des Friedens und des Frohsinns entgegenstrebten. Aber sangen sie denn nicht: «Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt»? Als man den Text dieses Liedes Schirach in Nürnberg belastend vorhielt, übergab er dem Gericht das Liederbuch der HJ. Der eine oder andere Junge – sagte er – möge vielleicht diese Worte gesungen haben, aber die Ankläger müssten sich sagen lassen, dass sie auf einen Hörfehler hereingefallen seien. Im Liederbuch lasen die Richter: «Heute hört uns Deutschland und morgen die ganze Welt.»

Weil die HJ auf das Ausland einen friedlichen Eindruck machte, liess Hitler wohl zu, dass sie trotz Ribbentrops Protesten weiter auf der internationalen Bühne wirkte. Hinter solchen Tarnungen konnte er seine Wehrmacht aufbauen, bis sie jeder anderen in der Welt überlegen war. Nur in einer Richtung stoppte er mit barschem Befehl Schirachs Friedensbemühungen: Enge Kontakte mit den Franzosen passten ihm nicht in den Kram. Über seine Gründe liesse sich stundenlang spekulieren ; Motive gäbe es viele, aber schwierig würde es, das Richtige zu bestimmen. Gewiss ist nur, dass ihm die Mentalität der Franzosen zuwider war. Bei Tischgesprächen machte er keinen Hehl daraus. Als er in einem der Wahlkämpfe vor der Machtergreifung in einer Massenversammlung in Kehl gesprochen hatte, sang die enthusiasmierte Menge ausser dem Deutschland- und dem Horst-Wessel-Lied auch noch den chauvinistischen Gassenhauer aus dem Ersten Weltkrieg «Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen». Er hörte es mit strahlendem Gesicht. Und obwohl er in einer späteren Rede als Kanzler auf die Provinzen Elsass und Lothringen verzichtet hatte, liess er sie nach dem Frankreichfeldzug «heimholen»

ins Reich. Schlimmer noch: Hunderttausende «Französlinge» aus diesen Gebieten wurden im Herbst 1940 auf seinen Befehl ihrer Heimat und fast ihrer ganzen Habe beraubt, indem man sie mit Handgepäck ins unbesetzte Frankreich abschoß. Der Frankreichreferent der HJ in der ersten Zeit nach der Machtübernahme liefert vielleicht eine Erklärung für dieses Verhalten: Otto Abetz, damals Zeichenlehrer in Karlsruher Schulen, später deutscher Botschafter im besiegten Frankreich, meinte, die «Parteigenossen der älteren Generation» seien in Bezug auf Frankreich eben doch «doktrinär starr festgelegt» gewesen auf die Vorstellung vom Erbfeind. Abetz war vierzehn Jahre nach Hitler geboren und deshalb auch nicht mehr Soldat im Ersten Weltkrieg geworden.

Trotzdem lag dem Frankreichreferenten der HJ viel daran, die deutschen und die französischen Frontkämpfer zusammenzubringen, nachdem Rudolf Hess solche Treffen als Mittel zur Völkerverständigung empfohlen hatte. Als Abetz im Juli 1934 mit französischen Jugendorganisationen Pläne für gemeinsame Sommerlager und Ferienfahrten besprach, holte er sich auch bei einigen Frontkämpferverbänden von jenseits des Rheins eine Zusage für ein Treffen mit ihren ehemaligen Feinden. Er berichtete darüber an die Reichsjugendführung nach München. Sein Brief kam zu Schirach, der ihn auf der Stelle an Hess weiterleitete. In dessen Amt gastierte der Sektverkäufer Joachim von Ribbentrop mit dem Auftrag, den Führer in aussenpolitischen Fragen zu beraten. Der jedoch war alles andere als begeistert von der Abetz-Initiative: Er werde dafür sorgen, dass dieser Kerl in ein KZ komme, schimpfte er. Doch als er Abetz selbst gehört und dann dessen Bericht gelesen hatte, ernannte er ihn zu seinem Frankreichreferenten. Schirach willigte ein, dass sie beide den guten Mann gemeinsam in ihren Stäben führen würden.

Dieses unbedeutende Zwischenspiel zeigt, dass sich der ehrgeizige Idealist Schirach mit dem Abstecher ins Ausland auf ein Parkett gewagt hatte, auf dem er in seiner Unbekümmertheit leicht ausgleiten konnte. In Nürnberg sagte er, er habe sich ganz besonders «bemüht um eine Verständigung mit der französischen Jugend». So sei beispielsweise seine Führerzeitschrift mindestens einmal, wahrscheinlich mehrmals in französischer Sprache erschienen. Er lud die Kinder von tausend französischen Frontkämpfern nach Deutschland ein und fuhr 1937 mit einigen tausend HJ-Führern zur Pariser Weltausstellung. In der Nähe des Ostbahnhofes, wo alle Züge aus dem Süden ankamen, wurden für die jungen Besucher aus dem Reich eigens eine Jugendherberge und eine Gaststätte geöffnet. Dieser Aufwand missfiel Hitler. Er warnte Schirach: «Sie werden mit den jungen Franzosen hier eine Enttäuschung erleben. Und wenn die deutschen Jungen Paris gesehen haben, wird ihnen Berlin nicht mehr gefallen.» Verbieten mochte er die Aktion nicht, vielleicht mit Rücksicht darauf, dass der von ihm sehr geschätzte französische Botschafter in Berlin, François Poncet, die Pläne Schirachs unterstützte und sich von ihm sogar genehmigen liess, dass sein Sohn bei der HJ Dienst machte. Selbst der französische Ministerpräsident Camille Chautemps schrieb für Schirachs Führerzeitschrift einen Beitrag, in dem er die Freundschaft zwischen den Jugendlichen beider Völker begrüßte.

Eine so enge Tuchfühlung dürfte kaum in Hitlers und Ribbentrops Pläne gepasst haben. Sie bemühten sich um ein Bündnis mit England, und dessen Strategie war seit Jahrhunderten darauf festgelegt, dass sich die europäischen Grossmächte nicht einigen durften.

Es ist denkbar, dass Schirach seine Bemühungen um die Festigung des Friedens aus ehrlicher Überzeugung unter-

nahm. Es ist jedoch gewiss, dass Hitler ihn nur gewähren liess, weil dies eines seiner Mittel war, die Welt über seine aggressiven Pläne zu täuschen. Offen ist, wann spätestens Schirach hätte merken müssen, dass auch er von seinem Führer nur benutzt wurde, um eine ungewarnte Welt mit Krieg überziehen zu können. 1937, in einer Stuttgarter Rede, triumphierte Schirach: Ausländische Jugendliche würden als Gäste in HJ-Lagern immer wieder bekennen, sie seien von der Presse ihres Landes «dreist und unverschämt» mit Berichten über deutsche Zustände belogen worden. «Wenn sie ehrliche Jugendliche sind», sagte Schirach, «gehen sie zurück in ihre Nationen (...) als Vorkämpfer der Wahrheit.»

Doch was war in diesem Fall die Wahrheit? Für Hitler war dies nur ein Wort, hinter dem er seine Lügen verstecken konnte, und Schirach hätte sicher eine ganze Menge Dinge aufzählen können, die weder deutsche noch ausländische Jugendliche erfahren durften. Dem Autor gegenüber beteuerte er, bis zum Vormittag des 1. September 1939 habe er darauf vertraut, dass ein friedliebender Hitler jeden Krieg vermeiden werde. So sei er denn auch ziemlich überrascht gewesen, als er gegen Ende August per Telegramm von einer Dienstreise durch Westfalen weg nach Berlin zu einer Reichstagsitzung beordert worden sei. «Die Spannungen hatten wir natürlich mitbekommen, aber ich war sicher, dass der Führer im letzten Moment einlenken würde. Ich dachte, er müsse sich im Klaren sein, dass er im Fall Polen nicht so verfahren könne wie im Fall Protektorat.»

Die meisten Deutschen glaubten in jenen Tagen, ihr Führer, der Frontsoldat des Ersten Weltkrieges, verwundet und gasvergiftet, der Meldegänger, der sich aus der Hölle der Westfront als Gefreiter die Eisernen Kreuze Erster und Zweiter Klasse geholt hatte, würde in Erinnerung an die Schreck-

nisse des Krieges den Frieden wahren, solange das Reich nicht von aussen angegriffen würde. Auf diese Vorstellung ging Hitler insofern ein, als er polnische Überfälle über die Grenzen hinweg erfand und vom SD simulieren liess. Doch Schirach, wenn er tatsächlich nicht mehr wusste, ob er sich bei Hitler in der Gesellschaft anständiger Menschen befand, hätte bei solchen Vorgängen befürchten müssen, dass er wiederum geblufft und belogen würde.

Musste er sich nicht daran erinnern, • dass Hitler am 20. April 1939, also an dessen fünfzigstem Geburtstag, vor einer Gratulantenabordnung der HJ gesagt hatte, er stehe jetzt auf dem Zenit seines Lebens, und er müsse deshalb in der nächsten Zeit das vollbringen, was nach ihm keiner mehr schaffe? Schirach hatte diese Andeutung offenbar richtig verstanden, denn am selben Tag gab er in Braunschweig den höchsten HJ-Funktionären bei der Eröffnung des ersten Lehrganges der Akademie für Jugendführung den Tip: «Das deutsche Volk ist zur Weltherrschaft berufen.» Sie müssten die Jugend so erziehen, dass sie eine Weltmacht repräsentieren könnte. Es komme jetzt die Zeit, «in der das deutsche Volk herrscht und arbeitet, die anderen nur arbeiten».

Wer zu wissen wünschte, was hinter den starken Worten stecken könnte, der brauchte nur auf Schirachs Befehle während der folgenden Wochen zu achten. Er verbot der HJ Mitte Juli Fahrten zum Westwall, Anfang August Reisen nach England, Frankreich, Polen, Rumänien, Griechenland und in die Türkei. Das bedeutete nicht, dass er alle diese Staaten schon als Feinde in einem Krieg sah. Er hatte «Mein Kampf» gründlich studiert; es ging jetzt um den Lebensraum im Osten, und den konnte man nur in einem Krieg gegen Polen gewinnen, erst recht, wenn man sich zuvor mit Stalin einigte. Mit den grossmäuligen Polen, die ihre Kavalleriepferde am Berliner

Landwehrkanal tränken wollten, würde es des Führers nagelneue Wehrmacht wohl aufnehmen können. Und so kam es dann auch, wenngleich Hitlers prahlende Bilanz, er habe nur achtzehn Tage gebraucht, sie zu zerschmettern, den Feldzug wahrheitswidrig um mehr als eine Woche verkürzte. Programmwidrig war dabei für Hitler und vermutlich ebenso für Schirach, dass nach dem deutschen Überfall im Morgenrauen des 1. September England sein Garantieverprechen an Polen ernst nahm und zwei Tage später gemeinsam mit Frankreich den Krieg erklärte.

Glaubt man Schirachs Erinnerungen, dann war er noch in den letzten Julitagen zuversichtlich. Das waren in jener Zeit nur wenige. Die Deutschen brachten nicht die Hurra-Stimmung der Sommertage 1914 auf, was ihnen ihr Führer ziemlich übelnahm. Doch wie hätten sie auch jubeln können, da schon etliche Tage vor Kriegsausbruch die Blockleiter der Partei mit Lebensmittelkarten vor den Wohnungstüren standen und die Hauswarte des Reichsluftschutzbundes emsig die Dachböden inspizierten. Der Kriegszustand war offenbar seit langem vorbereitet. Alarmiert durch die täglichen Meldungen über polnische Untaten, brachen Ferienreisende ihren Urlaub ab, aber wenn sie mit dem Kraftwagen unterwegs waren, bekamen sie Benzin nur nach langem Suchen, weil die Vorräte der meisten Tankstellen schon beschlagnahmt waren. Wer mit der Eisenbahn heimfahren wollte, musste sich in überfüllten Waggons einen Platz erkämpfen, viele Züge fielen aus, und andere verkehrten unregelmässig, weil die Militärtransporte Vorfahrt hatten.

Falls Schirach die Kriegsgefahr tatsächlich nicht ahnte, dann musste er alle diese Ereignisse übersehen oder ihnen keinerlei Bedeutung beigemessen haben. Als er wie die anderen Reichstagsabgeordneten gegen Ende August für zwei

Tage aus Berlin beurlaubt wurde, weil Hitler noch ein wenig finassieren wollte, mag er darin ein Anzeichen gesehen haben, dass sein Führer sich um die Versöhnung bemühte, aber dem war bekanntlich nicht so. Am 1. September 1939, früh um 5 Uhr 40, verbreiteten die Reichssender eine Proklamation Hitlers, mit der er «den Kampf um die Ehre und die Lebensrechte des wiedererstandenen deutschen Volkes» verkündete, und gegen 10 Uhr betrat er den Sitzungssaal des Reichstages in der Krolloper in einer feldgrauen statt der üblichen braunen Uniform. Dies überraschte Schirach – so erzählte er –, und er schloss daraus, dass nun der Krieg unvermeidlich geworden war. Sein Führer bestätigte es ihm, als er sagte: «Seit 5 Uhr 45 wird jetzt zurückgeschossen.» Zwei Tage später brachte der britische Botschafter die Kriegserklärung seiner Regierung ins Aussenministerium. Da Ribbentrop sie nicht entgegennehmen wollte, schob er seinen Chefdolmetscher, den Gesandten Paul Schmidt, vor, der die Note umgehend in die Reichskanzlei brachte. Nachdem er sie dort langsam übersetzend vorgelesen hatte, war Hitler minutenlang still und ebenso Ribbentrop, der am Fenster stand. Ihn fragte Hitler: «Was nun?»

Offensichtlich hatte Hitler diese Runde des Pokerspiels verloren. Das begriff Schirach schnell. Er rief nach dieser Entwicklung seine nächsten Mitarbeiter zusammen. Ihnen sagte er: «Dieser Krieg wird nicht nur ein Jahr dauern. Es werden weit mehr als sieben Jahre werden. « Als er annähernd drei Jahrzehnte später nach seiner Haft mit dem Autor sprach, erinnerte er an diese Vorhersage und meinte: «Es wird ja immer noch gekämpft!» (Er meinte den kalten Krieg.)



## Blut und Leben für des Führers Pläne

Im September 1939, nach dem beispiellosen Sieg über Polen, hatte es Hitler nicht eilig, sich über die voraussichtliche Dauer des Krieges Gedanken zu machen. Der Pokerspieler war wieder hochgestimmt; Engländer und Franzosen würden sich mit der geschaffenen Lage abfinden. In einer Rede am 19. September in Danzig bot er «dem britischen Volk ein aufrichtiges Freundschaftsbündnis» an. Die Franzosen fragte der Propagandist Goebbels: «Mourir pour Danzig?» («Sterben für Danzig?») Bei einem Appell in der Reichsjugendführung schilderte Schirach trotz allgemeiner Euphorie seinen Mitarbeitern, welche Gefahren bei einem Kriegseintritt der USA auf das deutsche Volk zukämen. Aber er war zu beschäftigt, um diese Gedanken mit Nachdruck in die Reichskanzlei zu tragen; sie waren dort ohnehin nicht willkommen.

Die HJ war mit Kriegsbeginn fast völlig zusammengebrochen, aber ihre Aufgaben waren gewachsen. Neun Zehntel der Funktionäre in der Reichsjugendführung hatten ihr braunes Hemd aus- und eine Wehrmachtsuniform angezogen. Die Situation im Reich war nicht besser, und es liess sich leicht voraussagen, dass über kurz oder lang auch noch der Rest des Führerkorps bei den Soldaten marschieren würde. Jahrelang hatten sie alle gepredigt, es gebe keine höhere Aufgabe, als fürs Vaterland ins Feld zu ziehen. Also hatten sie sich, der Führer voran, massenhaft freiwillig zum Waffendienst gemeldet und nacheinander in den letzten Jahren in Lehrgängen die handwerklichen Fertigkeiten für das Schlachtfeld erworben. Nun war die Zeit gekommen, diese Kenntnisse praktisch

anzuwenden. Nach aussen hin protzte der Reichsjugendführer mit diesem Erfolg seiner Erziehung, aber schon am 31. August, als die deutschen Regimenter im Osten und Westen ihre Stellungen gerade erst bezogen hatten, sah sich die Reichsjugendführung zu einem Rundschreiben («Geheim!») genötigt, in dem die HJ-Führer ermahnt wurden, sich nur noch freiwillig zur Wehrmacht zu melden, wenn für sie ein Stellvertreter bereitstehe. Diese Anweisung kam um Wochen oder gar Monate zu spät.

Da auch die jüngeren, noch nicht wehrpflichtigen Jahrgänge danach drängten, dem offenbar von neidischen Feinden bedrängten Vaterland zu Hilfe zu eilen, mussten nun zusätzlich auch ihre Einsätze organisiert werden. Jungen und Mädels übernahmen Hilfsdienste für die Partei, vor allem bei der NS-Volkswohlfahrt, in Verwaltungsdienststellen, bei Polizei, Feuerwehr und Post, oder sie gingen zur Kartoffelernte auf die Dörfer. Vor allem aber musste nun die vormilitärische Erziehung intensiviert werden. Sie war bisher nur schwer in Gang gekommen, weil über ihre Form seit Jahren gestritten und nicht immer mit offenem Visier gekämpft wurde.

Schirach war in den vergangenen Jahren eifern bestrebt gewesen, Eingriffe von aussen in die HJ zu vermeiden, obwohl für das Kriegshandwerk Lehrmeister gebraucht wurden. Sie waren ihm von zwei Seiten angeboten worden, und so hatte er lange zwischen der Skylla der SA und der Charybdis der Wehrmacht laviert, immer auf der Hut, damit die HJ und seine Stellung nicht von dieser oder jener Seite verschlungen würden. Hitler brauchte Soldaten, und zwar möglichst bald und möglichst viele; am 19. Januar 1939 las Schirach unvorbereitet eine Meldung im «Völkischen Beobachter», dass der Führer die siebzehn- und achtzehnjährigen Hitler-Jungen von der SA vormilitärisch ausbilden lasse. Doch dazu ist es nie

gekommen. Im Nürnberger Prozess sagte Schirach aus: «Ich befand mich damals gerade in Dresden, wo ich (...) irgendwelche moderne Körpergymnastik für Mädchen durchführen liess (...). Ich habe sofort dagegen Einspruch erhoben und habe nach meiner Rückkehr nach Berlin erreicht, dass dieser Erlass zwar nicht zurückgezogen wurde, dass er aber ausser Kraft gesetzt wurde.»

Wie es dazu kommen konnte, dass ein Hitler-Erlass sang- und klanglos in einer Schublade verschwand, darf als ein Kabinettstückchen interner NS-Fechterei gewertet werden. Die SA hatte nämlich klammheimlich ihren Vorschlag bei Hitler mit dem Argument durchgesetzt, dass Schirach im Begriff stehe, die HJ der Wehrmacht auszuliefern. Dies hätte Hitlers Grundsatz verletzt, wonach die Träger seiner Macht – in diesem Fall Wehrmacht und Partei – getrennt gehalten werden sollten, damit keine Gruppierung zu stark würde. Die Generäle durften innerhalb der HJ keine Kompetenzen bekommen. Tatsächlich hatte Schirach bis dahin insgeheim mit dem Generalobersten Wilhelm Keitel über die Wehrrüchtigung der Jugend verhandelt. Offiziere oder auch Unteroffiziere sollten die älteren Jahrgänge der HJ ausbilden, aber uneins war man sich vorläufig, wie weit deren Befehlsgewalt reichen würde. Schirach ging nicht davon ab, dass ein Gefolgschaftsführer auch dann die oberste Autorität für seine 150 Jungen bleiben müsse, wenn etwa ein Leutnant vor ihrer Front stehe. Der neuerliche Führererlass brachte die beiden Partner jedoch einander näher. In einer bis in die kleinsten Details reichenden Vorschrift wurde das Unterstellungsverhältnis geregelt, so etwa, wer wem wie eine angetretene Mannschaft zu melden hatte. Vom Druck des SA-Angebots genötigt, musste sich die Wehrmacht nun mit bescheidenen Kompetenzen begnügen; die letzte Entscheidung hatte im-

mer ein HJ-Führer. Als Schirach am 6. April 1939 eine Pressekonzferenz gab, verkündete er, die vormilitärische Erziehung habe nur durch die HJ zu erfolgen, jeweils bis zum 18. Lebensjahr, und die Wehrmacht würde dabei nur eine Hilfestellung geben.

Seine Stellung war zu eben dieser Zeit stärker als je zuvor: Am 25. März 1939 hatte Hitler seine Unterschrift unter zwei «Durchführungsverordnungen zum Gesetz über die Hitlerjugend» aus dem Jahr 1936 gesetzt. Damit wurden alle Jungen und Mädels zwischen sechzehn und achtzehn Jahren zur Jugenddienstpflicht in der HJ gezwungen – ein Dienst, der «gleichgeordnet neben Arbeitsdienst und Wehrdienst tritt». «Jugendliche können» – so heisst es in den Strafbestimmungen – «durch die zuständige Ortspolizeibehörde angehalten werden, den Pflichten» nachzukommen. Wer freiwillig zur HJ kam oder sich mindestens ein Jahr gut führte, zählte zur Stamm-HJ. Nur diese Formation galt als Gliederung der NSDAP, und nur ihre Mitglieder konnten mit dem 18. Lebensjahr beanspruchen, in die Partei aufgenommen zu werden. Von nun an gab es eine doppelte HJ; den Stamm und einen meist kleineren Teil, der nur notwendig geworden war, damit sich die jungen Männer nicht vor der Ausbildung zum Rekruten drücken konnten. Diesem Argument musste sich auch Schirach beugen, der an sich immer gegen einen Zwang zur Mitgliedschaft gewesen war.

Tatsächlich war der jugendliche Tatendrang in den ersten Kriegswochen kaum zu bremsen. Am 30. September 1939 veröffentlichte der Reichsjugendführer eine vorläufige Bilanz des HJ-Einsatzes. Über eine Million ihrer Mitglieder hatte «in der Heimat irgendeine besondere Aufgabe freiwillig und mit Begeisterung übernommen». Bei der Post, der Bahn, der Polizei und beim Luftschutz hatten die Jugendlichen Lücken

ausgefüllt, die durch Einberufungen zur Wehrmacht entstanden waren. Sie sammelten Altpapier, Altmetall, Woldecken und abgelegte Kleidung. Mädchen halfen in kinderreichen Familien, hüteten Kinder, damit deren Mütter die freigewordenen Arbeitsplätze in der Wirtschaft übernehmen konnten, halfen beim Bahnhofsdiens der NS-Volkswohlfahrt (NSV), beim Roten Kreuz. Gewissermassen in Konkurrenz zum Reichsluftschutzbund gründete die HJ eine eigene Formation der Luftschutzhelfer, die später die nachwachsenden Pimpfe und Jungmädel ausbilden sollten.

Weil von allen Seiten verkündet wurde, man müsse in der Kriegszeit die Kräfte der Nation so eng bündeln, dass jeder Verschleiss vermieden würde und dass sie immer den grössten Nutzen brächten, hielt Schirach den Augenblick für gekommen, den Streit mit dem Reichsminister Rust für sich zu entscheiden. Jeder von ihnen wollte die Jugend auf seine Art erziehen, wobei sich Schirach auf eine Parteitagsrede des Führers berufen konnte, dass die Partei dem Staat befehle und nicht umgekehrt. Rust hatte ausserdem von vornherein die schlechtere Ausgangsposition, weil es immer populär sein wird, über Schulmeister herzuziehen, und weil Jugendliche lieber durch Feld und Wald streifen, als in einem Klassenzimmer Grammatik zu büffeln. Die beiden Herren stritten dabei nicht nur um Grundsätzliches, nämlich, ob in der Schule in erster Linie Wissen oder Charakter erworben werden sollte, sondern auch um Lappalien, etwa, welche Lieder im Klassenzimmer gelehrt werden sollten, wobei Schirach sogar verbot, dass im Unterricht das von ihm verfasste Fahnenlied der HJ eingeübt würde.

Er legte schon in den ersten Kriegstagen Minen, mit denen er den bei Hitler ohnehin angeschlagenen Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung aus seinem Sessel

sprengen wollte. Er schlug Göring, der den mit Kriegsführen beschäftigten Hitler in der Innenpolitik vertrat, vor, den Sektor Erziehung der Reichsjugendführung zuzuordnen. Göring zeigte sich wohlwollend und wollte nur noch mit Goebbels darüber konferieren. Schirach bot denn auch gleich komplette Pläne an zur «Neuordnung des Schulwesens» mit einer kriegsbedingt verkürzten Schulzeit, einer Einheitsschule bis zum 13. Lebensjahr und mit HJ-Dienst an den Nachmittagen. Als Rust von dem Anschlag erfuhr, liess er bei Hitler anfragen, was er zu erwarten habe. Der aber wusste noch von nichts und wies Göring an, die Ruhe wiederherzustellen; solche Konflikte wollte er im Krieg nicht ausgetragen haben. Göring schrieb Hitler nur, Schirach habe einen Vorschlag unterbreitet, aber entschieden sei nichts. Dabei blieb es auch.

Mancherlei Enttäuschungen musste Schirach in jenen Tagen hinnehmen. Die HJ wurde bei der Ernte eingesetzt, aber seine Unterführer durften dabei kaum mitreden; die Partei legte fest, dass ihre Kreis- und Ortsgruppenleiter die Einsätze regelten. Auf der anderen Seite sammelte die hündische Jugend – trotz Verbots nicht tot – in der Illegalität neue Anhänger, ihre Gruppen waren für Jugendliche eine grosse Verlockung durch die Verschwörerromantik, durch die Meinungsfreiheit in ihren Reihen und durch die schwächere Disziplinierung. Mit der Rationalisierung der Lebensmittel, der Einführung von Bezugsscheinen und der Kleiderkarte entstand automatisch ein Tausch- und Schwarzmarkt. Erfolgreiche Hamsterfahrten auf die Dörfer wurden für Jugendliche zu einem Sport mit Nervenkitzel, weil es darauf ankam, sich durch alle Kontrollen zu mogeln. Die nächtliche totale Verdunkelung bildete für Abenteurernaturen geradezu eine Herausforderung zu harmlosen Streichen, manchmal aber auch zu mehr oder weniger kriminellen Unternehmungen. Es war

schon immer ein kindliches Heldenstück gewesen, fremde Obstbäume zu plündern, aber nun geschah es bandenweise und in so bedrohlichem Umfang, dass die Eigentümer der Gärten nur hilflos zusehen konnten. Vor allem in den Grossstädten liefen bei der Polizei Klagen über die Verwahrlosung der Jugend ein.

Wenn Schirach stolz verkündete, 95 Prozent aller Jugendlichen seien in der HJ, und die Reichsjugendführung 1939 in ihrer Kartei 8,87 Millionen Mitglieder aufführte, dann versteht es sich von selbst, dass diese Vorwürfe auch Hitler-Jungen und BDM-Mädel traf. Mit Polizeiakten aus jener Zeit lässt sich dies auch belegen. Solche Verstösse waren vielfach zugleich Protestaktionen gegen den Zwang durch die Organisation. Nicht jeder Junge der Jahrgänge 1921 bis 1923, also die Sechzehn- bis Achtzehnjährigen, war begeistert, als er von der Dienststelle des Jugendführers des Deutschen Reiches (Schirach als staatliche Funktion) am 24. Oktober 1939 zu einer «Spezialausbildung im Geländedienst und Kleinkaliberschiessen» aufgerufen wurde und dabei erfuhr, dass er sechs Monate lang jeweils am späten Samstagnachmittag und an jedem Sonntag anzutreten habe. Nach insgesamt 162 Stunden der Ausbildung und des Unterrichts in Lehrgruppen mit bis zu fünfzig Teilnehmern wurde der Junge dann geprüft, praktisch und theoretisch, in Geländekunde, Kartenlesen, Tarnung, Meldewesen, Entfernungsschätzen, Spähtruppeinsatz und Schiessen. Wer bestand, bekam den K-Schein; er berechtigte eigentlich zu nichts, aber der Buchstabe K liess sich als die erste Hälfte von «kv» deuten, und diese Abkürzung hiess bei den Militärs «kriegsverwendungsfähig».

Einerseits befriedigten solche Aufgaben den Tatendrang der sogenannten Idealisten, doch andererseits verkürzten sie

die ohnehin knappe Freizeit von Lehrlingen und Oberschülern. Wer sich widerwillig zeigte oder gar renitent, konnte vom Einheitsführer bestraft werden. Als es noch keine Jugenddienstpflicht gab, war der Ausschluss aus der HJ die härteste Strafe, aber nun war der Dienst ein Muss geworden, und mancher hätte sich gern nach Hause schicken lassen. Geblieben waren als Strafmassnahmen die Beförderungssperre und die Degradierung, der Verweis und die Verwarnung. Wer nicht begeistert für Führer und Reich mitmachte, liess sich damit nicht schrecken. Dazu mangelte es vielen Einheitsführern an Autorität und Befehlssicherheit; die erfahrenen und beliebten Einheitsführer waren vielfach von der Wehrmacht kassiert und durch jüngeren Nachwuchs ersetzt worden. Nur in Ausnahmefällen fand sich ein Siebzehnjähriger, der in der Lage war, als neugebackener Unterbannführer 600 Jugendlichen zu imponieren. In der solchermassen veränderten Situation erwies es sich, dass Schirachs Grundsatz, die Jugend regiere sich am besten selbst, seine Geltung verloren hatte.

Er und sein Stab – sie waren nahezu alle längst erwachsen und zumeist auch verheiratet – konnten ja auch nicht mehr als Jugendliche gelten. Nun setzten sie sich dafür ein, die Zügel straffer zu ziehen. Der Jugendarrest wurde eingeführt, eine «Polizeiverordnung zum Schutze der Jugend» verbot Jugendlichen das Herumtreiben auf den Strassen während der Dunkelheit, erlaubte ihnen den Besuch von öffentlichen Lokalen nur in Begleitung Erziehungsberechtigter, und wer sich rauchend oder Alkohol trinkend erwischen liess, wurde dem Einheitsführer gemeldet. Der wiederum war von oben angehalten, Verstösse gegen diese Verbote unbedingt zu ahnden. Er wurde ausserdem durch Rundschreiben daran erinnert, dass er mit Geld- oder Haftstrafen zu rechnen habe, falls er



durch mangelnde Wachsamkeit solche Verstösse ermöglichte. Der Erfolg war augenscheinlich gering. So meldete zum Beispiel Anfang April 1940 die Gauleitung Hessen-Nassau aus ihrer Metropole Frankfurt dem Amt des Reichsleiters Martin Bormann, die Polizeiverordnung zum Schutze der Jugend sei zwar von der Bevölkerung «mit grosser Befriedigung aufgenommen worden», aber «leider sind bis jetzt greifbare Auswirkungen (...) kaum feststellbar», und eine Besserung der «unhaltbaren Zustände» sei ausgeblieben. Der HJ-Streifendienst hole jeden Abend aus gewissen Lokalen dutzendweise Jugendliche heraus, «vor allem noch im Kindesalter stehende Mädchen, die sich mit Soldaten herumtreiben. (...) Ein ganz rigoroses Vorgehen seitens der Polizeibehörden (sei) unbedingt am Platze.»

Kriegszeiten sind aufgeregte Zeiten; deshalb müssen solche Anklagen vorsichtig gewertet werden. Wer schärfer hinschaut, sieht mehr. Es gibt eine amtliche Kriminalstatistik aus jenen Jahren, und sie lässt erkennen, dass die strafbaren Handlungen Jugendlicher in elf deutschen Grossstädten 1930 und 1939 nahezu gleich hoch waren. Die Anzahl der Delikte verminderte sich zwar von 1930 bis 1934 fast auf die Hälfte, stieg aber dann bis 1937 wieder auf die alte Höhe, weil sich vor allem die Sittlichkeitsdelikte häuften – selbstverständlich wurden nur die aufgedeckten gezählt, und wer die Dunkelziffer in diesem Bereich kennt, wertet die Zunahme in erster Linie als einen Erfolg der Sittenpolizei. Nie wurde der paradiesische Zustand jenseits von Gut und Böse erreicht, den sich die Erwachsenen von der Erziehung und der Fuchtel der NS-Herrschaft versprochen hatten. Es wurde auch eine Schirach-Doktrin widerlegt, wonach die Jugend eine bessere Welt schaffen würde, wenn man sie nur ungestört wirken liesse. Wer jedoch jene Jahre als Erwachsener erlebte, muss zuge-

ben, dass er zumindest ab 1933 sich privat zunehmend sicherer vor Gesetzesbrechern fühlen konnte, sogar bis zum Einmarsch der alliierten Befreier – dies um den Preis, dass die Verbrechen des Staates nicht zu zählen waren.

Was die NS-Würdenträger nervös machte, waren weniger die Zahlen als vielmehr die Motive, die hinter dem unbändigen Verhalten der jungen Menschen standen. Von der nahezu stundendeckend verplanten Jugenderziehung, beginnend beim Jungvolk und mündend in der Schulung durch die Partei, hatte sich Hitler den perfekten Nationalsozialismus, sprich Untertanen, versprochen: «Diese Jugend lernt ja nichts anderes ! » Nun aber stellte es sich heraus, dass der Drang nach persönlicher Freiheit von keiner Dressur unterdrückt werden konnte. Wird der Mensch an der kurzen Longe abgerichtet, dann neigen gerade die Jugendlichen dazu, sich aufzubäumen oder nach der Seite auszubrechen.

Dies wurde besonders deutlich, als sich im Oktober 1938 etliche Halbwüchsige vor dem 1. Senat des Volksgerichtshofes verantworten mussten, weil sie sich mit Jugendlichen in «Meuten» zusammengetan hatten. Ihr erklärter Feind war die HJ, aber da sie sich damit auch grundsätzlich gegen den Nationalsozialismus stellten und eine andere Ordnung anstrebten, war die Staatsanwaltschaft der Meinung, sie hätten sich der Vorbereitung zum Hochverrat schuldig gemacht. Unstreitig hätten sie nichts lieber erreicht als den Sturz Hitlers, aber ihre Umtriebe waren kaum mehr als ein wirkungsloser Protest gegen das strenge Regiment der NS-Obrigkeit. Einer ihrer Anführer war einmal Mitglied einer marxistischen Jugendorganisation gewesen, aber der in jenen Jahren allgemein schlechte Ruf des Marxismus veranlasste ihn und seine Anhänger, die hündische Jugend zum Vorbild zu wählen hinsichtlich der Kleidung, der Riten und der Betätigung.

Die einzelnen Meuten – mit Namen wie «Lilie», «Hunde-start», «Reeperbahn» – unternahmen Fahrten, meist mit Zielen in Sachsen, aber auch bis Flensburg. Anders als bei der HJ durften Mädchen an den Fahrten teilnehmen, und die sich bietenden Gelegenheiten zu Zärtlichkeiten waren für männliche wie weibliche Jugendliche oft ein wesentlicher Grund für ihre Beteiligung an der Meute. Ihre Anführer hielten sich für Kommunisten, obwohl sie von den Lehren des Karl Marx und des Friedrich Engels kaum blasse Ahnungen besaßen, aber damit glaubten sie, ihre Abneigung gegen die HJ besonders deutlich zu machen. Gelegentlich wurden auch Hitler-Jungen von Meute-Angehörigen verprügelt, und einer der Anführer besass immerhin drei Schusswaffen. Am Ende des Strafverfahrens wurden die Anführer zu Zuchthaus- und Gefängnisstrafen zwischen einem Jahr und fünf Jahren verurteilt.

Jugendproteste entwickelten sich auch in anderen Grossstädten, nicht gleichzeitig und auch anders orientiert. Der Regierungspräsident von Münster beklagte in den grossen Städten «Anzeichen einer zunehmenden Jugendverwahrlosung, wie überhaupt eine allgemein grössere Unruhe». Aus Dortmund meldete der Oberbürgermeister, «Jugendliche beiderlei Geschlechts trieben sich bis in die späten Nachtstunden auf den Strassen herum, verübten allerlei Unfug, führten zotige Reden und trugen Balgereien aus». In Hamburg, Frankfurt und München füllten Jugendliche allabendlich die Tanzlokale, bevorzugten die verbotenen Swing-Rhythmen und kümmerten sich nicht im Geringsten mehr um den von Schirach verordneten Zapfenstreich für HJ-Angehörige. Ihre Väter standen an der Front oder arbeiteten in der Nachtschicht eines Rüstungsbetriebes, die Mütter besaßen nicht genügend Autorität, um die Jugend im Zaum zu halten, oder

meinten, ihre Kinder sollten das Leben geniessen, ehe der Krieg sie beanspruchte oder gar umbrachte. Nachdem Schirach sein Führerkorps an den Krieg abgegeben hatte, zerstörte dieser ihm auch noch die Disziplin seiner Mannschaften in einem Mass, dass Himmler und Heydrich, Kripo, Gestapo und SD daraus die Notwendigkeit für einen Eingriff mit harter Hand in die von Schirach geforderte Jugendautonomie ableiten konnten. Von nun an gab es für jugendliche Kriminelle keine Nachsicht mehr und erst recht nicht mehr für politische Abweichler. Auch jugendlicher Leichtsinn wurde jetzt verfolgt, sobald er die Strafgesetze nur streifte. Schirachs Ermahnung zur Nachsicht fand kein Gehör.

Die für solchen Fall übliche Beschwerde beim Führer konnte Schirach jetzt kaum mehr loswerden. Nachdem die HJ dem Gros der Jugend beigebracht hatte, dass es Blut und Leben für des Führers Pläne zu opfern hatte (und im Polenfeldzug dies auch schon im Übermass getan hatte), war Schirach nicht mehr vonnöten. Gelang es ihm, in Hitlers Nähe zu kommen, dann fand er keine Gelegenheit mehr, mit Hitler allein zu reden. Gegen jugendliche Rowdies hatte Hitler nichts einzuwenden; er war selbst einer gewesen und stolz darauf (siehe «Mein Kampf»), und mit Aufrührern würden die schwarzen Staatsschützer in den KZs fertig werden. Ausserdem hatte Schirach seines noch zivilen Status wegen ein schlechtes Gewissen. Vom Oberstleutnant Rommel hatte er sich eines Tages anhören müssen, als Führer einer sich militant gebärdenden Truppe müsse er doch selbst Soldat gewesen sein, wenn er anerkannt werden wolle. Seitdem hatte er sich bei Hitler immer wieder um Urlaub von seinem HJ-Amt und um die Erlaubnis bemüht, in der Wehrmacht zu dienen. Im November 1940 erhielt er sie endlich. Er war entbehrlich geworden. Das Feuer jugendlicher Begeisterung für des Rei-

ches Grösse würde der Führer künftig selbst schüren, mit weiteren Siegen und einem genialisch schwindelnden Propagandaminister. Den Bürokratenkram in der HJ würde der zum Stellvertreter berufene Hartmann Lauterbacher wie bisher erledigen. Schirach besuchte gerade mit dem Verbindungsoffizier der Wehrmacht, einem zur HJ abgestellten Oberst, eine Truppe in Polen, in der besonders viele HJ-Führer standen, als er Ende November ein Telegramm erhielt: «Führer mit Einrücken zur Wehrmacht einverstanden.»

Zunächst einmal gab es Ärger mit Lauterbacher. Auch der fühlte sich zur Freiwilligenmeldung verpflichtet, aber Schirach hatte sie stets blockiert mit dem Argument, ihn könne er nicht entbehren, und ausserdem könne täglich die Einwilligung des Führers den eigenen Wehrdienst möglich machen. Nun sah sich sein Stellvertreter um die Chance gebracht, in absehbarer Zeit fürs Dritte Reich sein Leben einsetzen zu dürfen. Schirach konnte ihm seine Ämter stellvertretend sorglos überlassen. Er liess sich dem Infanterie-Lehrregiment in Döberitz bei Berlin zuteilen, zur Ausbildung. Allein schon der Standort war für einen Politiker mit Ambitionen günstig; zu Hitler hatte er es nicht weit. Auch mit dem Regiment wurde ihm eine besondere Gunst erwiesen, denn diese Einheit bildete normalerweise keine Rekruten aus. Schirach nutzte nun seine Beziehungen, die er sich bei den Verhandlungen mit den Militärs über die vormilitärische Ausbildung erworben hatte.

Die Frage liegt nahe, weshalb der prominente Parteigenosse seine Wehrpflicht nicht in der Waffen-SS ableistete. Sie genoss bereits einen guten Soldatenruf, weil sie sich im Polenfeldzug hervorgetan hatte, allerdings auch durch hohe Verluste, die nicht alle durch militärische Notwendigkeiten

begründet werden konnten. Möglicherweise bevorzugte er das Heer, weil sein Vater schon Offizier bei den Preussen gewesen war. Bereits bei der Einstellung in das Lehrregiment hatte ihm das Heer Entgegenkommen bewiesen, und vermutlich würde es dies auch fernerhin tun. Die Waffen-SS hingegen unterstand Heinrich Himmler, nicht im kriegerischen Einsatz, wohl aber hinsichtlich der Aufstellung der Ausbildung der Truppe, und das Verhältnis der beiden NS-Reichsleiter war zwar jetzt kameradschaftlich geworden, aber doch nie frei von Misstrauen und Eifersucht. Der Hitler-Günstling Schirach hatte sich früher den Spass geleistet, über einige Spleens des Chefs der schwarzen Garde zu witzeln, und wenn er es auch längst nicht mehr tat, so musste er doch damit rechnen, dass Himmler es nicht vergessen hatte. Er konnte auch gewiss sein, dass er als Rekrut in der Waffen-SS Höher-rangigen begegnen würde, denen er als Reichsjugendführer schon einmal auf die Zehen getreten war. Auch würden die schriftlichen Beurteilungen seiner Vorgesetzten über seine Führung und Leistungen als Soldat gewiss in die Akten des SD eingehen.

Das sind jedoch nur Mutmassungen, denen man gewiss noch andere anschliessen könnte. So etwa das Gleichnis, dass man einem Direktor von Daimler-Benz nie zumuten könne, dass er privat einen BMW fahre. Doch die eine oder andere der genannten Erwägungen dürfte bei dem Entschluss Schirachs für das Heer eine Rolle gespielt haben. Seine Erwartungen wurden gleich am Anfang erfüllt, als der Regimentskommandeur sich die Ehre gab, seinen prominenten Rekruten persönlich zu empfangen und ihm einen Gefreiten als persönlichen Ausbilder zur Verfügung zu stellen. Wer beim Kommiss zum Soldaten geschliffen wurde, kann bestätigen, dass es keineswegs angenehm sein muss, wenn sich ein Vorgesetzter

nur um einen einzigen Rekruten zu kümmern hat, aber in diesem Fall war der Unterschied vom Schützen zum Gefreiten nicht allzugross. Wenngleich Schirach in seinen Memoiren beteuert, es sei ihm auf dem Kasernenhof und im Gelände nichts erspart worden, «bis auf die sonst beim Kommiss üblichen Verbalinjurien», so darf man doch aufgrund seiner eigenen Schilderungen annehmen, dass ihm der Rekrutenalltag unbekannt blieb. So bewohnten der Gefreite und sein Rekrut gemeinsam eine Stube im ehemaligen olympischen Dorf, das nicht gerade spartanisch ausgestattet war. So erlebte er nicht das enge Zusammensein mit einer oder zwei Korporalschaften in einer Stube, das Schlafen auf zweistöckigen Holzpritschen und Strohsäcken, wie dies bei der Ausbildung der 17 «weissen», das heisst ungedienten, Jahrgänge üblich geworden war. Dies und die Schikanen, mit denen gelegentlich Vorgesetzte sich ihre Autorität bestätigen liessen, blieben ihm erspart, wie denn auch Anstrengungen über seine körperliche Leistungsfähigkeit hinaus nie von ihm gefordert wurden.

Die Ausbildung in Döberitz ging bis Mitte April 1940, also länger als vier Monate. Die übliche Schnellbleiche für Männer der weissen Jahrgänge dauerte damals in den Ersatzbataillonen selten länger als sechs Wochen, und sie wurde nur durch Spezialausbildungen – etwa zum Fernsprecher in der Infanteriekompanie oder zum Rechnungsführer – um weitere Wochen verlängert. Dann aber war die Versetzung zum aktiven Regiment, das in jenen Wochen fast nur im Westen sprungbereit liegen konnte, unvermeidlich, erst recht bei einem ROA (Reserveoffiziersanwärter), wie es Schirach war. Das Lehrregiment, das nur ausnahmsweise einen Rekruten ausbildete, versetzte ihn als Gefreiten zum Regiment «Grossdeutschland». Auch diese Beförderung war ungewöhnlich.

Ein Ersatztruppenteil konnte damals einen Soldaten frühestens nach einem halben Jahr zum Oberschützen und nach einem Jahr zum Gefreiten befördern.

Allerdings war die Ausbildung des Schützen Schirach mehrfach programmwidrig unterbrochen worden. So, als Colin Ross ihm ein Telegramm schickte: «Von Amerikareise zurück. Muss Dich dringend sprechen.» Dieser Name war in jenen Jahren nicht nur unter den Deutschen wohlbekannt. Im «Grossen Brockhaus» von 1956 wird er noch mit neun Zeilen als Reiseschriftsteller erwähnt, der 1885 in Wien geboren wurde; er «bereiste seit 1912 alle Teile der Welt, deren durch die Europäisierung ausgelöste wirtsch., soziale und polit. Verhältnisse und Probleme er in seinen Büchern und Filmen anschaulich schilderte». Jetzt hatte er gerade eine einjährige Tournee mit Vorträgen in den USA hinter sich. Die Nationalsozialisten und auch viele höhere Militärs waren auf ihn nicht gut zu sprechen. Er war im Ersten Weltkrieg Offizier in der preussischen Armee gewesen, aber bei der Revolution 1918 hatte ihn seine Einheit in den Soldatenrat gewählt. Dort hatte er dafür plädiert, die Regierung des Rates der Volksbeauftragten unter Friedrich Ebert vor den linken Radikalen zu schützen und später die Regierung des Sozialdemokraten Philipp Scheidemann zu stützen. Für die zahlreichen ehemaligen Offiziere in der NSDAP war Ross damit als Eidbrecher und Vaterlandsverräter abgestempelt. Zudem war er mit Ausländern verwandt; die Familie stammte aus Schottland, eines ihrer Mitglieder war im vergangenen Jahrhundert als Polarforscher bekanntgeworden.

Schirach hatte sich als Student für das Ross-Buch «Die Welt auf der Waage» begeistert. Es wollte die Kolonialpraxis der weissen Völker abgelöst sehen durch eine neue Form des Zusammenlebens, weil sonst eine Weltkatastrophe unver-



meidlich werde. Das war an sich keine parteikonforme Lektüre. Da ein Nationalsozialist verpflichtet war, jede weisse Haut unendlich höher einzustufen als eine farbige, brachte eine Weltherrschaft der nordischen Rasse den farbigen Völkern notwendigerweise die Sklaverei. Dass ausgerechnet der Reichsjugendführer der NSDAP mit dem Schriftsteller sympathisierte, war ein Rückfall in die romantischen Ideale der Jugendbewegung: Dieser Colin Ross war permanent auf Fahrt, und er diente damit der Verständigung, ja sogar der Freundschaft zwischen den Völkern.

Ross war bei Schirach willkommen, als er 1933 von seinem damaligen Wohnsitz in der Schweiz nach Berlin reiste, um den Reichsjugendführer aufzusuchen. Da seine Reiseberichte auch von Jugendlichen gern gelesen wurden, konnte eine lose Zusammenarbeit vielleicht für beide Teile vorteilhaft sein. Ross war noch aus einem besonderen Grund an einer Verbindung mit einer Parteiorganisation interessiert: Die Mehrzahl seiner Leser und seiner Vortragsbesucher war Deutsche, dementsprechend kamen die meisten Honorare aus dem Reich, und so schien es angesichts der aktuellen Entwicklung zweckmässig, dort einen ständigen Wohnsitz zu haben. Dem standen jedoch Bedenken entgegen: Colin Ross, angeblich ein Nachfahre des germanischen Kreuzfahrers Richard Löwenherz, hatte eine Jüdin geheiratet, ihre zwei Kinder waren nach den NS-Rasseregeln Mischlinge ersten Grades. Es gab damals die Rassengesetze noch nicht, aber es war klar, dass Juden in Deutschland nichts Gutes zu erwarten hatten. Am 1. April 1933 hatte es schon eine Boykottaktion gegen jüdische Geschäfte, vor allem gegen Einzelhändler und Warenhäuser, aber auch gegen Ärzte und Rechtsanwälte gegeben. Firmen- und Praxisschilder waren beschmiert worden, SA-Posten standen vor den Eingängen.

Das erste Gespräch verstärkte bei Schirach den Eindruck, dass er mit Ross eine gewichtige Stimme der HJ verpflichten würde. Man blieb in Verbindung, und als die Familie Schirach ihr grosses Haus in Kochel bezogen hatte, lud sie die Familie Ross für einige Zeit dorthin ein. Die Ehepaare lernten sich schätzen, und der fünfzehnjährige Sohn der Gäste wollte gleich in die HJ eintreten, liess sich aber damit vertrösten, dass ihm sein Gastgeber ein HJ-Abzeichen schenkte und ihm auch erlaubte, es öffentlich zu tragen. Um sich gegen Vorwürfe wegen artfremden Umganges zu wappnen, nahm Schirach nach einem Mittagessen in der Reichskanzlei wieder einmal seinen Führer zur Seite und trug ihm den Fall vor. Hitler sagte: «Wenn Sie für diese Leute geradestehen, dann genügt mir das. Bringen Sie mir eine Liste mit den Namen und den persönlichen Daten, und das unterschreibe ich dann.» So wurden Frau Ross und ihre Kinder durch einen Bogen Papier im Format DIN A4 Arier h. c. Nachdem Schirach diese Methode der Aufnordung einmal entdeckt hatte, benutzte er sie häufiger. Hitler verlangte nur, dass ihm die Liste heimlich übergeben würde und dass man darüber nicht rede.

Schirach und Ross trafen sich im Hotel «Kaiserhof», in dem der Rekrut Schirach im März 1940 noch immer das frühere Führerappartement gemietet hatte. Ross hatte diesmal in den USA die Überzeugung gewonnen, dass Präsident Franklin D. Roosevelt sein Land in einen Krieg gegen Deutschland, genauer: gegen Hitler, steuern werde. Die Amerikaner, sagte Ross, wollten nicht die Welt beherrschen. Sie wollten nur über sie richten. Dafür werde Roosevelt stets die Zustimmung der Nation erhalten, denn sie betrachte sich als Missionar für eine höhere Gerechtigkeit. Schirach war der Meinung, das müsse Hitler hören. Ross war zu einem Gespräch bereit, wenn ihm Schirach einen Termin beschaffe.

Am folgenden Samstag liess sich der Schütze Schirach vom Hauptfeldwebel für einen Besuch in der Reichskanzlei Ausgang geben. Im Kreis der Adjutanten Hitlers wurde er der Uniform wegen mit Hallo begrüsst. Er bekam Hitler allein in der Bibliothek zu fassen. Wenn er im Westen angreife, warnte Schirach, würden über kurz oder lang die Amerikaner als Gegner antreten. «Wir haben doch keine Konflikte mit den USA», sagte Hitler. Schirach erinnerte an den Ersten Weltkrieg. «In Fragen der Weltpolitik fühlen sich Grossbritannien und die USA immer als eine Nation.» Hitler blieb ungläubig. Er sagte unwillig: «Das ist doch Spinnerei, Herr von Schirach!» Er nannte die Namen deutschfreundlicher Amerikaner: Senator Taft, Führer der Republikanischen Partei, Ozeanflieger Charles Lindbergh und der Autoindustrielle Henry Ford würden eine solche Entwicklung verhindern. Vergeblich wies Schirach darauf hin, dass der politische Einfluss dieser Männer nicht im Geringsten an den des Präsidenten heranreiche. Hitler wischte selbstsicher alle Warnungen vom Tisch.»Er biss auf seine Fingernägel», erzählte Schirach dem Autor, «was immer ein Zeichen auf steigenden Unwillens war. Da er mich für voreingenommen halten konnte meiner amerikanischen Verwandtschaft wegen, schlug ich ihm vor, er möge sich über die USA von einem Manne berichten lassen, der jahrelang dort gelebt, praktisch die ganze Welt bereist und jetzt wieder ein Jahr lang neue Erfahrungen in jenem Land gesammelt hatte. Daraufhin war er einverstanden, Colin Ross zu empfangen und anzuhören.»

Das geschah am 12. März 1940 um die Mittagszeit. Hitler liess den Geheimrat Walter Hewel vom Auswärtigen Amt an dem Gespräch teilnehmen. Es dauerte neunzig Minuten, also ziemlich lange, und am Ende glaubte Ross, er habe Hitler überzeugt. Hewel wurde angewiesen, Ross jede nur mögli-

che Unterstützung zu geben. Anhand einer Weltkartenzeichnung sollte Ross deutlich machen, dass und wo sich die britischen und die US-Interessen überschneiden. Sein Rat ging unter anderem dahin, eine solche Karte in den USA zu verbreiten. Hitler lud Ross für den übernächsten Tag zur Mittagstafel in die Reichskanzlei ein und kündigte an, er werde ihn bald zum nächsten Gespräch bitten. Es fand nie statt. Ein paarmal liess der Reichsaussenminister den Weltreisenden ins Schloss Fuschl bei Salzburg kommen, wo Ribbentrop gelegentlich residierte, hörte ihn an, forderte ihn auf, seine Gedanken als Denkschrift abzuliefern, die dann im Auswärtigen Amt in der Ablage verschwand. Der Minister hatte wenig Lust, einen Mann jenes Genossen zu fördern, den er als künftigen Rivalen einschätzte.

Der Gefreite Schirach war noch keine Woche in der Gegend von Trier an der luxemburgischen Grenze beim Regiment «Grossdeutschland», als ihn der Oberstleutnant Graf von Schwerin in den Regimentsgefechtsstand rief. «Fahren Sie zu Hitler», sagte der Graf, «und bitten Sie ihn, dass unser Regiment Spitze wird beim Angriff auf Frankreich. Hier liegen wir im toten Winkel.» Der Gefreite tat wie befohlen und kam vom Obersten Kriegsherrn mit der Versicherung zurück, bald würde das Regiment an der Spitze eines Panzerkeils ins Feindesland rollen. Der Graf war mit dem Ergebnis dieses ersten Spähtrupps hochzufrieden, denn nun wusste er, dass Hitlers Feldzugsplan weder die luxemburgische noch die belgische Neutralität respektieren würde.

Auch zu anderen Zwecken wurde der Gefreite vom üblichen Etappendienst befreit. Zum 20. April, Hitlers Geburtstag, musste er eine Gelegenheit bekommen, seine Geburtstagsglückwünsche in der Reichskanzlei anzubringen. Dazu erlaubte ihm die Wehrmacht eine Zusammenkunft mit den

wichtigsten HJ-Führern im – wie es in der amtlichen Verlautbarung hiess – «Vorfeld des Westwalls», in Wahrheit freilich im Hotel «Porta Nigra» in Trier, dem feudalsten am Platz. Auch der Regimentskommandeur nahm teil, als Schirach über alle grossdeutschen Rundfunksender dem Führer in Berlin versicherte, es gebe auf der Welt keine treuere Jugend, keine, die selbstloser und tapferer wäre. Es seien auch diesmal die HJ-Führer traditionell «zusammengekommen, aber in Feldgrau. 95 von 100 des Führerkorps der HJ stehen unter den Fahnen der nationalsozialistischen Wehrmacht.»

Wenig später traf er sich mit seinem Stabsführer und Stellvertreter zu einem Gespräch von Mann zu Mann im selben Hotel. Es ging um die Frage, wer an Lauterbachers Stelle die HJ führen möge, wenn auch er sich ins Gefecht stürze. Schirach plädierte für Artur Axmann, sein Stellvertreter nannte andere Namen, die sich seiner Ansicht nach besser eigneten. Noch ehe Lauterbacher nach Berlin zurückgekehrt war, hörte er die Rundfunknachricht, der Führer habe ihn zum Wehrdienst freigegeben, und Axmann trete an seine Stelle. Das widersprach nicht nur dem gemeinsamen Gespräch, sondern auch einer generellen Vereinbarung in der HJ, dass jeder höhere Führer wenigstens nominell Amt und Titel behalte, bis nach dem Endsieg alles geordnet würde. Ehe Lauterbacher einrückte, besuchte ihn noch der eine oder andere Gebietsführer und forderte ihn auf, bei Rudolf Hess als oberster Parteiinstanz gegen dieses schlimme Spiel zu protestieren. Bei ihm hatte Lauterbacher einen Stein im Brett, aber die Intrige war schon gelaufen und ihr Ergebnis öffentlich verkündet. Es war nichts mehr zu ändern. Im jugendlichen Führerkorps ging jetzt jedoch das Gerücht um, Schirach sei nahegelegt worden, altershalber – er war jetzt fast 34 – die Führung einem Jüngeren zu überlassen, und er habe nur unter der

Bedingung zugestimmt, dass auch Lauterbacher ausscheide und dass Axmann künftig die HJ führe.

Anfang Mai, kurz vor Beginn der Westoffensive, rückte Lauterbacher als Rekrut bei der SS-Leibstandarte «Adolf Hitler» in Berlin-Lichtenfelde ein. Ihm erging es weniger komfortabel; wegen des übergrossen Andrangs von Freiwilligen aus der HJ musste er in einer Garage hausen, die zu einem Massenquartier umfunktioniert worden war. Auch er schrieb hinterher in seinen Erinnerungen, ihm sei bei der Ausbildung nichts geschenkt worden. In der zweiten Junihälfte, als Frankreich, Belgien und Holland schon so gut wie erobert waren, befand er sich zur abschliessenden Gefechtsausbildung auf dem Truppenübungsplatz Döberitz bei Berlin. Bei einer Balgerei flog ihm ein Stück Eisen gegen das rechte Schienbein. Daraus entwickelten sich eine Knochenmarksentzündung und eine Thrombose, sie machten den vitalen Kraftprotz aus Tirol wenigstens bis ans Kriegsende frontuntauglich. Von seinem Kameraden Schirach war der ehrgeizige, nur zwei Jahre jüngere Stabsführer fortan tief enttäuscht, weil der ihn hintergangen hatte. Er sagte es ihm auch: «Weil dieser Stil nicht meine Art ist.» Das hinderte ihn nicht, in Nürnberg als Zeuge der Verteidigung für den Angeklagten Schirach einzustehen, indem er nur Gutes über ihn und die HJ aussagte und die Ankläger im Kreuzverhör geschickt täuschte.

Mit dem Wechsel an der Spitze der HJ wurde ein Problem sichtbar, das die Jugendführer zunehmend beschäftigen musste. Sie hatten einen Beruf gewählt, den der knausrige Reichsschatzmeister der Partei nur mager honorierte, und wer nicht wie Schirach oder Lauterbacher die Diäten eines Reichstagsabgeordneten bezog, musste sich mehr nach der Decke strecken, als Amt und Rang mit ihren Repräsentation-

tionspflichten eigentlich zuließen. Keiner konnte so etwas wie ein Vermögen ansammeln, aber alle mussten sich sagen, dass sie nicht bis ins hohe Alter den Beruf eines Jugendführers ausfüllen konnten. Was dann? Nur wenige hatten eine Berufsausbildung abgeschlossen, die meisten hatten sie wie Schirach auf halbem Weg abgebrochen. Im Amt des Rudolf Hess war Martin Bormann geneigt, sie als Politische Leiter in die Parteiorganisation zu übernehmen, sie sollten wieder klein und unten anfangen. Das Amt eines Kreisleiters war das grosszügigste Angebot. Wenn nun ein neuer und jüngerer Reichsjugendführer ins Amt kam, würden wohl im Stab und unter den Gebietsführern etliche Gesichter wechseln.

## In der Gnadensonne Hitlers

Zum 1. Mai 1940 wurde der Obergebietsführer Artur Axmann, derzeit Unteroffizier bei der Infanterie im Westen und Polenveteran, auf Befehl Hitlers nach Berlin in einen unbefristeten Urlaub von der Wehrmacht entlassen. Zwei Tage später führte ihn der ebenfalls nach Berlin gereiste Gefreite Schirach in sein Amt als «Bevollmächtigter Vertreter des Jugendführers des Deutschen Reiches» ein, unterstellte ihm sozusagen kommissarisch die HJ und beauftragte ihn mit der Vertretung als Reichsleiter der NSDAP. Für den verprellten Lauterbacher gab es bei diesem Wachwechsel nur eine kühle Anerkennung für «unter besonders schwierigen Umständen geleistete Arbeit». Kaum war Schirach zur Kompanie zurückgekehrt, wurde es ernst mit dem Krieg, der bisher nur im Sitzen ausgetragen worden war. Das Regiment «Grossdeutschland» wurde bei dem entscheidenden Durchbruch bei Sedan eingesetzt. Die Wehrmacht spaltete die Kräfte der Gegner, stiess bis zur Atlantikküste durch und leitete damit deren Niederlage ein.

War der Held dieses Buches auch ein Held im Felde? Hat er mehr geleistet, als es die Pflicht von einem durchschnittlichen Gefreiten verlangte? Am 10. Mai, dem Beginn der Offensive, war er noch Gefreiter und acht Wochen später ein mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse dekoriertes Leutnant. Schiebung? Kaum, denn das schaffte selbst ein hoher Parteifunktionär im Frühsommer 1940 beim Heer nicht allein mit Protektion. In seinen Memoiren erzählt er fast nichts über seine Kriegstaten, nur dass er als Melder in der 4. Kompanie – damals bei der



motorisierten Infanterie mit schweren Maschinengewehren und mittleren Granatwerfern bewaffnet – begann, dass er als Unteroffizier einen MG-Zug führte und dann die Offizierschulterstücke bekam. Damit endete seine Soldatenkarriere.

Die Neugier ist auf die Berichte Dritter angewiesen. Da ist die Rede vom Angriff gegen die Höhen von Sedan, bei denen er sich hervorgetan habe. Ebenso beim Durchbruch durch die Weygand-Linie. Bei einem Spähtruppunternehmen sei er tagelang vermisst gewesen und habe sich dann doch zur Truppe zurückgeschlichen; als Hitler das Ausbleiben Schirachs gemeldet worden sei, habe es ziemlichen Wirbel im Hauptquartier gegeben, und Himmler sei sogar im Regimentsgefechtsstand von «Grossdeutschland» zwecks Nachforschungen erschienen und habe dort den Wiederaufgetauchten beglückwünscht. Der Autor fragte: «Waren Sie tapfer, Herr von Schirach, als Sie sich Ihr EK holten?» Die Antwort: «Sie wissen ja, wie das ist. Wenn man einen Auftrag hat, sieht man nur ihn, und dann kann man vielleicht einmal tapfer sein. Schlimmer war die Nacht zuvor, als wir im Artilleriefeuer gelegen haben.» Doch das war bereits die Erkenntnis eines Skeptikers, der weiss, dass es für heldisches Erdulden nie Orden gibt, nur fürs Handeln.

Ab 25. Juli wurde in Frankreich nicht mehr gekämpft. Beim Waffenstillstand war vereinbart worden, dass drei Fünftel des Landes von den Siegern besetzt wurden. Das Regiment «Grossdeutschland» lag in Lyon, um ein Drittel durch Verwundung oder Tod vermindert. Dorthin funkte das Oberkommando des Heeres, Baldur von Schirach habe sich sofort im Führerhauptquartier zu melden. Der so Gerufene erzählt in seinen Memoiren – die er übrigens nicht selbst schrieb, sondern die aufgrund seiner Erzählungen ein freier Mitarbeiter des Magazins «Stern» verfasste –, dass ihm niemand im

Regimentsstab habe sagen wollen, wo sich das Hauptquartier zur Zeit befinde. Deshalb habe der Stab einen roten Sportwagen englischer Herkunft aus einem Lyoner Schaufenster heraus requiriert, und damit sei er, immer vergeblich um Auskunft ersuchend, bis Berlin gefahren. Ein Hinweis auf den Absender des Befehls hätte ohne Zweifel für Aufklärung gesorgt, wenn das Regiment auch nur ein Fernschreiben oder einen verschlüsselten Funkspruch losgelassen hätte, doch möglicherweise wollte Schirach die Gelegenheit ausnutzen, siegestrunken durch das eroberte Land zu rollen und durch ein sommerliches und unbeschädigtes Reich, das auf Anordnung Hitlers zehn Tage lang des «glorreichsten Siegs aller Zeiten» wegen alle Häuser beflaggte und an sieben Tagen feierliches Glockengeläute von allen Kirchtürmen veranstaltete.

Er hätte sich zwei Drittel der Fahrt sparen können, wenn er bei Kehl über den Rhein und gleich weiter nach Osten in den Schwarzwald gefahren wäre. So aber brachte ihn eine Kuriermaschine aus der Reichshauptstadt auf einen Flugplatz in der Nähe von Freudenstadt, und mit einem geländegängigen Wagen gelangte er weiter westwärts auf den Kniebis, einen Höhenrücken über dem Rheintal, der einen weiten Ausblick auf die Vogesen bot. Verborgen zwischen dichten Nadelbäumen, lag dort «Tannenwald», eines der vorsorglich gebauten Hauptquartiere mit Betonbunkern, Baracken, Nachrichtenstation und Flakstellungen. Am 28. Juni, als der Krieg im Westen schon zu Ende war, hatte Hitler es bezogen, und am 5. Juli hat er es schon wieder verlassen. In dieser Zeit muss ihn Schirach aufgesucht haben; den genauen Tag wusste er nicht mehr zu nennen.

Es gibt von diesem Gespräch keine amtliche Aufzeichnung, kein amtliches Datum, es ist nicht einmal bei Max Domarus

erwähnt, der in vier voluminösen Bänden versucht hat, alles Tun und Lassen Hitlers ab 1932 zusammenzutragen. Theoretisch liesse sich die Tatsache, dass sich der Führer und sein Reichsjugendführer getroffen haben, sogar leugnen, wenn es nicht ein Foto gäbe: ein schmaler Höhenweg über eine waldfreie Kuppe, darauf Hitler und zu seiner Linken Schirach in der Leutnantsuniform, voraus eine SS-Ordonnanz. Mangels anderer Angaben muss sich der Historiker also auf Schirachs Bericht über den Auftrag stützen, der ihm unter freiem Himmel, etwa tausend Meter über dem Meeresspiegel, zuteil wurde.

Als er eintraf, sah er vor einem der grauschwarzen Betonklötze Ribbentrop und Hitler beisammenstehen, und weil er angeblich keine Ahnung hatte, weswegen er gerufen worden war, vermutete er, er werde (wovon er stets geträumt hatte) auf den verwaisten Posten eines Botschafters in Washington geschickt. Für diesen Fall war er entschlossen, den Auftrag abzulehnen: nicht unter Aussenminister Ribbentrop! Doch schon Hitlers zweiter Satz nach der Begrüssung belehrte ihn: «Ich brauche Sie für eine neue Aufgabe. Sie müssen als Reichsstatthalter und Gauleiter nach Wien gehen!»

Dort regierte zu dieser Stunde noch Josef Bürckel, gelernter Dorfschulmeister, den die Pfälzer Parteigenossen 1926 selbst zum Gauleiter gewählt hatten entgegen Hitlers Praxis, der solche Posten nach Gutdünken zu besetzen pflegte. Weil unter Bürckels Regie das internationalisierte Saargebiet 1936 per Volksabstimmung glanzvoll ins Reich heimgeholt worden war, hatte Hitler ihn als einen «Anschluss»-Spezialisten nach Wien geschickt und zum «Reichskommissar für die Wiedervereinigung» ernannt. Doch sosehr die Österreicher beim Einmarsch der reichsdeutschen Soldaten und bei der Rede Hitlers auf dem Wiener Heldenplatz gejubelt hatten,

sowenig waren sie mit dem einverstanden, was anschliessend alles unter der Firmierung «Anschluss» geschah. Den ersten grossen Fehler machte Bürckel selbst, indem er mit einem Stab von Pfälzern und Saarländern aus seinem Heimatgau wie ein Eroberer in ein besiegtes Land einfiel. Seine Mannen kauften die Läden leer, arisierten im Handumdrehen jüdische Firmen und besetzten Pfründe, auf die jene Österreicher Anspruch erhoben, die als Nationalsozialisten unter dem gestürzten Regime gelitten hatten.

Dies war nur einer von vielen Gründen für die Misstimmung in Wien. Zu Schirach sagte Hitler, Bürckel habe es «nicht verstanden, die Wiener für das Reich zu gewinnen». Zugegeben, dass dies vielleicht nur einem Talleyrand hätte gelingen können, dem listenreichen Staatsmann, der unter den Jakobinern der Französischen Revolution, unter Napoleon und nach dessen Sturz die politischen Fäden gezogen hatte, an denen vor mehr als einem Jahrhundert dann in Wien auch der Kongress tanzte. Die Wiener waren seit Jahrhunderten gewohnt, als Bürger einer Metropole beachtet zu werden, doch Hitler hasste diese Stadt seit seinen Elendstagen als Jüngling und rächte sich nun, indem er sie zur Provinzhauptstadt degradierte.

Als die Nazis in Österreich unter den Bundeskanzlern Dollfuss und Schuschnigg verfolgt wurden, war es in der Wiener NSDAP drunter und drüber gegangen. An die Stellen der eingesperrten oder ins Reich geflüchteten Funktionäre waren immer wieder neue Männer getreten, so dass nun aus der Illegalität heraus immer gleich mehrere mit berechtigtem Anspruch auf einen Posten hervortraten. Nur so ist es verständlich, dass ein Massenmörder und Gewissensakrobat wie Odilo Globocnik vorübergehend Gauleiter wurde – er war ein so übles Subjekt, dass ihm schliesslich nur noch Himmler

eine standesgemässe Position bieten konnte: als Direktor eines Gaskammerbetriebes mit angeschlossener Leichenverbrennung.

Um die unvermeidlichen Hahnenkämpfe der Rivalen mit harter Hand zu beenden, war der robuste Pfälzer zweifellos der richtige Mann gewesen. Zwangsläufig vergrätzte er viele Parteigenossen sowie Mitläufer, die in den Läden leere Regale antrafen, und die Katholiken, weil er die Neuheiden nicht zu bremsen verstand. Er liess die politischen Gegner der Nazis verfolgen wie auch die vielen Tschechen und Juden. Indem er die Wiener «auf die Gosch'n haute», gewann er nicht ihr Herz, das ohnehin nie so golden war, wie es die Redensart behauptet.

Wer immer jetzt an Bürckels Stelle treten musste, hatte es schwer. Er sollte den Wienern das Räsionieren abgewöhnen, das sie seit Generationen genossen, und sie dafür zum preussischen «Jawoll» erziehen. Er sollte ihren lätscherten Charme durch Berliner Schneid auf norden, sollte die «Perle» Wien, wie Hitler die Stadt beim Anschluss titulierte, so aufpolieren, dass sie wieder wie in alten Zeiten über den Balkan bis zu den Türken strahlte, aber er musste auch darauf achten, dass ihr Glanz hinter dem Feuer des Diamanten an der Spree zurückblieb, der später den Namen «Germania» tragen sollte. Damit waren Gründe für die Wahl Schirachs gegeben: Er galt als musischer Mensch, und die Wiener waren stolz auf ihren Umgang mit den Musen. Er galt als Süddeutscher, dem man die Effektivität preussischen Fleisses nur bedingt nachsagte. Er sass gern an gutbestückten Tischen, war von Adel, sogar Wiener Ursprungs, und dem Volk liess er sich gut empfehlen als jüngster und hoffnungsvollster Paladin, der möglicherweise sogar einmal Führernachfolger würde.

Also wurde am 2. August 1940 verkündet, dass der Gaulei-

ter Josef Bürckel in seine Heimat zurückgehe und dort ausser dem Gau Saarpfalz nun auch noch die Zivilverwaltung Lothringens übernehme. Zwar hatte Hitler mehrmals verkündet, er habe an Frankreich keine territorialen Forderungen, aber nun hatte sich die Gelegenheit ergeben, den Versailler Vertrag auch insofern zu korrigieren, als er die ehemaligen Reichslande Elsass und Lothringen heim ins Reich holen konnte. Es störte ihn nicht, dass in der Region um die Festung Metz die deutsche Sprache selbst als Mundart nur noch von einer Minderheit verstanden wurde und dass die Lothringer schon ab 1871 schwierige Untertanen des Kaisers gewesen waren. Er und seine Gauleiter in Metz und Strassburg würden die Widerspenstigen schon zähmen oder in die Fremde schicken. Wie in Wien zog Bürckel auch in die Metzger Präfektur mit grossem Gefolge ein, das sich ebenso einnehmend gebärdete wie jenes an der Donau. Allerdings hatte er inzwischen etliche Wiener in seinen Tross aufgenommen. Er hatte ferner aus dem Depot der Habsburger Besitztümer eine Anzahl Möbelstücke, Teppiche und Gobelins mitnehmen lassen, um damit das Parteihaus seiner Gauleitung in Neustadt auszustaffieren. Als Schirach ihn später aufforderte, die Beute nach Wien zurückzuliefern, musste er an Hitler schreiben, ehe Bürckel überhaupt reagierte.

Am selben 2. August wurde bekanntgegeben, dass der Obergebietsführer Artur Axmann zum Reichsjugendführer der NSDAP und zum Jugendführer des Deutschen Reiches ernannt worden sei. Er übernahm damit Schirachs Funktionen – mit einer für Hitler typischen Einschränkung: Schirach wurde «unter Belassung in seiner Stellung als Reichsleiter für die Jugenderziehung der NSDAP mit der Inspektion der gesamten Hitler-Jugend auch für den staatlichen Bereich beauftragt». In allen Zeitungen war zu lesen, der Führer habe

Schirachs unermüdlichen Einsatz und grossen Erfolg anerkannt, als er ihm in einem Handschreiben vom 10. August 1940 schrieb: «Da es Ihre Bitte war, erst nach Beendigung des Kampfes im Westen aus Ihrem Regiment ausscheiden zu dürfen, übernehmen Sie nunmehr heute Ihr neues Amt. Mein Vertrauen in die Ihnen gestellte soziale und kulturpolitische Aufgabe entspringt der Würdigung der einmaligen Leistung, die Sie schon als Schöpfer und Leiter der Jugendbewegung im Deutschen Reich vollbracht haben. Ihr Name wird mit diesem Werk für alle Zeit verbunden sein. Sie sind mir deshalb auch in der Zukunft in Ihrer Eigenschaft als Reichsleiter nach wie vor für die Deutsche Jugendbewegung ausschliesslich verantwortlich.»

So war dafür gesorgt, dass es Axmann nicht zu wohl wurde. Der mit Schirachs Hilfe auf ein Abstellgleis rangierte Hartmann Lauterbacher brauchte auch nicht lange untätig zu bleiben. Bei seinem Abgang von der HJ war er vom Amt des Rudolf Hess mit dem Rang eines stellvertretenden Gauleiters aufgefangen worden – ein Rang, mit dem der Hess-Stabsleiter Martin Bormann seine Nachwuchskräfte bei der Stange hielt. Als Lauterbacher jedoch befürchtete, er werde ebenfalls nach Wien gehen und weiterhin unter Schirach wirken müssen, überraschte ihn Hess bei einer Gauleitertagung mit der Nachricht, dass er künftig dem Gau Südhannover-Braunschweig als Gauleiter vorstehen werde.

Ganze zwanzig Minuten hatte sich Hitler auf dem Kniebis Zeit genommen, seinen Wiener Satrapen in das Amt einzuweisen. Auf kulturellem Gebiet – so gab Schirach den Inhalt dieser Anweisungen gekürzt wieder – seien «Schwierigkeiten entstanden». Theater, Bibliotheken seien besser zu betreuen, und die Arbeiterschaft dürfe nicht wie bisher vernachlässigt werden. Die zugewanderten Tschechen würden auf die

Dauer von Himmler und Heydrich evakuiert, und ebenso würden die jüdischen Einwohner ausgesiedelt. Schirach fand gerade noch Zeit, darum zu bitten, dass ihm in der Kulturpolitik niemand dreinreden dürfe, womit er in erster Linie auf Goebbels zielte. Hitler stimmte zu, aber (so Schirach im Nürnberger Prozess) «er hat dieses Versprechen später nicht eingehalten».

Im Nürnberger Gerichtssaal sagte er auch, Wien sei «bei Weitem das schwierigste Problem» gewesen, «das wir unter den Gauen hatten». Er nannte als Gründe «eine grosse Ernüchterung» der Österreicher, dann die Einführung des deutschen Verwaltungssystems, obwohl das österreichische besser gewesen sei, ferner eine aggressive Haltung der Partei gegenüber der katholischen Kirche; bei Demonstrationen war zum Beispiel das Innere von Erzbischof Kardinal Theodor Innitzers Palais beschädigt worden. Von dem allem habe er «erst nach meiner Beauftragung durch andere Personen erfahren. (...) Ich wurde unterrichtet, dass, wenn man in der Strassenbahn norddeutschen Dialekt sprach, die Wiener zum Teil eine unfreundliche Haltung (...) einzunehmen begannen.» Dieser hier etwas vereinfacht wiedergegebene Satz besagt im Grunde nur, dass damals die Reichsdeutschen in Wien «Piefke» genannt wurden, eine Wortschöpfung, die schon phonetisch Verachtung gegenüber Emporkömmlingen ausdrückt und eindeutig auf die Arroganz der Menschen aus der Reichshauptstadt zielte.

Schirachs Verteidiger in Nürnberg, Dr. Fritz Sauter, nutzte selbstredend jede Nuance, die seinen Mandanten entlasten konnte, so, wie es seine Pflicht war. So versuchte er den Nürnberger Richtern zu suggerieren, Hitler habe Schirach «als Reichsjugendführer ohne Angabe von Gründen abgesetzt, anscheinend weil er ihm nicht mehr traute». Hitler habe



gefürchtet, dass die deutsche Jugend nicht mehr hinter ihm, sondern nur noch hinter Schirach stehe. Nur dies sei der Grund gewesen, «warum er im Sommer 1940 Schirach plötzlich ohne jedes Wort der Aufklärung (...) auf den besonders schwierigen Posten eines Gauleiters nach Wien sandte».

Doch so war es nicht. Nach wie vor wärmte sich Schirach in der Gnadensonne seines Führers. Ein Gauleiter war schon etwas im Dritten Reich, war der Statthalter eines Nero und konnte jeden unbequemen Prediger in seinem Gau kreuzigen lassen, solange er damit nicht die Kreise seines Herrschers störte. Der Gauleiter von Wien bedeutete sehr viel mehr als etwa derjenige von Hannover oder Stuttgart; er herrschte über die zweitgrösste Stadt eines Reiches, das seine Kräfte auf den Osten und Südosten Europas konzentrieren und dabei der alten Metropole an der Donau Aufgaben zuweisen würde, die sie schon einmal jahrhundertlang für das Heilige Römische Reich Deutscher Nation wahrgenommen hatte. In der inoffiziellen Rangordnung der Gauleiter lagen nur zwei vor Schirach: Joseph Goebbels, der Berlin für Hitler erobert hatte, und Adolf Wagner, Herr im Traditionsgau München-Oberbayern und damit der «Hauptstadt der Bewegung». Sich erinnernd, sah Schirach in seiner Berufung freilich keine Auszeichnung. Hitler habe Bürckels Leistungen viel geringer eingeschätzt, als sie tatsächlich gewesen seien, und habe endlos nach einem Ersatz gesucht. «Zu meinem Unglück ist die Wahl auf mich gefallen», sagte er dem Autor.

Tatsächlich aber war er in jenen Tagen glücklich und zufrieden. Die neue Aufgabe schien ihm seiner würdig, umso mehr, als die Prominenten von Behörden und Partei in Wien alles taten, um dem neuen Herrn zu gefallen. Er möge in der Hofburg Quartier nehmen, boten sie ihm an, in jenem Komplex von repräsentativen Bauten, der sowohl die Ringstrassen

schmückt als auch jenem alten Teil der Metropole vorsteht, der sich in einem Halbkreis an das Ufer der Donau anlehnt. Er winkte ab; er sei kein Kaiser. Dann wenigstens im Schwarzenberg-Palais. Auch Hitler wünschte, er möge dort einziehen, aber Henny war dagegen: «Dann können wir doch gleich in einem Museum wohnen.» Die Stadt hat viele Palais, und man bot sie ihm der Reihe nach an. Er zog ein Hotel oberhalb der Stadt vor. Als Bürckel seine Dienstwohnung, eine Villa auf der Hohen Warte, räumte, zog er dort ein, des grossen Gartens wegen, an den sich ein Park des Rothschild-Palais anschloss. Besonders gefiel ihm, dass das Speisezimmer nicht für mehr als für zwölf Stühle Platz bot, so dass er von der Notwendigkeit befreit war, privat zahlreiche Gäste einzuladen.

Seinen Amtssitz wählte er repräsentativ am Ballhausplatz im grossen Saal, wo der Wiener Kongress vor über einem Jahrhundert getagt und wo der Fürst Metternich erfolgreiche Politik gemacht hatte. Er sagte, er brauche den Riesenraum, weil er während seiner vierzehnstündigen Arbeitszeit immer wieder Bewegung nötig habe und beim Diktieren marschieren müsse. Der Verdacht liegt jedoch nahe, dass er damit Hitler in der Neuen Reichskanzlei und Mussolini im Palazzo Venetia kopierte: Beide verordneten ihren Besuchern eine lange Anmarschstrecke zu ihrem Schreibtisch und verunsicherten sie damit. Schliesslich, als Henriette und die Kinder – es waren inzwischen drei geworden – nach Wien kamen, richteten sie die Dienstwohnung des Oberbürgermeisters für ihre Zwecke ein. Das Amt des Stadtoberhauptes brachte Schirach nicht nur Unterkunft und Titel; er liess sich auch die Akten kommunaler Angelegenheiten vorlegen und nahm an Ratssitzungen teil. Dem Autor gegenüber meinte er stolz: «Ich habe die Probleme einer grossen Stadt kennengelernt,

von der Wasserversorgung bis zur Pensionierung der Strassenfeger. Als Chef einer Gemeindeverwaltung war ich wohl gar nicht so schlecht.»

Angesichts so vielfältiger und dazu neuer Aufgaben hätte er ein Breitbandgenie sein müssen, um alle Schwierigkeiten zu meistern. Sosehr sein Wirkungsbereich in der Breite gewachsen war, soviel hatte er an Tiefe verloren. «Es ist doch ein Unterschied», gestand er, «ob man in der Zentrale des Reiches eine Riesenorganisation leitet oder einen Reichsgau übernimmt. Politisch war ich in Wien ausmanövriert. Dort sass man weit vom Schuss.» Anfangs gab es wohl noch eine Weisung, dass sich die anderen beiden österreichischen Gauleiter an Schirachs Tun orientieren sollten. Deswegen trafen sich die drei Regionalfürsten von Zeit zu Zeit; ausserdem war der Gau Wien eine Enklave im Gau Niederdonau. Dessen Chef, Gauleiter Dr. Hugo Jury, war nicht bereit, sich dem Anspruch Schirachs, Primus inter pares zu sein, zu beugen. Mit dem Tadel, in Wien mache man zuviel in Kultur, und dazu sei erst Zeit nach dem Sieg, traf Jury später auf ein offenes Ohr bei Martin Bormann in der Parteikanzlei. Mit dem Gauleiter von Oberdonau, Sitz Linz, verstand sich Wiens neuer Herrscher eher; August Eigruber fand sich besser damit ab, dass Schirach eine Zeitlang ebenso Reichsverteidigungskommissar für Oberdonau wie für Niederdonau war. Jury dagegen sah darin eine Bevormundung. An sich war Krems seine Gauhauptstadt, nicht ganz fünfzig Kilometer donauaufwärts von Wien entfernt, aber er hatte sich schon unter Bürckel in der Hauptstadt einen Amtssitz gesucht und zögerte seinen Umzug immer wieder hinaus. Als Schirach einmal in diesem Drei-Männer-Kollegium anregte, die ostmährischen Gauleiter sollten sich dann und wann treffen, erfuhr Bormann von diesem Vorschlag. Weil Hitler nicht nur

jede Gruppenbildung unter seinen Herzögen verhindern, sondern auch die Unterschiede zwischen «Altreich» und «Ostmark» möglichst schnell getilgt haben wollte, erreichte es Bormann, dass Schirachs Befugnisse auf den Gau Wien beschränkt wurden und dass ein Gebot erging, wonach sich mehr als drei Gauleiter nur zusammensetzen durften, wenn ihr Treffen zuvor vom Führer genehmigt worden war.

Als Schirach in Wien einzog, war ihm Martin Bormann, die graue Eminenz von Hess und Hitler, scheinbar noch gewogen. Gesprächsweise erwähnte der Neu-Wiener einmal, dass der Umzug nach Wien, die Einrichtung einer grossen Wohnung und die Repräsentation seiner Ämter seine finanziellen Möglichkeiten überstiegen, und schon bot ihm Bormann ein grosszügiges Darlehen an – Geld, über das dieser als Verwalter von Hitlers Privateinnahmen und von dessen Spendenkasse verfügen konnte. Doch in der Folgezeit würde es sich zeigen, dass der alte Kamerad aus Weimar nur freundlich blieb, solange die Gunst Hitlers dauerte. Als sich ein Umschwung abzeichnete, setzten auch schon Bormanns Intrigen ein – seine späte Rache, weil seine Bemühungen um Freundschaft vor einem Jahrzehnt von dem damals in der Partei bereits arrivierten Schirach nicht erwidert worden waren.

Während der beiden ersten Jahre seines Wirkens in Wien blieb er jedoch bei Hitler noch Persona grata. Zwar führte ihn der Führer nicht, wie gewünscht, höchstpersönlich in das neue Amt ein; den Abschied von Bürckel und den Einstand seines Nachfolgers musste Hess zelebrieren – mit einer langweiligen, vom Blatt gelesenen Rede, wie Schirach bemängelte. Obgleich Hess und Bormann für alle Gauleiter so etwas wie die unmittelbaren Vorgesetzten waren, versuchte er doch an ihnen vorbeizumanövrieren, indem er sich darauf berief, der Führer habe ihm einige Aufträge besonders ans Herz

gelegt: Er musste die ziemlich abgesunkene Zustimmung für Führer und Reich aufbessern, vor allem bei den Arbeitern, und er sollte die kulturelle Bedeutung der Stadt aufpolieren, nachdem sein Vorgänger dafür wenig Zeit und Interesse gehabt hatte. Besonders hinsichtlich dieses Auftrages hatte er sich von Hitler zusichern lassen, dass ihm niemand dreinreden dürfe. Dasselbe galt für Jugendfragen. Hitlers Anweisung dazu lautete: «Sie bleiben mir als Reichsleiter verantwortlich für die Reichsführung der Jugend, behalten Ihr Büro in der Reichskanzlei, und Sie müssen oft nach Berlin kommen.» Noch bequemer war ein Treffen auf dem Berghof über Berchtesgaden, und dorthin waren die Eheleute Schirach auch jetzt noch häufig eingeladen.

Vor einem Auftrag drückte sich Schirach durch List. Er sollte den Rasen auf dem Heldenplatz vor der neuen Hofburg durch Granitplatten überdecken lassen. Hier hatte Hitler Mitte März 1938 vom Balkon herab zu einer riesigen Menge gesprochen und Stürme des Jubels ausgelöst, aber nachträglich musste ihm wohl eingefallen sein, dass der weiche Untergrund ungeeignet für eine Massenkundgebung sein könnte, falls es regnete, und dass marschierende Kolonnen dann einen kläglichen Anblick bieten würden. Der Statthalter fand den Platz jedoch schöner, wie er war, und auch aus historischen Gründen wollte er nichts verändern. Also tat er zunächst einmal nichts, liess sich dann ein paarmal mahnen und erfand jedesmal Ausreden für die Verzögerung, bis es ihm schliesslich die allgemeine Knappheit an Material und Arbeitskräften erlaubte, das Aktenbündel mit dem Vermerk «WnK» (Wiedervorlage nach dem Krieg) in die Ablage zu schicken.

Im Führerhauptquartier erwartete man von ihm ein glanzvolles Auftreten, damit die Wiener sich wieder in einer

Hauptstadt wählten. Um diese Pflicht drückte er sich nie; er und Henny genossen den Glanz mit viel Vergnügen. Für solche Auftritte stand ihm die Hofburg mit ihrer kaiserlichen Pracht zur Verfügung. Die Gäste kamen gern, auch wenn das Interieur ihnen Überbleibsel des höfischen Zeremoniells aufnötigte. Dabei konnte Schirach seine aussenpolitischen Ambitionen pflegen; es gab in der Stadt zahlreiche Konsulate, Relikte aus Österreichs Selbständigkeit, besetzt mit Berufsdiplomaten, die zwar keine hohe Politik mehr treiben durften, aber in diesen Räumen wenigstens so tun konnten, als ob. Dass sie sich dabei über Gebühr aufwerteten, kam der Absicht des Gastgebers entgegen.

Selbstverständlich war Schirachs Alltag nicht nur mit grossen Auftritten, Galadiners und Kundgebungen ausgefüllt. Anfang Oktober 1940 wurde er wieder einmal nach Berlin beordert. Es hatte sich erwiesen, dass der Luftmarschall Hermann Göring den Mund zu voll genommen hatte mit seiner Prahlerei, er wolle Meier heissen, wenn es feindlichen Bombern gelänge, deutsche Städte anzugreifen. Am 29. August 1940 hatten britische Kampfflugzeuge Bomben auf das Berliner Wohnviertel am Görlitzer Bahnhof geworfen, acht Menschen wurden getötet und 28 verletzt. Zuvor schon waren die Berliner häufig durch nächtlichen Alarm in die Luftschutzbunker und in die Keller ihrer Häuser gejagt worden, und über den Städten des Industriegebiets von Rhein und Ruhr erschienen die feindlichen Maschinen noch häufiger. Bisher waren die Zahl der Opfer und die Schäden noch gering geblieben, aber die Parteidienststellen meldeten, viele Eltern seien besorgt und empört, weil ihre Kinder um den notwendigen Schlaf gebracht würden. Der Angriff auf Berlin hatte Hitler sogar veranlasst, seinen Sommeraufenthalt auf dem Berghof abzubrechen und in die Reichskanzlei zurückzukeh-

ren. Am 4. September hatte er sich dann in seiner traditionell fälligen Rede zur Eröffnung des Winterhilfswerks zu der Drohung verstiegen, als Vergeltung werde er die englischen Städte «ausradieren». Offenbar war er jedoch nicht sicher, dass er damit die Feinde abschrecken würde, denn nun beauftragte er Schirach, Millionen von Kindern aus luftgefährdeten Gebieten in sichere Landstriche zu bringen.

Eine solche Aktion zu planen, in Gang zu bringen, durchzuhalten und – wie es sich als notwendig erwies – im Umfang auch noch zu steigern erforderte eine weitgespannte Organisation und zugleich an allen Ecken und Enden den Mut zum Improvisieren. Schirach und sein Stab aus HJ und BDM wären damit überfordert gewesen, hätten nicht andere mitgewirkt: die NS-Volkswohlfahrt (NSV) mit ihrer eingespielten Mannschaft, der NS-Lehrerbund und die Parteidienststellen in den luftbedrohten und in den gastgebenden Gebieten, angetrieben vom Druck der Verhältnisse. Die NSV hatte gleich nach der Machtergreifung damit begonnen, erholungsbedürftige Kinder aus den proletarischen Vierteln der Grossstädte während der Schulferien auf dem Land unterzubringen. Sie war 1934 bereits auf eine halbe Million kleine Gäste gekommen, aber damit hatte sie nur übernommen und ausgedehnt, was die Sozialdemokraten und die Kommunisten schon zuvor begonnen hatten. Nun aber nahm die Aktion ungleich grössere Dimensionen an. Die Kinder sollten mindestens ein halbes Jahr von zu Hause wegbleiben. In Frage kamen die Sechs- bis Vierzehnjährigen. Die Teilnahme war so freiwillig wie manches andere im Dritten Reich: Konnten Eltern sich in luftbedrohten Grossstädten nicht dazu entschliessen, ihr Kind wegzugeben, so wurden sie am Ende umgestimmt, wenn erst der Blockleiter bei ihnen vorsprach, wenn ihr Kind wünschte, von Schul- und Spielfreunden nicht

getrennt zu werden, und schliesslich wurde der Bombenkrieg immer bedrohlicher.

Zuflucht fanden die Kinder in ländlichen Landstrichen fern von der Industrie, in Schleswig-Holstein und Österreich, auch in den eroberten Ostgebieten, in Böhmen und Mähren, in der Slowakei, in Südtirol, in Ungarn und in Dänemark. Sie und ihre Betreuer wurden in Jugendherbergen, Schullandheimen, stillgelegten Gaststätten, HJ-Heimen, Vereinshäusern untergebracht. Betreut wurden sie von wenigen erwachsenen Hilfskräften, diese wurden unterstützt von den im Gesundheitsdienst ausgebildeten Jungen und Mädchen. Ein Lagermannschaftsführer stand jedem der Lager vor. Jedes Lager verfügte über einen Arzt, meist war es ein in der Gegend ansässiger, es gab ausserdem 55 eigens zu diesem Dienst verpflichtete Mediziner. Ein Gesundheitsbericht der Reichsjugendführung meldete, dass für die Kinder 5'000 Betten in Krankenhäusern und Krankenrevieren bereitstünden und dass während der Wintermonate als Ergänzung zu der an Gemüse armen Nahrung zwei Millionen Vitamintabletten verteilt worden seien. Einzelne Kinder hätten bereits um fünfzehn Kilo Gewicht zugenommen. Den ganzen Spass, Transport, Unterkunft und Verpflegung, gab es umsonst, der Reichsschatzmeister der NSDAP bezahlte alles.

So rosig, wie es in den Berichten steht, war die Situation keineswegs. Schon der überstürzte Start führte zu chaotischen Verhältnissen. Da kam etwa ein Transport aus Westdeutschland nach langer, ermüdender Fahrt im engen Waggon im schlesischen Bergland an und musste dort feststellen, dass die Unterkunft in der Baude bereits von einem Berliner Trupp belegt war. Da gab es an einem Platz anfänglich zu wenig Woldecken, da waren die Kochkessel viel zu klein, da funktionierten die sanitären Anlagen mangelhaft, oder da



entdeckte man, dass die Küchenmannschaft Lebensmittel verschob. Anders als das intuitive Entwerfen und das Formulieren einer Idee war das detaillierte Organisieren nie Schirachs Stärke gewesen; er musste sich dabei auf einen weitverzweigten und keineswegs homogenen Stab von Mitarbeitern stützen, deren Fähigkeiten konnte er im Einzelnen nicht abschätzen, da sie zum Teil aus anderen NS-Organisationen kamen. So wurden die Sechs- bis Zehnjährigen ausschliesslich durch die NS-Volkswohlfahrt betreut, die Zehn- bis Vierzehnjährigen durch die HJ oder den BDM und alle zusammen in den Unterrichtsstunden durch den NS-Lehrerbund.

Als Schirach den Auftrag zu dieser Aktion bekam, griff er aus besonderem Grund gleich mit beiden Händen zu. In der Kinderlandverschickung sah er die Möglichkeit, Millionen junger Menschen in eine Erziehung zu lenken, wie er sie im Waldschulheim Bad Berka genossen hatte. Die Enttäuschung war unvermeidlich, aus mehreren Gründen. Ein Grund war, dass er für den Schulunterricht die Lehrer nehmen musste, die er bekommen konnte. Wehrpflichtige holte die Wehrmacht; er musste froh sein um jeden Pensionär, der sich freiwillig zu diesem Dienst meldete. Andere waren kränklich oder körperlich geschädigt. Mancher war den Strapazen einer Ganztagschule, in der er Lehrer und Erzieher sein sollte, gesundheitlich nicht gewachsen. So kam es zu Übergriffen von Lehrern und Schülern. Es wurde daraufhin eine Lagerordnung eingeführt, die körperliche Züchtigungen ebenso verbot wie etwa Ehrverletzungen oder Essensentzug. Doch solche Schwierigkeiten achtete Schirach gering angesichts des Sieges, den er mit der Einrichtung solcher Lager über den Reichserziehungsminister Rust davontrug. Dessen Lehrpläne, Schulordnungen, Pädagogikvorschriften galten in den Lagern nicht. Mit einemmal bestimmte die HJ die gesamte Erziehung der

Jungen, wenigstens in den Lagern. Schirach hatte sein Ziel erreicht, wenn auch zunächst nur in beschränktem Umfang. Der Schulmann Rust gab auf, denn Schirach konnte ihm, wenn er gegen die Abkehr von der Lernschule protestierte, stets Hitlers Standpunkt entgegenhalten: «Unterricht ist jetzt nebensächlich; Hauptsache ist die Erhaltung der Nervenkraft der Jugend und die Erhaltung des Lebens.»

Auch die Eltern waren jetzt bei der Erziehung weitgehend ausgeschaltet. Zwar wurden die Kinder angehalten, regelmäßig nach Hause zu schreiben, aber sehr eifrig waren sie dabei nicht – wen wundert es? Elternbesuche im Lager wurden gerade noch geduldet. Wie die HJ solche Vorhaben schon im Keim erstickte, zeigt folgende Glosse aus einem HJ-Blatt: «Denken Sie, liebe Frau Kommerzienrat aus Berlin-Dahlem, einmal daran, dass, wenn es Ihnen möglich ist, Ihr Evchen in einem solchen Kinderkurort an den Hängen der Weissen Karpathen zu besuchen, Sie zwar sich und Ihrem Kinde einige glückliche Stunden bereiten, aber im Herzen der Hilde und Hanna aus Berlin-Moabit ein schmerzliches Gefühl und eine gewisse Bitterkeit und Traurigkeit aufkommen lassen, (...) da die Mütter dieser beiden Mädchen vielleicht in einem Rüstungsbetrieb einer wahrhaft nationalsozialistischen Pflicht an der inneren Front nachkommen und ihre Väter vielleicht irgendwo gegen England im Einsatz stehen. Ihr Besuch, liebe Frau Kommerzienrat, dürfte daher in der Summe weniger Freude als Leid auslösen, und daher überlassen Sie Ihr Töchterchen auch in vollem Vertrauen unserer Gemeinschaft.» Private Reisen waren ohnehin unerwünscht, denn «Räder müssen rollen für den Sieg» las man an Lokomotiven. Kinderheimweh und Muttersehnsucht waren unzeitgemäß.

Schirachs Utopie vom Jugendstaat scheiterte bei der Kin-

derlandverschickung, weil deren Konzept weltfremd war. Und vor allem, weil der Feldherr Adolf Hitler zu viele Fehler machte. Schirachs Vorhaben konnte existieren, solange die Fronten expandierten. Als die Schlacht von Stalingrad verloren wurde, war Schluss damit. In dem Masse, wie die Wehrmacht Stellungen aufgeben musste, waren die Kinder gezwungen, Lager zu räumen. Wie am Anfang kam es auch am Ende der Aktion zu vielerlei Pannen, sie waren umso schlimmer, als die Räumungen sich manchmal unter Zeitdruck abspielten, weil der Feind die Front der Deutschen durchbrochen hatte und sich schnell Jugendlagern näherte.

In dem männlich betonten NS-Staat wurde, wenn über die HJ berichtet wurde, vorwiegend der Einsatz der Jungen propagandistisch gefeiert; die Leistungen der Mädchen wurden, obwohl erstaunlicher und oft effektiver, als selbstverständlich hingegenommen. Von heute rückschauend, wird auch übersehen, dass der BDM ein Bestandteil der HJ war und dass er geführt wurde von einer Reichsreferentin, die dem Reichsjugendführer unmittelbar unterstand. Es war dies ab 1937 die Psychologin Dr. Jutta Rüdiger, die über den NS-Studentenbund zu Schirach und in die Reichsjugendführung kam, nachdem sie eine Doktorarbeit über die Psychologie der Kinder verfasst hatte. Bald nach dem Polenfeldzug legte sie einen Schwerpunkt ihrer Arbeit auf eine Aktion, die sie BDM-Osteinsatz nannte. Bei ihm zeigte sich nach ihrer Ansicht, «was Jugend zu leisten vermag, wenn sie gefordert wird». Gegenstand dieser Mühen waren jene Volksdeutschen, die vorwiegend aus Balkanstaaten und den besetzten Gebieten der Sowjetunion umgesiedelt wurden in die bisher polnischen Landstriche um Posen, also den Warthegau, um Danzig und in annektierten Gebieten, die nun zu Ostpreussen und Oberschlesien gehören sollten.

Sobald die «Beutedeutschen» (wie sie damals etwas abfällig bezeichnet wurden) zu ihrem künftigen Wohnsitz in Marsch gesetzt wurden, mussten dort die bisherigen Bewohner als «Artfremde» Heimat, Haus und allen Besitz verlassen. Sie wurden nach Osten abgeschoben. Doch auch ihre Nachfolger hatten es schwer; sie mussten in völlig fremder Umgebung eine Existenz aufbauen, noch dazu unter der Aufsicht einer Obrigkeit, die mit ihren Anforderungen von den Leistungsnormen einer hochzivilisierten Gesellschaft und Wirtschaft ausging. Viele dieser Umsiedler kamen aus östlich-primitiven Verhältnissen, manche sprachen kaum deutsch; sie waren nach ihrem «rassischen Erscheinungsbild» oder nach ihrem Familiennamen der Ehre eines Reichsbürgers gewürdigt worden. Sie mussten vieles erst lernen, was sie für ihre Existenz brauchten, angefangen vom Lesen und Schreiben bis zu den für ihr Ackerland zweckmässigen Methoden der Bewirtschaftung. BDM-Führerinnen, die sich freiwillig zum Osteinsatz meldeten, sollten ihnen dabei helfen.

Zum Teil vergleichbar mit den jugendlichen Entwicklungshelfern unserer Tage, mögen auch damals Tatendrang, idealistische Hilfsbereitschaft und Abenteuerlust die Mädchen bewogen haben, sich um diesen Dienst zu bewerben. Wesentlicher aber war ein von der HJ anezogenes patriotisches Pflichtgefühl. Jedes dieser Mädels sah sich in einem fremden Dorf vor die unterschiedlichsten Aufgaben gestellt. Sie hätten Alleskönner sein müssen: Kindergärtnerinnen, Lehrerinnen, Krankenschwestern, Hebammen, NS-Propagandistinnen, Rednerinnen bei Hochzeiten und Begräbnissen, Rechtsberaterinnen, Veranstalterinnen von Erntedank- und Weihnachtsfeiern. Das alles und noch mehr bei einem Durchschnittsalter von weniger als achtzehn Jahren. Die meisten hatten nur Volksschulbildung und waren in einem Dreimo-

natskurs auf diese Anforderungen vorbereitet worden, zwangsläufig nur lückenhaft. So waren Fehler unvermeidlich, und oft konnte sie nur der gute Wille entschuldigen. Die HJ nahm die Pleiten mit jugendlicher Unbekümmertheit hin; sie wusste, dass sie mit dieser Hilfsaktion talmi für echt verkaufte, aber niemand hatte Besseres zu bieten. Die weichende Front der Soldaten im Osten machte dann ohnehin alle Mühen sinnlos.

Jutta Rüdiger klagte, Schirach sei von seiner Arbeit in Wien so stark beansprucht worden, dass er für den BDM und die Kinderlandverschickung keine Zeit gehabt habe. Dem entspricht auch seine Nürnberger Aussage: Er habe Hitler über die Kinderaktion nur zweimal berichten können, nämlich 1940, als die Verschickung angelaufen war, und 1941, «als die Verschickung ein grosses Ausmass angenommen hatte». Wäre ihm Gelegenheit zu einem späteren Bericht gegeben worden, dann hätte er eigentlich gestehen müssen, dass er nichts und seine Mitarbeiter alles geleistet hatten. Jutta Rüdiger musste dieselben Erfahrungen machen, die den Stabsleiter Hartmann Lauterbacher schon manchmal empört hatten: War bei Schirach der Schwung der ersten Begeisterung erst einmal ausgelaufen und hatte die systematische Arbeit begonnen, dann schwanden sein Interesse und sein Eifer rasch.

## «Der kurzlebigste Ruhm ist der lauteste»

Welcher Art waren die Arbeiten, die Schirach der Jugend so völlig entzogen? In Nürnberg sagte er: «Der Schwerpunkt meiner Tätigkeit lag in der Sozialarbeit und in der Kulturarbeit.» Dazu muss gesagt werden, dass sich die wirtschaftliche Situation der Österreicher nach dem sogenannten Anschluss schon unter Bürckels Regentschaft schnell besserte. Rapid sank die Zahl der Arbeitslosen, und die sozialen Verbesserungen, mit denen das NS-Regime schon den deutschen Arbeiter bestochen hatte, galten bald auch in den österreichischen Gauen. Allerdings kamen die Volksgenossen der Ostmark kaum noch dazu, diese Veränderungen zu geniessen, denn bald wurde ihnen zugemutet, auf Butter zugunsten von Kanonen zu verzichten – so ein Appell Görings –, und als dann gar Hitler seinen Krieg vom Zaun brach, zwang die Rationierung der Lebensmittel die Wiener ebenso wie alle Grossstädter im Reich, den Gürtel enger zu schnallen. Die Preussen mochten sich daran erinnern, dass sich ihr Staat in Jahrhunderten grossgehungert hatte, aber von dieser Parole hielt man nichts im lebenslustigen Süden. Zwar hatten die Wiener nun ein ziemlich gesichertes und auch wachsendes Einkommen, aber sie konnten dafür nicht kaufen, was ihr Herz begehrte.

Insofern waren Schirachs Sozialarbeit Grenzen gesetzt. Das Soziale war nur im geringsten Masse Sache eines Gauleiters; diese Politik wurde in Berlin gemacht. Der Parteioberste in Wien konnte sich nur örtlicher Probleme annehmen im Rahmen der Vorschriften, die aus dem Norden kamen. Von Armeleuteproblemen hatte der Sohn einer adeligen Familie

ohnehin keine Ahnung. Sein Gauleiterkollege und Amtsnachbar Jury denunzierte ihn denn auch einmal schriftlich bei Bormann mit dem Urteil, Schirach vermöge «aus seiner ganzen Herkunft und aus seinem Wesen heraus nicht, den deutschen Arbeiter zu verstehen, ebensowenig wie der deutsche Arbeiter Schirach versteht». Demgemäss behandle Schirach auch seine Mitarbeiter «wie ein regierender Fürst seine Minister oder Ministerialräte».

Eines der besonderen Wiener Probleme war der Mangel an wohlfeilen Wohnungen. In der Millionenstadt war dies ein schon fast chronisches Übel. Jahrzehntlang war zuwenig gebaut worden, und wenn die Sozialisten nicht ihre Wohnblocks in den Vorstädten errichtet hätten, wäre die Not noch grösser geworden. Obwohl es jetzt im Krieg an Arbeitskräften und Material fehlte, plädierte Schirach bei Hitler für Neubauten. Er wurde selbstverständlich abgewiesen. Wieder einmal zeigte sich, dass Hitler wenig für die Wiener übrig hatte. Er vertröstete den Gauleiter: Wenn erst alle Juden in den Osten abgeschoben seien, gebe es genug Wohnungen.

In Wien lebten seit eh und je viele Juden. Zum Habsburgerreich gehörte ehemals auch die Provinz Galizien, in der Millionen Juden wohnten, sowohl in den grossen Städten Lemberg, Krakau und Przemysl wie auch in einer Masse von Dörfern und Städtchen. Viele von ihnen hatten versucht, in der Hauptstadt des Kaiserreiches ihr Glück zu machen, und manchem Stadtviertel Wiens, wie etwa der Josephstadt, hatten die Zugewanderten das Gesicht gegeben. Gestapo und SD hatten schon im Juni 1938, also lange vor Schirachs Herrschaft, eine jüdische Auswanderungsstelle in Wien eingerichtet unter dem SS-Führer Adolf Eichmann und versucht, mit Schikanen den unerwünschten Mitmenschen Beine bei der Auswanderung zu machen. Um den zahlreichen aus dem

Reich zugezogenen Beamten und Parteifunktionären Wohnraum zu verschaffen, wurden kurzerhand Wohnungen von Juden beschlagnahmt, möglichst mit Mobiliar; die obdachlos Gewordenen wurden als Zwangsuntermieter in Villen und grossen Wohnungen von anderen Juden eingewiesen.

Die Dienststelle Eichmanns hatte die Aufgabe, die Auswanderung von Juden auf scheinbar legale Art zu forcieren, indem sie die Formalitäten aller beteiligten Ämter an einer Stelle zusammenfasste, so dass Wartezeiten und Laufereien vermieden werden konnten. Zugleich konnte das NS-Regime die Juden bei dieser Gelegenheit so schröpfen, dass sie verarmt in ihrer neuen Heimat ankamen. Nach Eichmanns Schätzung dürften bis zum Amtsantritt Schirachs weit über hunderttausend jüdische Einwohner die Stadt verlassen haben; darunter auch ein Transport von etwa tausend Handwerkern, die den Auftrag hatten, irgendwo in Polen ein Arbeitslager aufzubauen, die wahrscheinlich jedoch von einem Einsatzkommando ermordet wurden.

Es mag dahingestellt bleiben, ob Schirach bei seinem Amtsantritt von diesen Vorgängen unterrichtet war, aber die Existenz der Dienststelle Eichmanns, des Judenreferenten der Gestapo, kann ihm auf die Dauer nicht entgangen sein. Als er dann im Nürnberger Prozess 1946 vortrug, die Evakuierung der Juden aus Wien sei auf Hitlers Befehl hin erfolgt, erläuterte er auch, weshalb er diese Abwanderung gefördert habe. «Unter dem Eindruck der Ereignisse der Novembertage 1938 – er meinte die sogenannte Reichskristallnacht – sei er zur Überzeugung gekommen, «es sei besser für die jüdische Bevölkerung, in einem geschlossenen Siedlungsgebiet untergebracht zu werden, als von Zeit zu Zeit der Goebbelsschen Propaganda zur Zielscheibe zu dienen». In den Rahmen dieser Aussage passt es, dass er am 2. Oktober 1940 in einer



abendlichen Gesprächsrunde bei Hitler (laut Nürnberger Protokoll) sagte, er habe noch über 50'000 Juden in Wien, die Dr. Frank ihm abnehmen müsse. Gemeint war der «Polen-Frank», genauer, der Generalgouverneur Dr. Hans Frank, ursprünglich ein Münchener Rechtsanwalt und zu dieser Zeit noch Leiter des Reichsrechtsamts der NSDAP und damit Reichsleiter wie Schirach. In Franks Generalgouvernement lagen ausser vielen Gettos auch die Vernichtungslager, in denen Eichmanns Judentranspöorte verschwanden.

«Der Gedanke an eine Aussiedlung der jüdischen Bevölkerung» sei ihm, behauptete Schirach in Nürnberg, «erst bekannt geworden im August 1940, als ich mich wegen der Übernahme des Reichsgaues Wien bei ihm meldete» – bei Hitler nämlich. Er habe aber «die Durchführung dieser Aktion nicht in Händen gehabt» und wisse deshalb auch nicht, «wie viele Juden yvegtransportiert worden sind». Er habe dann anlässlich eines Vortrages über die Kinderlandverschickung Hitler gefragt, «wie denn diese Juden beschäftigt werden, und er hat mir gesagt, entsprechend ihren Berufen». Ob der ehemalige Reichsjugendführer, nun Gauleiter und nach wie vor Reichsleiter der NSDAP, bis zu diesem Zeitpunkt so ahnungslos geblieben war? Seinem Amt wurden beispielsweise von der Gestapo-Zentrale regelmässig Berichte geschickt über Judenaktionen und so auch die Mitteilung, dass Wiener Juden in das Gebiet zwischen Riga und Minsk gefahren worden seien. Nicht gesagt wurde allerdings, dass sie dort von Einsatzkommandos in ihren Massengräbern erschossen und verscharrt wurden. Kein Nürnberger Ankläger konnte Schirach nachweisen, dass er diese Berichte gelesen oder dass einer seiner Mitarbeiter ihm darüber referiert hatte. Alle Hinweise auf die «Endlösung der Judenfrage» blieben in der Wiener Reichsstatthalterei in den unteren Instanzen hängen,

kein Dokument dieser Art war mit Schirachs Paraphe abgezeichnet als Beweis, dass er es gelesen hatte, und auf keinem wurde vermerkt, dass ihn jemand über den Inhalt unterrichtet hatte.

Ein Zufall? Oder Absicht? Wenn ja, wessen Absicht? Und mit welchem Ziel? Liess der Reichsstatthalter Baldur von Schirach solche Drecksarbeiten grundsätzlich von Untergebenen verrichten, weil er seine Finger und sein Gewissen sauberhalten wollte? Oder gab es eine geheime Anweisung von ganz oben, man möge den Parteipoeten und Künstler, der schon gegen den Pogrom vom 9. November 1938 protestiert hatte, von solchen schmutzigen, aber eben doch notwendigen Arbeiten dispensieren?

Die Praktiken der Endlösung wurden von Eichmann in Wien entwickelt, bereits zu Bürckels Zeiten hatte er damit begonnen, und die mordende Bürokratie der SS funktionierte in Wien auch nach seiner Versetzung unter seinen Gehilfen, den SS-Führern Rolf Günther und Alois Brunner, weiter. Schirach sagte, er habe nicht einmal ihre Namen gekannt. Immerhin wird er den Brief gelesen haben, den ihm der Reichsminister und Chef der Reichskanzlei Dr. Hans Lammer am 3. Dezember 1940 aus Berlin unter dem Rubrum «Geheim» geschrieben hatte. «Auf einen von Ihnen erstatteten Bericht», heisst es darin, habe «der Führer entschieden, dass die in dem Reichsgau Wien noch wohnhaften 60'000 Juden beschleunigt (...) wegen der in Wien herrschenden Wohnungsnot ins Generalgouvernement abgeschoben werden sollen». Zwei Wochen später wurden die Polizeinstanzen unter Berufung auf diesen Brief vom Reichsstatthalter in Wien (genauer: von seinem Sachbearbeiter) angewiesen, «die Abschiebung der Juden aus Wien (...) Anfang des nächsten Jahres (...) in Angriff» zu nehmen. Mochte es sich auch um

Nichtchristen handeln, so sollten sie doch das Weihnachtsfest und den Jahreswechsel noch in der eigenen Familie und in der eigenen Wohnung verbringen dürfen.

Man kann es Schirach abnehmen, dass er sich mit den Juden in Wien weniger beschäftigte, als es nach Himmlers Ansicht seine Pflicht gewesen wäre. Er liess den Dingen ihren Lauf – das war für die Betroffenen schlimm genug. Auch die Arbeit auf dem sozialen Sektor kann ihn, wie schon beschrieben, nicht sonderlich in Anspruch genommen haben. So blieb denn für die Kulturarbeit viel Zeit, und ihr widmete er sich mit besonderer Liebe, weil er sich – wie Hitler – gleichermaßen zum Künstler wie zum Politiker berufen fühlte. Seiner Herkunft gemäss, beschäftigte er sich viel mit den Wiener Theatern. Am liebsten jedoch mit den Stücken, die er selbst inszenieren und in denen er auch noch eine Hauptrolle spielen durfte.

Die erste Gelegenheit zu einem grossen Auftritt verschaffte ihm Hitler, als er am 28. August 1940 auf dem Obersalzberg dem italienischen Aussenminister Graf Galeazzo Ciano klar machte, dass im Südosten Europas einiges besser geordnet werden müsse, damit er auch künftig mit regelmässigen Öllieferungen aus rumänischen Quellen rechnen könne. Es müsse vermieden werden, dass die Ungarn gegen die Rumänen in den Krieg zögen. Cianos deutscher Kollege Ribbentrop hatte schon alles vorbereitet. In Wien sollte innerhalb von zwei Tagen der Streit geschlichtet werden, der schon so gefährliche Formen angenommen hatte.

So gesehen, blieben Schirach kaum 48 Stunden zur Vorbereitung der Konferenz; man kann allerdings annehmen, dass er schon vorher einen Wink bekommen hatte. Er verfügte nämlich bereits zu Beginn der Konferenz über einen eigens angeheuerten Funktionär, den er als Chef des Protokolls

titulierte. Es war ein Angestellter des Auswärtigen Amtes, ein gebürtiger Wiener. Schirach hatte ihn anlässlich seiner Reise in die Slowakei kennengelernt und als Mitarbeiter abgeworben, weil der junge Mann (26) bereits ein paarmal in der Protokollabteilung mitgewirkt hatte. Fritz Wieshofer wurde dem Reichsstatthalter in Wien vom Auswärtigen Amt zunächst nur «ausgeliehen», er trug dort die Uniform eines Legationssekretärs, die schlichteste der Ribbentrop-Gardisten. Als nun nacheinander die Delegationen der osteuropäischen Staaten und Italiens auf den verschiedenen Bahnhöfen eintrafen, stand Schirach jedesmal an den Geleisen, wenn es galt, einen Minister zu begrüßen. Dabei schien ihm der simple Anzug seines protokollarischen Handlungers unter der eigenen Würde zu sein. Sein Freund, Dr. Robert Ley, Reichsorganisationsleiter der NSDAP, schaffte Abhilfe, indem er Wieshofer zum Reichsamtsleiter ernannte, so dass Schirach dessen Uniform nur noch mit den silberglänzenden Adjutantenschnüren (genannt Affenschaukel) zu verzieren brauchte, um durch den Aufzug seines Begleiters den eigenen hohen Rang sichtbar zu machen.

Erwartungsgemäss protestierte Ribbentrop nicht nur gegen den Missbrauch seines Mannes, sondern auch, weil nur ihm ein Protokollchef zustehe. Er argwöhnte ohnehin, Schirach wolle ihn aus dem Aussenministerium kippen. Zusätzlich musste er sich auch noch darüber ärgern, dass Schirach und Ciano dicke Freundschaft mimten, diese beiden echten Adligen, während er doch sein «von» nur aus einer Adoption ableiten konnte. Doch solche Emotionen des ehrensüchtigen Aussenministers nahm eigentlich kaum noch jemand ernst. Als er Wieshofer entliess, lachte dieser sich ins Fäustchen: «Im Auswärtigen Amt bin ich einer von vielen, bei Schirach bin ich der einzige Protokollfachmann.» Doch den Ansprüchen

seines Arbeitgebers genügte er auf die Dauer wohl nicht ganz. In Schirachs Auftrag fragte er die Gräfin Melanie Khevenhüller, aus hochgradigem Habsburger Hofadel, ob sie, die von frühester Jugend alle Formen feudaler Feierlichkeiten durchgestanden hatte, nicht dem Reichsstatthalter in Wien als Beraterin für die diffizilsten Protokollfragen zur Verfügung stehen wolle. Aber aus diesem Engagement wurde nichts; Bormann erfuhr davon und fragte bei Schirach an, weshalb er Leute engagiere, die «als Gegner des Nationalsozialismus hoch- und landesverräterische Beziehungen» unterhielten.

Beim Wiener Schiedsspruch am 30. August 1940 wurde im Palais Belvedere, dem herrlichen Barockschloss des Prinzen Eugen, Rumänien gezwungen, den Ungarn einen grossen Teil Siebenbürgens abzutreten. Der Reichsstatthalter Wiens spielte bei diesem Staatsakt nur die untergeordnete Rolle eines Gastwirts, der die Lokalitäten zur Verfügung stellt. Nur bei den Festivitäten und den An- und Abreisen der Delegationen durfte er repräsentieren. Dafür konnte Schirach wenig später bei der Osteuropamesse wieder als Hauptperson glänzen. Er war gleich mehrfach engagiert: als Vertreter des deutschen Staatsoberhauptes, als gastgebender Gauleiter, als Oberbürgermeister und als Präsident der Südosteuropa-Gesellschaft. Gemäss der Tradition beteiligten sich an dieser Messe alle Staaten, deren Wirtschaftsbeziehungen mit Westeuropa durch das Wiener Becken verliefen, und wie üblich schickten sie Delegationen, meist mit einem Minister an der Spitze. Aus Berlin war Reichswirtschaftsminister Dr. Walter Funk gekommen. So boten sich Schirach laufend Gelegenheiten zu öffentlichen Auftritten, Begrüssungen, Vorträgen, Verabschiedungen, und er war sehr darauf aus, dass dies alles nach den strengen Regeln des Protokolls geschehe. Den Prominentesten gab Schirach ein Essen in der Hofburg; ser-

viert wurde von Dienern in der Livree der Habsburger Lakaien, und auch das Porzellan und das Tischbesteck stammten aus dem kaiserlichen Fundus.

Schirach kam mit seiner Tischrede gewiss gezielt den Anschauungen seiner Gäste entgegen, als er Kaiserin Maria Theresia und ihren Sohn, Kaiser Joseph II., wegen ihrer Verdienste für den Südosten Europas und Deutschland pries. Damit erregte er Unwillen bei einem Zuhörer aus preussischem Adel, bei Ulrich von Hassell, vor wenigen Jahren noch deutscher Botschafter beim Papst und jetzt Abgesandter des Mitteleuropäischen Handelstages. Der Ex-Diplomat behauptete in seinen Erinnerungen, Schirach habe «die Falschheit auf dem Gesicht» gestanden, er habe sich zwar gewandt und liebenswürdig benommen, aber zeitweise sei dann doch der grossspurige Parteibonze durchgekommen. Nur eine «Zauberflöten»-Aufführung in der Staatsoper fand Gnade vor Ulrich von Hassell. Bereits beim nachfolgenden Empfang im Rathaus missfiel ihm dann wieder, dass «Schirach mit der Tochter des ‚Reichstrunkenboldes‘ Hoffmann als Souverän» auftrat, «mit schnürbedecktem, die Namen der Gäste flüsterndem» Wieshofer. Solche Kritik entsprang wohl auch dem grundsätzlichen Widerwillen gegen braune Färbung – eine Ablehnung, die den preussischen Edelmann und Schwiegersohn des Grossadmirals von Tirpitz in die Kreise des Widerstands und nach dem 20. Juli 1944 zur Hinrichtung führte.

Einen geradezu spektakulären Auftrag bekam Schirach am 10. Dezember 1940 um fünf Uhr in der Frühe. Laut Henny, die sich stets ein loses Mundwerk leistete, telefonierte Hitler um diese Zeit, «weil er nicht schlafen konnte, herumging des nachts und sich dabei die seltsamsten Sachen ausdachte». Er habe gesagt: «Ich brauche ein Geschenk für Paris. Sie haben

in der Kapuzinergruft den Sarg stehen mit dem König von Rom, Napoleons Sohn.» Dieser Tote solle nun auf die feierlichste Art in die Hauptstadt Frankreichs geschafft und dort im Invalidendom an der Seite seines grossen Vaters beigesetzt werden. Er war in die Wiener Gruft gekommen, weil ihn seine Mutter, die zweite Frau Napoleons I., die Habsburgerin Marie Louise, nach der Verbannung seines Vaters in ihr Vaterhaus mitgenommen hatte. Dort ernannte man ihn zum Herzog von Reichstadt, einer böhmischen Herrschaft, und ihm wurde nichts vorenthalten, was zum Leben eines Prinzen gehörte. Dennoch – und böse Zungen behaupteten: gerade deswegen – war er mit 21 Jahren auf Schloss Schönbrunn an der Schwindsucht gestorben.

Mit diesem Toten als Köder wollte Hitler die Sympathien der Franzosen und ihres Staatschefs, des greisen Marschalls Philippe Pétain, angeln. In Wien musste Schirach eiligst einen feierlichen pompe funèbres inszenieren. Der Bronzesarg wurde blumenbeladen auf eine Geschützlafette gesetzt (obwohl der Jüngling nie Soldat gewesen war) und mit militärischem Geleit durch die Strassen Wiens zum Westbahnhof gefahren. Doch dieser Aufwand lohnte sich ebensowenig wie die Zeremonien bei der Überführung des Sarges vom Pariser Gare de l'Est zum Invalidendom. Die Franzosen reagierten gegenüber den Besatzern ebenso misstrauisch wie ihr Marschall; er blieb in seiner Residenz Vichy in der unbesetzten Zone Frankreichs, weil er befürchtete, Hitler werde seine Reise nach Paris benutzen, um ihn kidnappen zu lassen. Die Wiener trugen den Verlust der historischen Reliquie mit Fassung; einen wesentlichen Teil des Toten hatte Hitler bei seiner Geschenkaktion vergessen. Das Herz des jungen Mannes war seinerzeit, wie bei Einbalsamierungen von Angehörigen des Kaiserhauses üblich, in eine Urne gesteckt und zu

den Herzen der anderen Habsburger in die Gruft der Augustinerkirche gestellt worden.

Ein weit kostbareres Relikt aus Österreichs Vergangenheit wurde für Schirach bedeutsamer: das Chorherrenstift Klosterneuburg, ein imponierender Gebäudekomplex aus historisch wertvollen Bauten, ein riesiger Grundbesitz, nördlich von Wien, nur durch den Kahlenberg davon getrennt. Bis 1939 hatten das Stift des Augustinerordens und die Stadt Klosterneuburg noch zum Gau Niederdonau gehört, aber weil der Klosterbesitz ohnehin noch in die Wiener Vorstädte hereinreichte, hatte der Gauleiter Bürckel seinerzeit durchgesetzt, dass Stadt und Kloster in die Grossstadt eingemeindet wurden. Als nun am 13. Januar 1941 in der Gauleitung ein streng vertrauliches Rundschreiben Martin Bormanns («an alle Gauleiter») aus dem Fernschreiber rasselte, das die Enteignung klösterlichen Grundbesitzes nahelegte, geriet das Chorherrenstift ins Visier. Bormann hatte auch gleich versichert, erfahrungsgemäss zeige «die Bevölkerung keinerlei Unwillen, (...) wenn Klöster einer allgemein geeignet erscheinenden Verwendung zugeführt» würden, etwa als Krankenhäuser, Erholungsheime oder Adolf-Hitler-Schulen.

Was nun zu tun sei, besprach Schirach mit seinem stellvertretenden Gauleiter, der ihm die Parteigeschäfte führte. Der HJ-Gebietsführer musste schriftlich verkünden, «dass Wien die Möglichkeit» hätte, eine der wenigen Adolf-Hitler-Schulen zu erhalten, und dass man sich mit der Bewerbung beeilen müsse, weil Hamburg sich auch darum bemühe. Alle Beteiligten waren sich einig, dass «wohl am besten das Stift Klosterneuburg infolge seiner Grösse und in der Nähe von Sportplätzen» geeignet sei. An den Regierungspräsidenten, der Schirachs Staatsgeschäfte besorgte, schrieb der stellvertretende Gauleiter, Schirach lege «grössten Wert darauf, dass gerade



in dieser Frage Wien zum Zuge kommt», und er wünsche «rascheste Durchführung». Das geschraubte Amtsdeutsch verbirgt nur schlecht, dass die Aktion schon beschlossen war, denn Schirach entschied als Chef der Adolf-Hitler-Schulen über den Standort, als Reichsstatthalter forderte er den Regierungspräsidenten zum staatlichen Eingreifen auf, und als Gauleiter trieb er seinen stellvertretenden Gauleiter zum Handeln. Der Regierungspräsident forderte von der Geheimen Staatspolizei noch am Tag der Besprechung einen Bericht über das Kloster an. Dort lag das vielseitigenlange Schriftstück bereits vor, so dass es am folgenden Tag abgeliefert werden konnte. Darin wurde detailliert aufgezählt, welche Übeltaten den Padres des Stiftes zur Last gelegt wurden. Der Prälat des Stiftes war wegen unsozialen Verhaltens mehrfach aufgefallen. Einer der Chorherren pflegte seine Messen bevorzugt so zu legen, dass sie sich zeitlich mit dem Dienst bei der HJ überschneiden. Gegen einen anderen lief ein Verfahren wegen Vorbereitung zum Hochverrat, weil er als Führer einer «Freiheitsbewegung Österreich» eine Restauration der Habsburger Monarchie vorbereitet hatte. Ein Geistlicher aus dem Stift sass im Kerker, weil er weinbeschwingt in einem Wirtshaus behauptet hatte, alle Nationalsozialisten seien Trottel. Mehrere Kirchendiener, Ministranten und Klosterbrüder waren wegen homosexueller Verfehlungen eingesperrt. Zum Stift gehörte auch ein Verlag, dessen Veröffentlichungen «wiederholt wegen staatsabträglichen Inhalts, insbesondere wegen Verherrlichung des Judentums», beschlagnahmt worden seien.

Der Regierungspräsident, zugleich ein ranghöher SS-Führer, fackelte nicht lange. Er sandte dem Abt des Chorherrenstiftes einen Bescheid, wonach sein Domizil beschlagnahmt sei. Das Sündenregister war wohl zu dürftig, um eine solche

Massnahme zu rechtfertigen, so dass er seine Verfügung auf das «Gesetz über die Unterbringung öffentlicher Dienststellen» stützen musste. Nur «die rein kirchlichen Zwecken dienenden Räume» blieben von der Beschlagnahme ausgenommen. Begründet wurde sie damit, dass «die herangezogenen Grundstücke (...) nicht genügend ausgenützt und (...) zu den Kultur- und Verwaltungsaufgaben des Stiftes nicht benötigt» würden, indessen andererseits «ein dringender Bedarf zur Heranziehung der angeforderten Liegenschaften für die Errichtung einer Adolf-Hitler-Schule» bestehe. Damit waren die Chorherren zwar nicht ihres Besitzes beraubt, wohl aber weitgehend daraus vertrieben. Wer immer dort einziehen würde, brauchte nicht einmal Miete zu zahlen. In dem Bescheid heisst es: «Die festgesetzte Vergütung erscheint angemessen.» Sie bestand darin, dass die Gemeindeverwaltung Wien die «Betriebskosten, Steuern und Abgaben» für die Immobilien tragen und für deren Instandhaltung sorgen musste.

Die Adolf-Hitler-Schule wurde im Stift nie eröffnet. Schirach behauptete im Nürnberger Prozess, er habe diesen Plan «nur flüchtig erwogen», mit seinem stellvertretenden Gauleiter «auch wohl erörtert, aber vollständig fallen gelassen». Warum? Gelegentlich meinte er, die Bevölkerung hätte es gewiss unwillig aufgenommen, wenn an der Stelle frommer Christen Heiden im Braunhemd im Kloster zu Hause gewesen wären. Nun sollten die Bauten der Öffentlichkeit als grosses Museum zugänglich gemacht werden. Den umfangreichen Kunstbesitz der Stadt Wien wollte man dort zeigen, und in den tiefen Kellern wurden die wertvollsten Kunstschätze von Wien bombensicher untergebracht. Zwar habe es – so sagte Schirach im Nürnberger Prozess – unter Bürckel in Wien eine Kirchen Verfolgung gegeben, aber er habe «so-

fort nach meinem Eintreffen meine politischen Funktionäre (...) zusammengefasst und verlangt, (...) dass sie in Wort und Schrift nichts zum Ausdruck bringen, was die religiösen Gefühle anderer verletzen könnte».

Das hinderte ihn jedoch nicht, nach den Reichtümern der Kirche zu greifen, wenn er es im Rahmen der damals geltenden Legalität tun konnte. In einem Fernschreiben Bormanns an die Gauleiter ist davon die Rede, dass «in der letzten Zeit (...) in grösserem Umfang, namentlich in der Ostmark, wertvolle Besitzungen der Kirchen beschlagnahmt» wurden, «vielfach wegen (...) Hamstern von irgendwelchen Lebensmitteln, von Stoffen, Lederwaren etc., (...) wegen Verstössen gegen das Heimtückegesetz und (...) unbefugten Waffenbesitzes». Die Gauleiter Schirach, Jury und Eigruber waren sich (ausnahmsweise einmal) einig, dass die beschlagnahmten Vermögenswerte künftig dem jeweiligen Gau gehören sollten, aber der Reichsfinanzminister belehrte sie, dass laut Gesetz alle diese Gelder und Güter in den Besitz des Staates übergehen müssten. Als Hitler am 1. März 1941 anlässlich des Beitritts Bulgariens zum Dreimächtepakt zu einem Staatsakt nach Wien kam, nutzten die drei Gauleiter die Gelegenheit, ihrem Führer ihren Standpunkt vorzutragen. Sie bekamen Recht, ein Führerentscheid konnte auch ein Gesetz unwirksam machen. Der Chef der Reichskanzlei Lammers verbriefte ihnen am 14. März diese Entscheidung, und Bormann ergänzte sie mit dem Hinweis, «die Zahlung einer Entschädigung an die Kirchen» komme selbstverständlich «nicht in Frage».

Ob Schirach annahm, dass er mit solchen Praktiken keine religiösen Gefühle verletzte? So kurzsichtig kann er nicht gewesen sein, dass er die engen Bindungen zwischen Kirchen und Besitz, zwischen Religion und Geld ignorierte. Es war

üblich geworden, dass die Gauleitungen eigene Vermögen zusammenscharten, mit denen sie sich finanzielle Seitensprünge leisten konnten, abseits jenes schmalen Pfades, den ihnen der Reichsschatzmeister der Partei vorschrieb. So mag denn auch Schirach sich an den schlechten Beispielen orientiert haben. Damit vermied er zugleich, im Kreis von Dieben als ehrlicher Mann zu gelten, dem man misstrauen muss, weil er nichts auf dem Kerbholz hat. Seit der Röhm-Affäre wusste er, dass im Reich Hitlers schon Misstrauen tödlich sein konnte.

Am 8. Dezember 1940 veranstalteten Wiener Hitler-Jungen eine Randalie. An jenem Abend zelebrierte im Stephansdom, der Hauptkirche Wiens, der ranghöchste Geistliche Österreichs, der Erzbischof Kardinal Theodor Innitzer, ein feierliches Hochamt. Als das Land noch von Dollfuss und Schuschnigg regiert worden war, hatte sich der Kirchenfürst als eine der wichtigsten Stützen einer nur schlecht getarnten Diktatur erwiesen, und als Hitler im März 1939 nahezu vom ganzen Volk als Retter und Befreier bejubelt worden war, hatte es der hohe Kleriker für angebracht gehalten, dem deutschen Diktator einen Huldigungsbesuch im Hotel «Imperial» zu machen. Seitdem war viel Wasser die Donau hinabgeflossen, und Kirche und Partei waren auseinandergedriftet, aber es gab keine offene Feindschaft. Ausserdem schrieb der Kriegszustand Einigkeit vor. Trotzdem blockierten an jenem Abend starke Gruppen von Hitler-Jungen in Zivil, vorwiegend Führer, die Tore des Doms. Als die Gläubigen das Gebäude verlassen wollten, wurden sie angepöbelt und angerempelt. Als sich niemand mehr traute, die Kirche zu verlassen, drangen Gruppen der Belagerer in das Innere ein, und es kam dort zu Raufereien. Daraufhin alarmierte der Domvikar telefonisch die benachbarte Revierwache, aber

dort wusste man offenbar schon, was sich abspielte, und die klugen Beamten nahmen den Hörer nicht ab. Erst einige Beamte der ebenfalls um Hilfe angerufenen Gestapo machten dem Tumult ein Ende und stellten die Personalien der schlimmsten Randalierer fest.

Innitzer wusste, dass der Gauleiter gegen Gewaltaktionen war. Zu Bürckels Zeit war nach seiner Predigt gegen die NS-Neuheiden eine Gruppe Demonstranten in das erzbischöfliche Palais eingedrungen, sie hatten Aktenschränke gekippt, Möbel zerschlagen und alte Heiligenstatuen im Treppenhaus geköpft. Als Schirach sein Amt in Wien angetreten hatte, waren die Schäden noch nicht repariert; der Kardinal nutzte sie als sichtbare Anklage gegen seine Widersacher. Als Schirach dies berichtet worden war, hatte er einen Parlamentär zu Innitzer geschickt und dessen Zustimmung erreicht, dass die Schäden auf Staatskosten getilgt würden. Nun war freilich der neuerliche Zusammenstoß noch gravierender. Er hatte sich in einer Kirche abgespielt, es war zu Tötlichkeiten gekommen, und Innitzer selbst musste sich bedroht gefühlt haben. In einem Brief an Schirach schilderte der Kardinal die Vorfälle. Es sei, schrieb er, «das erste Mal, dass eine geheiligte Stätte in solcher Weise entweiht wurde». Und: «Eine Jugend, der nichts heilig ist, die keine Ehrfurcht kennt, ist nicht wert und auch nicht fähig, die Geschicke des deutschen Volkes bestimmend zu gestalten.»

Schirach musste etwas unternehmen. Hitler hatte den Gauleitern eingebleut, sie seien verantwortlich für die Stimmung in ihrem Gau. Das katholische Bürgertum stellte sich in dem Konflikt gegen die randalierende Jugend. Also schrieb der Gauleiter an Innitzer einen Entschuldigungsbrief, in dem er mitteilte, dass er den Wiener HJ-Gebietsführer verwarnt und ihm befohlen habe, die Schuldigen als Führer abzusetzen. Die

Missbilligung der Gegner des Christentums in der Partei, in erster Linie Bormanns, nahm er in Kauf, weil er eine weitere Verschlechterung des politischen Klimas in Wien vermeiden konnte.

Wesentlich verbessern wollte er es mit einem Programm, das Wien seine frühere kulturelle Bedeutung im deutschen Sprachraum zurückerobern sollte. Man war dort gewohnt, als Nabel der deutschen Kunst zu gelten, vor allem im Schauspiel, in der Oper, in der Musik überhaupt, aber schon vor dem Anschluss hatten die Wiener schmerzlich feststellen müssen, dass die Kunst nicht nur nach Brot, sondern viel lieber noch nach Kuchen geht. Weil der Führer sich als Künstler fühlte, knauserten Staat und Städte nicht mit Zuschüssen. So konnten die Intendanten reichsdeutscher Bühnen manchen Publikumsliebling in den Norden locken. Göring war als preussischer Ministerpräsident der Brotherr zahlreicher Staatstheater, und fast alle anderen Bühnen hatte sich Goebbels als der Herr über die Reichskulturkammern untertan gemacht. Er konnte ausserdem noch mit gutbezahlten Rollen bei den Filmkonzernen Ufa und Tobis locken.

Wollte Schirach berühmte Namen für die Wiener Bühnen gewinnen, dann musste er etwas bieten, was ihnen wichtiger war als die höhere Gage und was die Konkurrenz im Norden nicht bieten konnte: die Freiheit künstlerischen Schaffens. Er konnte das umso eher, als seine Wertmassstäbe in der Kunst nicht jenen glichen, die für die offizielle NS-Kulturförderung galten. Die Deutschtümelei der Rosenbergianer belächelte er (solange es niemand merkte), und über Hitlers Provinzialismus – dem sich Goebbels in blinder Verehrung angeschlossen hatte – glaubte er sich mit dem Argument hinwegsetzen zu können, dass die Jugend das Recht habe, generationsbedingte Rückständigkeiten nicht zu übernehmen. Dabei setzte

er offenbar auf das Wohlwollen, das Hider ihm bisher immer entgegengebracht hatte, und ein wenig wohl auch auf sein Glück. Sein ganzer bisheriger Erfolg war ein Gang über das Hochseil gewesen, und wenn er sich nun anschickte, in Wien ein weiteres Wagnis einzugehen, so vertraute er dabei auch auf seine Balancierstange: Hitlers Versprechen, dass ihm niemand in seine Kulturpolitik dreinreden dürfe.

Beeindruckt von den Anschauungen im Elternhaus und von den Aufführungen im Weimarer Theater, galt seine besondere Liebe der Oper. Gewiss nicht ohne seine Zustimmung hatte es die Staatsoper übernommen, ein Werk des zeitgenössischen Komponisten Rudolf Wagner-Régeny uraufzuführen. Das war ein Risiko, einerseits, weil dessen Musik nach Melodik, Rhythmik und Harmonien nicht den Idealen der NS-Kulturpöpste entsprach, andererseits aber auch, weil der Komponist schon im Januar 1939 mit einer anderen Oper in der Berliner Staatsoper missliebig auf gefallen war. In «Die Bürger von Calais», damals dirigiert von Herbert von Karajan, lieferten sich sechs Bürger dem Henker aus, um so allen anderen Mitbürgern das Leben zu retten. Waren schon Stoff und Musik wenig systemgerecht, so war es auch der Autor der Texte: Caspar Neher, er hatte früher mit Bert Brecht zusammengearbeitet. Als dann noch das Publikum an einigen verfänglichen Stellen demonstrativ Beifall klatschte, wurde die Oper aus dem Spielplan genommen.

Nun sollte an der Wiener Staatsoper Wagner-Régenys Werk «Johanna Balk» herauskommen. Der bisherige Direktor des Hauses H. K. Strohm wollte offenbar allem Ärger aus dem Weg gehen und liess sich von Schirach auf eigenen «Wunsch bis zur gänzlichen Wiederherstellung seiner Gesundheit bis auf Weiteres» beurlauben. An seiner Stelle leitete die Staatsoper der von Schirach aus Westdeutschland gehol-

te und gleich zum Generalreferenten für Kultur ernannte Walter Thomas, der bisher nacheinander als Bibliothekar, Journalist, Theaterkritiker gearbeitet und zuletzt bei dem für originelle Aufführungen bekannten Intendanten Saladin Schmitt in Bochum als Dramaturg gewirkt hatte.

Bei Goebbels kann er nicht gut angeschrieben gewesen sein, denn er hatte in Zeitungsartikeln gegen die «Kulturautarkie» jene Nationalsozialisten angegriffen, die ausländische Autoren aus der Literatur und von den Bühnen des Reiches verbannen wollten. In dieser Haltung traf er sich mit Schirachs Kunstgesinnung, und bald ging das Vertrauensverhältnis so weit, dass Thomas Briefpapier und Stempel des Reichsstatthalters benutzen konnte, um jüdischen Künstlern die Reise ins Ausland zu ermöglichen. In Thomas' Büro riskierte zum Beispiel der Burgschauspieler Raouel Aslan, ein Liebling der Wiener und ein Mime grosser Gesten und geschmetterter Deklamationen, eines Tages das offene Wort, dass er seiner Kirche «mehr verpflichtet» sei «als irgendeiner Macht» und dass ihm die Weisheiten des Thomas von Aquin mehr bedeuteten als alle Schriften des NS-Ideologen Alfred Rosenberg.

Gegen die Aufführung von «Johanna Balk» protestierten aus Berlin sowohl Goebbels als auch Ribbentrop. Der Propagandaminister hatte viel gegen den Tonkünstler einzuwenden, dem Aussenminister passte der Stoff nicht, weil er als ein Protest gegen den Wiener Schiedsspruch gedeutet werden könne. Besungen wird in der Oper das Schicksal eines volksdeutschen Mädchens in Siebenbürgen, das von einem ungarischen Despoten vergewaltigt wird, als es sich weigert, das Versteck eines Freiheitskämpfers zu verraten. Diese Handlung beleidigte den ungarischen Bundesgenossen, behauptete der Reichsaussenminister, und sein Argument machte sich



Goebbels zu eigen, als er 48 Stunden vor dem Termin der Uraufführung die Vorstellung verbot. Doch Thomas verfiel auf einen Ausweg, den schon Giuseppe Verdi benutzt hatte, als man ihm die Uraufführung von «Ein Maskenball» aus politischen Gründen verbot. Die Handlung wurde in ein Phantasie-land verlegt, und alle ungarischen Personennamen wurden neutralisiert.

Als am Abend des 4. April 1941 «Johanna Balk» in der Wiener Staatsoper aufgeführt wurde, kam es zum Skandal. Die Parteigenossen empfanden die Musik als undeutsch. Sie piffen, trampelten, johlten. Schirach sass mit dem Komponisten in seiner Proszeniumsloge im ersten Rang und klatschte mit den Anhängern moderner Musik gegen den Lärm erfolglos an. Als die Vorstellung im Tumult unterzugehen drohte, liess Schirach einige der schlimmsten Störer durch Polizisten aus dem Haus führen und ihre Personalien feststellen. Alle waren brave Nationalsozialisten. Ihnen und allen Gleichgesinnten versuchte Schirach zwei Tage später mit einer Rede im Burgtheater sein Kulturverständnis zu erklären. «Wir wollen hier keine kulturelle Friedhofsruhe», sagte er. Über Kunst müsse man diskutieren können – damit widersprach er dem obersten Grundsatz des Führerstaates, in dem jede Frage durch Befehl und durch Gehorsam entschieden wird. Um eine Diskussion wieder in Gang zu bringen, habe «Wien etwas gewagt und seine Bühne einem jungen Musiker zur Verfügung gestellt». Er erinnerte an die vielen Fehltritte der Kunstrichter und prägte dabei so unzeitgemässe Sätze wie «Der kurzlebigste Ruhm ist der lauteste» und «Was der Zeit entspricht, stirbt mit der Zeit». Er plädierte für die Freiheit des künstlerischen Bekenntnisses, sofern es «nicht gegen die Lebensinteressen der Nation verstösst».

Dann zählte er die Namen derer auf, die er für künstleri-

sches Wirken in Wien verpflichtet habe, und diese Liste liest sich wie ein Gotha der Bühne: Heinz Hilpert als Leiter des Theaters in der Josephstadt, Lothar Müthel an der Spitze des Burgtheaters, Wilhelm Furtwängler, Hans Knappertsbusch, Clemens Krauss, Karl Böhm als Dirigenten und zu Inszenierungen an der Staatsoper, Harald Kreutzberg für deren Ballett und als Leiter einer neu zu gründenden Akademie der Tanzkunst. Schirach verkündete: «Wir bekennen, dass wir uns mit unserer künstlerischen Arbeit an die Spitze des Reiches setzen wollen.» Jedes Jahr, so versprach er, würde von nun an in Wien eine Reichstheaterfestwoche veranstaltet, ausserdem würde auch die HJ ihre Reichstheaterwoche, die bisher in Weimar beheimatet gewesen war, von der Ilm an die Donau verlegen. Er verlieh Ehrenringe der Stadt bevorzugt prominenten Kulturschaffenden, so dem Lyriker Josef Weinheber, dem österreichischen Dichter Max Mell und dem bei vielen Nationalsozialisten als «rot» abgelehnten Nestor der naturalistischen Dichtung Gerhart Hauptmann. Dass er auch Politiker auszeichnete, verrät sein Bemühen, sich gegen Feinde abzusichern; beringt wurden von ihm Göring, zu dieser Zeit noch der Mächtigste nach Hitler, der finanzstarke DAF-Chef Robert Ley, mit dem Schirach gemeinsam die Adolf-Hitler-Schulen betrieb, und Ernst Kaltenbrunner, Jurist und in jenen Tagen in Wien residierender, ranghöchster österreichischer SS-Führer, Chef der Polizei, der Gestapo und des SD.

Schirach gewann auf diese Weise Freunde, auch in Wien, aber er weckte die Eifersucht des Reichspropagandaministers und Gauleiters von Berlin. Da die Oper «Johanna Balk» gegen den Willen von Goebbels in der Staatsoper auf dem Spielplan blieb, erzählte er Hitler, in Wien pflege man jetzt eine Musik im Stil der «Dreigroschenoper», also des Juden

Kurt Weill. Das traf zwar nicht zu, verstärkte aber doch das Misstrauen Hitlers gegenüber den Wienerern, die er noch in unangenehmer Erinnerung hatte aus der Zeit, als er dort mit seinen nach Postkarten gemalten Bildern hausierte. Diese Stadt und ihre Bewohner, so beschloss er, müssten bestraft werden, und zu diesem Zweck wollte er Linz künftig derart fördern, dass gegenüber dem Glanz dieser Stadt Wien eines Tages verblasen würde.

Mit Schirach jedoch war er nach wie vor zufrieden. Am 25. März 1941 kam er wiederum nach Wien; die jugoslawische Regierung unterschrieb dort ihren Beitritt zum Achsenbündnis. Weil damit die Hilfe für die auf dem Balkan bedrängten italienischen Divisionen erleichtert schien, war der Führer bester Laune und verbreitete soviel Optimismus, dass er damit den bangend in die Zukunft schauenden Wiener Gauleiter ansteckte und Henny sich an fröhliche Friedenszeiten in München erinnert fühlte.

Zum nächsten Treffen wurde Schirach jedoch auf den Obersalzberg befohlen. Der Befehl holte ihn am Abend des 12. Mai 1941 aus seiner Proszeniumsloge im ersten Rang der Staatsoper. Dort hatte ihm der Logenschliesser gerade erzählt, er habe im Rundfunk gehört, der Stellvertreter des Führers Rudolf Hess sei geflohen. Der gutgelaunte Schirach warnte den Mann; ihm könne er gefahrlos solche Tatarenmeldungen eines Feindsenders erzählen, aber wenn er damit an die Gestapo gerate, lande er in einem KZ. Fünf Minuten später kam ein Bote von Schirachs Amtssitz in die Loge; vom Berghof sei ein Fernschreiben angekündigt worden, das erst dann gesendet würde, wenn der Gauleiter es selbst in Empfang nehme. Auf diese Weise erfuhr Schirach, Hess sei am 10. Mai nach England geflogen, und alle Reichs- und Gauleiter hätten sich am folgenden Tag auf dem Berghof einzufinden.

Für diese Fahrt musste Schirachs Chauffeur den neuesten Wagen aus der Garage holen. Vor wenigen Tagen hatte ihn der Generaldirektor der Daimler-Benz AG, Jakob Werlin, als Geburtstagsgeschenk Hitlers in die Hofburg gefahren – einen Mercedes mit 7,7 Liter Hubraum, wie ihn der Führer und dessen Begleitkommando fuhren. Unterwegs überlegte Schirach, weshalb Hess diesen Schritt unternommen haben könnte. Schliesslich kam ihm der Gedanke, der Stellvertreter des Führers habe den Platz geräumt, weil Bormann ihn bereits de facto verdrängt habe. Insofern brauchte sich Schirach wegen des Wechsels kaum Sorgen zu machen; er war bei Hess nicht besonders gut angeschrieben gewesen, und mit Bormann würde er gewiss besser zurecht kommen, sofern er die Weimarer Kumpanei mehr betonte.

In der Wohnhalle des Berghofs hörte er Bormann im Kreis von etwa siebzig Parteioberen das von Hess zurückgelassene und an Hitler adressierte Schreiben verlesen, hörte ferner, dass sein Führer das Geschehnis als einen der schwärzesten Tage in seinem politischen Leben charakterisierte, weil dies in einem Augenblick geschehen sei, «in dem an den deutschen Ostgrenzen unsere Divisionen in Alarmbereitschaft stehen (...) und zu jeder Stunde den Befehl zum bisher schwersten militärischen Einsatz erhalten können». Die meisten Zuhörer, so auch Schirach, erfuhren erst so, dass der Überfall auf die Sowjetunion bevorstand. Wann er beginnen würde, blieb geheim.

Am 22. Juni 1941 war Schirach zufällig in Berlin. Er wollte dabei sein, wenn im Olympiastadion die Fussballmannschaften von Schalke 04 und Rapid Wien das Endspiel um die Deutsche Meisterschaft austrugen. Wie immer hatte er im «Kaiserhof» Quartier bezogen, und dort erfuhr er am Morgen durch den Rundfunk, dass nun das Ereignis eingetreten

war, das er seit Wochen voller Sorgen gefürchtet hatte. Mit einem Mitarbeiter aus seiner Berliner Dienststelle ging er nach dem Frühstück zu Fuss durch den Tiergarten. Bedrückt stellte er fest, jetzt sei Deutschland wieder in der gleichen unglücklichen Situation des Zweifrontenkrieges wie 1914/18. Dahin zu kommen – so sagte er zu seinem Begleiter – hätten wir um jeden Preis vermeiden müssen, denn nun sei es unmöglich geworden, den Krieg zu gewinnen. Trete über kurz oder lang auch noch Amerika dem alliierten Bündnis bei, dann gnade uns Gott!

Er wird sich gehütet haben, zu seinem Führer ebenso zu sprechen, denn dann hätte er das Ende des Krieges entweder gar nicht oder in einem KZ erlebt. Er hat später einmal, im Spandauer Kriegsverbrechergefängnis, dem dort gleichermassen eingesperrten Grossadmiral Erich Raeder gesagt, er habe in jenen Wochen des Sommers 1941 Hitler als einen Dämon erkannt, habe aufgehört, ihn zu verehren, und zugleich begonnen, ihn zu fürchten – weniger, weil er um die eigene Person gebangt habe, als vielmehr, weil er das Verhängnis für die ganze Welt erkannt habe. Damals freilich liess er solche Kassandra sprüche nur seine engsten Vertrauten hören, von ihnen durfte er annehmen, dass sie ihn nicht denunzieren würden.

Vorübergehend gewann er wieder Hoffnung auf einen schnellen Sieg, als Hitler am 2. Oktober nach etlichen erfolgreichen Kesselschlachten mit Millionen gefangener Rotarmisten den Beginn der grossen Offensive auf Moskau befahl und am nächsten Tag im Berliner Sportpalast verkündete, der Feldzug im Osten sei schon so gut wie gewonnen. Gegenüber seinen Wiener Funktionären stimmte er in den offiziellen Jubel ein. «Heute kontrollieren wir ganz Europa!» Rohstoffe und Nahrungsmittel – so jubelte er – gebe es nun genügend,

so dass «wir seelenruhig (...) auch den Drohungen und Bluffs der Amerikaner entgegenblicken können». Vorübergehend glaubte er es sogar selbst – bis er merkte, dass der angeblich kriegsentscheidende Vorstoss auf Moskau im Wintereinbruch jämmerlich steckenblieb, so dass sich die Reste der angeschlagenen Armeen ohne schwere Waffen und ohne Fahrzeuge zurückziehen und sich unter schweren Verlusten in den Steinhart gefrorenen Boden eingraben mussten.

## Kronprinz, Kunstfreund und Antisemit

Die Phase der Siegesmeldungen hatte bis in den späten Herbst 1941 angehalten, aber die Begeisterung der Wiener für das Hakenkreuz war weiter geschrumpft. Sie hatten bei Hitlers Einmarsch überlaut Heil geschrien, weil sie erwartet hatten, sie könnten unter seiner Herrschaft besser leben. Jetzt mussten sie den Gürtel enger schnallen, mussten sich vor Fliegerbomben fürchten, und die Zukunft war dunkel. Sie verdienten besser als je zuvor, an Arbeit mangelte es nicht, aber sie konnten für ihr Geld nichts kaufen, so dass ihnen der Zwang, gutbezahlte Überstunden zu leisten, geradezu lästig wurde. Ihr Gauleiter wollte nun den in dieser Stadt traditionellen Antisemitismus benutzen, um die Stimmung zu heben. Vor Funktionären der Deutschen Arbeitsfront, also den NS-Obermännern in den Betrieben, kündigte er im September 1941 an, es würden noch viel mehr Juden nach Polen verfrachtet, und wenn erst einmal Moskau erobert sei, würden alle Semiten nach Osten fahren, «in den Kreml, der sowieso die einzige schön eingerichtete Wohnung» in der Sowjetunion sei. Dann gebe es Platz und Wohnungen genug in der Stadt.

Mit solchen dummen Scherzen fischte er zwar Beifall, aber wichtiger war ihm noch, dass man diese radikalen Töne im Führerhauptquartier zur Kenntnis nahm. Die Tiraden von Josef Goebbels waren jetzt der Massstab, an dem die Gauleiter gemessen wurden. Mündlich und versteckt hinter dem Rubrum «Geheime Reichssache», hatte Hitler bereits seine Befehle zum Völkermord an den Juden gegeben, und nun war

er dabei, weitere Rollen in dieser Tragödie zu verteilen. Das Judenreferat der Gestapo stellte ab Mitte Oktober in Wien fünf weitere Judentransporte in den Osten zusammen. Waren die ersten Züge im März 1941 in polnische Gettos entladen worden, so war diesmal der Warthegau, das Gebiet um Posen, das Ziel.

Dessen Gauleiter Arthur Greiser hatte eine eigene Methode, mit der er sich den unerwünschten Zuzug vom Hals schaffte. Er hatte sie an tuberkulösen Polen erprobt. Dabei benutzte er Lastkraftwagen mit luftdicht schliessendem Kastenaufbau, in ihn wurden die Abgase des Dieselmotors geleitet. Die Opfer starben auf der Fahrt zum Massengrab und wurden dort gleich in die Grube geworfen. Auftraggeber dieses Unternehmens war Heinrich Himmler, Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei, und ihm meldete Greiser am 1. Mai 1942, er werde im kommenden Sommer die Sonderbehandlung von hunderttausend Juden abschliessen können – eine Behandlung, die niemand überleben durfte. Von diesen Praktiken hatte Schirach offensichtlich keine Ahnung, aber er lernte sie kennen, weil er Greiser eingeladen hatte, vor den oberen Funktionären des Gaues Wien über seine Arbeit in dem neu etablierten Gau zu berichten. Solche Veranstaltungen – so sagte Schirach dem Autor – seien üblich gewesen. Zwar vermied Greiser in seiner Wiener Rede am 15. Mai 1942 eine auch nur ungefähre Zahl der Ermordeten zu nennen, aber die meisten Wiener Parteigenossen und auch ihr Gauleiter waren allein schon über die Schilderung der Methode entsetzt. Sie wussten nun: Das Vernichtungslager Kulmhoff war seit Januar 1942 im Betrieb.

Unvermittelt mit dem Staatsgeheimnis des Dritten Reiches konfrontiert, wusste sich Schirach keinen Rat. Er bat seinen Freund Colin Ross, nach Wien zu kommen; ein Briefwechsel



in dieser Sache schien ihm zu gefährlich. Ross' Rat: Man müsse sich der Person Hitlers bemächtigen und ihn psychiatrisch untersuchen lassen, denn Deutschlands Führer und Kanzler sei verrückt. Das war insofern blasse Theorie, als Schirach dem Rat unmöglich folgen konnte, auch wenn er es gewollt hätte. Doch darf man aus seinem Verhalten von nun an schliessen, dass er mehr und mehr auf Distanz gegenüber seinem Führer ging. Was er unternahm, um gegen sein bisheriges Idol zu opponieren, geriet aber nie zu einer Aktion. Es wurden allenfalls Demonstrationen des Ungehorsams.

Während jener Monate scheint sein Kredit bei Hitler aber grösser als je zuvor und je danach gewesen zu sein. Albert Speer, der als Rüstungsminister häufig zum Vortrag ins Hauptquartier kam, hatte den Eindruck, dass Hitler damals in Schirach den ersten Anwärter auf die Nachfolge sah. Gelegentlich leistete sich der Diktator die Träumerei, er könne sich, sei erst sein Weltreich komplett, etwa wie Kaiser Karl V. von der täglichen Fron des Herrschens zurückziehen, wenn schon nicht in ein Kloster wie jener, so doch auf einen Herrnsitz in der Gegend um Linz, und sich nur noch seinen künstlerischen Ambitionen hingeben. Am späten Abend des 5. Mai 1942 pries er gar vor der üblichen Sesselrunde von Sekretärinnen und Adjutanten Schirachs Verdienste, der «die grösste Jugendbewegung der Welt aufgebaut» habe und von dem er noch Grosses erwarte. Hitler merkte dabei an, Schirach sei als Junge zu ihm gekommen; dies lässt vermuten, dass er in dem um 18 Jahre jüngeren Gefolgsmann so etwas wie einen Sohn sehen wollte, der das Lebenswerk seines Vaters eines Tages weiterführen werde.

Vier Tage später traf in Wien eine schriftliche Gratulation zu Schirachs 35. Geburtstag ein. Henny erzählte gelegentlich von einem Riesenblumenstrauss und von einem langen Brief,

geschrieben mit den grossen Typen der Führerschreibmaschine, in dem ihrem Ehemann die Thronfolge angeboten worden sei, und dieser habe das Schriftstück in seinen Tresor genommen, weil er gefürchtet habe, dass Rivalen ihm nach dem Leben trachteten, falls der Inhalt bekannt würde. Da Henriette geborene Hoffmann die rege Phantasie ihres Vaters geerbt hat, waren die Zusagen Hitlers möglicherweise weniger konkret, aber favorisiert wurde der Wiener Gauleiter damals.

Dazu angeregt wurde Hitler wohl auch durch Schirachs neuesten Plan, eine europäische Jugendkonferenz nach Wien einzuberufen. Schon unmittelbar nach dem Sieg im Westen hatte Hitler begonnen, sich den Europäern als ihr Einiger zu empfehlen, erst als Befreier von der angelsächsischen Geldherrschaft und nun auch noch als Retter vor der Bolschewisierung. Unstreitig hatte er Erfolge. Freiwillige aus den skandinavischen Ländern, aus den Niederlanden, aus Belgien, Frankreich und Spanien meldeten sich für den Einsatz im Osten. Heinrich Himmler gliederte sie in seine Waffen-SS ein, weil ihre Aufnahme in die Wehrmacht etliche Probleme aufgeworfen hätte. Unbeantwortet muss die Frage bleiben, wie echt Schirachs Abkehr von Hitler gewesen sein kann, wenn er dessen Pläne auch noch durch eine europäische Jugendbewegung unterstützte. Allenfalls konnte er sein Gewissen damit beruhigen, dass er durch dieses Unternehmen so viel Einfluss gewinnen würde, dass er das künftige Geschehen mitgestalten könnte.

Hitler billigte das Vorhaben zunächst einmal in jener unverbindlichen Art, die ihn nicht festlegte; Schirach sollte noch die Zustimmung aller Instanzen einholen, die dabei mitreden könnten. Das war in erster Linie der Reichsaussenminister, doch Joachim von Ribbentrop war tief gekränkt, weil ihn der

Gauleiter von Wien nicht auf dem Bahnsteig begrüsst hatte, als er wieder einmal mit seinem Sonderzug dort eingetroffen war. Diesen Mangel an Ehrerbietung hatte Ribbentrop dann auch schriftlich gerügt, aber sein Brief war nicht etwa per Post zugestellt worden, sondern wurde mit steifem Zeremoniell durch den obersten Protokollbeamten des Auswärtigen Amtes überreicht, der eigens deswegen mit einer Sondermaschine nach Wien geflogen war. Kurz darauf hatte Schirach die Gelegenheit, Hitler diesen Protokollstreit brühwarm zu berichten, und der hatte entschieden, dass der Reichsleiter Schirach gleichrangig mit einem Reichsminister und nicht zu Gesten der Subordination verpflichtet sei. Deshalb verdiene die Eitelkeit des Ministers einen Rüffel – und den hatte er wohl bekommen. Seitdem waren die Beziehungen zwischen der Wiener Hofburg und der Berliner Wilhelmstrasse eingefroren.

Sie aufzutauen beauftragte Schirach einen Mann, der aus der hündischen Jugend in die HJ gekommen war, als Verbindungsmann zur französischen Jugend einen Rang in der Reichsjugendführung bekommen hatte und inzwischen auch in den Auswärtigen Dienst übernommen worden war: Otto Abetz, derzeit Botschafter in Frankreich. Auf dessen Bitte zeigte sich der Minister bereit, mit Schirach zu reden, aber als die Sprache auf den Jugendkongress kam, äusserte er Bedenken. Vor allem werde die Teilnahme junger Franzosen Anstoss erregen, nicht gerade bei ihm, aber doch beim Bündnispartner Italien, dem Gemeinsamkeiten von Deutschen und Franzosen stets unangenehm seien.

Ribbentrop hatte nicht mit der Hartnäckigkeit Schirachs gerechnet, der umgehend nach Rom reiste. Er wurde von Aussenminister Graf Ciano, den er seinen Freund nannte, herzlich empfangen und in einer Villa einquartiert, die ge-

mein hin nur Staatsoberhäuptern zur Verfügung stand. (Schirach konnte nicht umhin, den Autor auf diese Ehrung hinzuweisen, wie er denn auch nie vergass, die Orden zu erwähnen, die ihm bei Auslandsbesuchen umgehängt wurden.) Als er von Mussolini empfangen wurde, erfuhr er, dass weder dieser noch der Graf Ciano Einwände gegen den Jugendkongress und die Teilnahme der Franzosen hätten. Stante pede fuhr Schirach nach Berlin, traf Ribbentrop und teilte ihm mit, dass die Italiener nichts einzuwenden hätten. «Aber ich!» sagte Ribbentrop. Als Schirach nach den Gründen fragte, meinte er: «Das brauche ich Ihnen nicht zu erklären.»

Diesmal verzichtete Schirach auf einen Führer-Schiedsspruch. Er wusste wohl, wie er ausfallen würde. Um die Mitte des Jahres 1942 war er schon etwas gesunken in der Gunst jenes Herrn, von dessen Wohlwollen jede Autorität in diesem Staat lebte – ähnlich den Planeten, die ohne die Sonne wenig mehr wären als erkaltende Materie in ewiger Finsternis. Auch wenn der Glückwunschbrief nicht öffentlich bekannt wurde, so hatten Gerüchte über den Inhalt die Eifersucht der Rivalen aufgestachelt. Allen voran intrigierten Bormann und Goebbels, dann noch Himmler, Rust und eine Anzahl Gauleiter. Bei ihnen galt Schirach als hochfahrend, und im Schein der Gnadensonne blähe er sich noch mehr auf. Die Wiener Parteiprominenz warf ihm vor, dass er ihre Volksversammlungen nur selten besuche und dass er behauptete, durch seine regelmässig abgehaltenen Volkssprechtage über Stimmung und Anliegen der Bevölkerung besser unterrichtet zu sein als die Amtswalter der NSDAP.

Nun kam auch noch dazu, dass Schirach das Versprechen Hitlers, ihm dürfe in der Kulturpolitik niemand dreinreden, sehr grosszügig auslegte. Er hatte sich in den Jahren seines nur sporadisch wahrgenommenen Studiums in München auch

mit der bildenden Kunst befasst und dabei Vorlieben entwickelt, die doch erheblich abwichen von dem in der Partei zum Dogma hochstilisierten Geschmack ihres Führers. Schirach nahm an, diese Diskrepanz sei im Grunde nur generationsbedingt, wie eben der Sohn einen anderen Geschmack entwickle, als der Vater ihn besitze. Dies, so hoffte er, lasse sich durch Toleranz auf beiden Seiten überbrücken. Doch der Kunstmaler Adolf Hitler hatte seine mehr als hundert Werke, zumeist Aquarelle, nach Postkarten angefertigt, die er ziemlich genau kopierte; er argwöhnte allein schon deshalb, jede Abweichung von der Realität und jede subjektive Auffassung sei ein Akt der Opposition gegen ihn persönlich und zugleich auch ein Mittel, mit dem ein Dekadenter die Moral der Gesunden zersetzen wollte.

Dass Hitler in dieser Hinsicht kompromisslos (das war ohnehin eines seiner Lieblingswörter) bleiben würde, mussten schon 1933 Berliner Kunststudenten erfahren. Wie schon berichtet, wurden sie gezwungen, eine auch von Schirach mitzuverantwortende Ausstellung vorzeitig zu schliessen, weil eine Anzahl der Exponate als «entartet» eingestuft wurde. Schirach hätte davor gewarnt sein müssen, wiederum das brüchige Eis der Bildkunst zu betreten. Wenn sich Hitler gegenüber Schirach schon einmal als unfehlbar in politischen Fragen bezeichnet hatte, so nahm er dieses Prädikat erst recht für sich in Anspruch, wenn es um die Kunst ging. Die hatte er selbst jahrelang ausgeübt, und die wollte er wieder ausüben, wenn er sich von der Politik würde zurückziehen können.

Während der letzten Jahre hatten sich allerdings einige Künstler aus der HJ bescheidene Abweichungen von der Generallinie des NS-Geschmacks erlaubt, und sie waren ungerügt geblieben – sei es, dass ihr Verbrechen niemand bemerkt hatte, oder sei es, dass man es für verzeihlich gehalten

hatte. Also wagte Schirach im Herbst 1941 schüchtern einen Versuch. Er animierte die «Gesellschaft bildender Künstler Wiens» zu einer Gemeinschaftsaktion mit einem Verein gleicher Art in der Malermetropole Düsseldorf. Jeder Gau sollte bei seinem Partner das Beste aus der Produktion der Gegenwart zur Schau stellen. Schirach begrüßte mit einem Geleitwort «aufs Herzlichste diese gemeinsame Aktion, die zum gegenseitigen Verständnis der Menschen von Rhein und Donau führen wird».

Hinter dieser typischen Geleitwortphrase versteckte er seine Genugtuung, wieder einmal moderne Kunst präsentieren zu können. In Düsseldorf hielt er bei der Eröffnung am 31. September 1941 eine Rede, mit der er unverkennbar wider den Stachel von Hitlers Kunstverständnis lockte. Wer von einem Bild die «Wahrheit der Wirklichkeit» fordere, verwerfe alle Kunstwerke von der Antike bis zur Gegenwart zugunsten der Farbfotografie. Gebe ein Bild die Wahrheit der Wirklichkeit wieder, so sei dies ebenso eine Entartung der Kunst, wie wenn jemand ein menschliches Profil male mit zwei Augen auf der Backe. Nur Reaktionäre und Spiesser der Kunst forderten «das Wirkliche». Begründung: «Weil sie das Wahre nicht können.»

Auf derselben Ebene lag eine Ansprache, die er gegen Ende des Jahres 1941 in einer Vorstandssitzung der Bibliophilen Gesellschaft hielt. Der Anlass war, dass er anstelle des Dichters Borries von Münchhausen deren Präsidium übernahm. Die etwa zehn Teilnehmer an der Sitzung – ausschließlich Männer von intellektueller und kultureller Bedeutung – bat er zunächst, sie möchten seine Rede als vertraulich betrachten. Er sagte, künstlerische Arbeit dürfe nicht aus einer Parteiperspektive beurteilt werden und erst recht nicht nach dem Bekenntnis des Urhebers zur Partei. Wenn erst die Sol-

daten aus dem Felde zurückkehrten, würden sie sich kaum noch den Kommandos unterwerfen, die jetzt noch die Kunst steuerten.

Die mit dem Kulturaustausch zwischen Düsseldorf und Wien erprobte Methode wurde – jetzt von der Reichsjugendführung – benutzt, um in Weimar eine Ausstellung junger deutscher Kunst für Florenz zusammenzustellen. Dafür wurde eigens ein junger Kunsthistoriker von der Wehrmacht zurückgeholt, den Schirach aus München kannte. Ihm standen die Räume des Goethe-National-Museums zur Verfügung, weil dessen Exponate der Luftgefahr wegen eingekellert worden waren. Vor der Eröffnung besichtigten Vertreter der Reichskulturkammer (also von Goebbels) und des SD (also von Himmler) die Ausstellung. Einspruch kam von beiden Seiten: Hier werde auch Entartetes zur Schau gestellt. Das traf insofern zu, als die hier gezeigten Werke nie eine Chance gehabt hätten, im Haus der Deutschen Kunst in München gezeigt zu werden.

Schirachs Nachfolger, der Reichsjugendführer Artur Axmann, war künstlerisch weniger engagiert; er befahl, die beanstandeten Stücke zu entfernen. Doch der für den Aufbau zuständige Kunsthistoriker hatte den Einfall, Schirach als Schiedsrichter vorzuschlagen. Er kam auch, schritt mit viel Parteiprominenz durch die Räume und meinte, dies sei die schönste Kunstaussstellung, die er im Dritten Reich bisher gesehen habe. Doch die Widerstände, auch von Seiten des Thüringer Gauleiters Fritz Sauckel, waren zu gross und zu zahlreich. Schirach musste nachgeben. Er sagte zu dem jungen Kunsthistoriker: «Hier können wir diese Ausstellung nicht zeigen. Komm nach Wien. Dort können wir machen, was wir wollen!» Er liess seinen neuen Mitarbeiter weiterhin vom Wehrdienst freistellen und beauftragte ihn, eine Präsentation

junger deutscher Künstler in Wien vorzubereiten. Dort wurde sie im Januar 1943 in der Kunsthalle eröffnet. Für Hitler war sie der Anlass, Schirach endgültig von seiner Favoritenliste zu streichen.

Im Frühjahr 1942 blies aus dem Führerhauptquartier noch ein warmer Wind nach Wien, so dass Schirach es wagte, dort eine «Woche zeitgenössischer Musik» zu veranstalten, mit Werken von Egk, Carl Orff und Wagner-Régeny. Deren Werke waren damals noch umstritten; als der greise Komponist Hans Pfitzner, letzter Vertreter der romantischen Richtung Richard Wagners, gefragt wurde, was er von diesen Komponisten halte, fasste er seine Meinung in den knappen Worten zusammen: «Egk mich am Orff!» Viele Kulturfunktionäre meinten, die neue Musik sei nicht besser als die des Juden Schönberg und des Neuntöners Hindemith. In Wien jedoch sagte Schirach: «Es steht jedem frei, diese Musik abzulehnen oder zu bejahen, aber die Menschen dieser Stadt haben ein Anrecht darauf, die Hauptwerke der Gegenwart kennenzulernen, um sich mit ihnen auseinandersetzen zu können. Hier in Wien ist alle Kunst zu Hause.»

Hitler, der sich für ein Universalgenie hielt, dachte anders. Nur was er als Kunst anerkannte, sollte den Deutschen zum Genuss freigegeben werden. Solche Diskrepanz konnten Schirachs Feinde nicht ungenutzt lassen. Goebbels hatte sogar einen doppelten Grund, gegen ihn zu intrigieren: Als der für die Kultur zuständige Minister wollte er es auf die Dauer nicht hinnehmen, dass er ausgerechnet in Wien nichts zu sagen haben sollte; ausserdem entwickelte Schirach dort ein Kontrastprogramm, das Kulturschaffenden eher zusagte als jene offizielle Version, die der Minister als der getreue Diener seines Herrn durchsetzen musste, obwohl er sie vor vielen Jahren einmal als reaktionär und spiessig abgelehnt hatte.



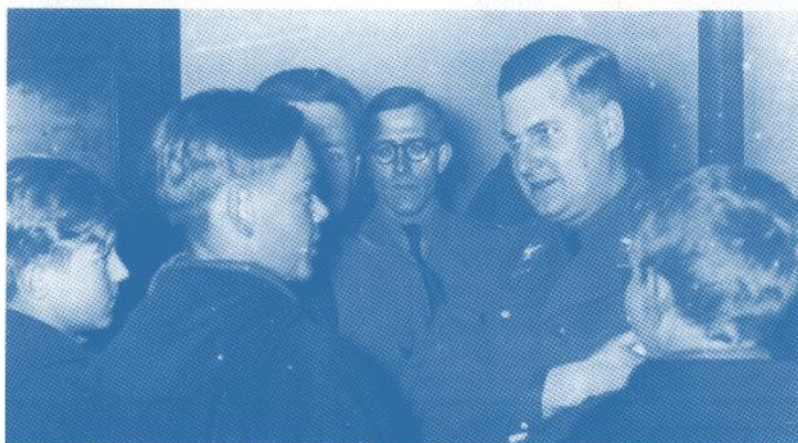
Selbstverständlich wusste Schirach, dass man ihm Minen legte. Es wurde einmal eine Angestellte überrascht, als sie Papiere durchwühlte, die auf seinem Schreibtisch in der Hofburg lagen. Sie gestand, dass sie im Dienst des SD stand. Dann gelang es Schirach, diffamierende Berichte über seine Person und sein Wirken aus den SD-Akten abzufangen. Er protestierte bei SS-Obergruppenführer Ernst Kaltenbrunner, in Wien der Ranghöchste des schwarzen Korps, und verlangte die Ablösung des SD-Berichterstatters. Ausserdem lud er sich diesen Mann vor; es war ein ehemaliger HJ-Führer. Er forderte ihn auf, Wien innerhalb von 48 Stunden zu verlassen. Wenig später musste er feststellen, dass der Mann die Treppe hinaufgefallen war und im Reichssicherheitshauptamt in Berlin arbeitete.

Am 27. Mai 1942 wurde der Chef dieses Amtes, der SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich, zugleich auch stellvertretender Reichsprotektor in Prag und damit praktisch der Herrscher über die Tschechen, durch Attentäter so schwer verletzt, dass an seiner Genesung gezweifelt werden musste. Die Attentäter waren, wie man bald ermittelte, Tschechen, die in England für Terroranschläge ausgebildet und mit Flugzeug und Fallschirm in ihre Heimat zurückgebracht worden waren. Am Abend des folgenden Tages schickte der Reichsstatthalter in Wien dem Reichsleiter Bormann, Parteikanzlei, Berjin («Eilt – dringend – sofort auf den Tisch»), ein Fernschreiben, das «dem Führer vorzulegen» sei. Er schlug darin vor, das Attentat nicht an tschechischen Arbeitern zu rächen, denn sie leisteten loyal «ihren Beitrag zur deutschen Kriegswirtschaft», sondern die Anstifter zu bestrafen. «Am wirkungsvollsten wäre ein schlagartig einsetzender Luftangriff auf eine britische Kulturstätte, der unter der Schlagzeile ‚Rache für Heydrich‘ der Welt bekanntgegeben werden müsste».



1938: Der «Jugendführer des Deutschen Reiches» stellt dem «Führer und Reichskanzler des deutschen Volkes» neue Uniformen der Mädchenorganisation BDM vor.

Von links: die Reichsreferentin für den «Bund Deutscher Mädel» Jutta Rüdiger und Clementine zu Castell, die Leiterin der Abteilung «Glaube und Schönheit»



Schirach im Gespräch mit «Pimpfen», wie die Jüngsten in der Hitler-Jugend, die 10- bis 14jährigen, genannt wurden



Lange Zeit der Favorit seines Führers – links Hitler, rechts im Bild Schirach –, wird er von den anderen Parteiführern mit Argwohn betrachtet. Neben Hitler die braune Eminenz Martin Bormann und links von Schirach der spätere Reichsmarschall Hermann Göring

Ehrung des deutschen Dichterfürsten Gerhart Hauptmann an dessen 80. Geburtstag durch Schirach, den die Propagandisten der Partei einen «Poeten der Bewegung» nennen



Am 1. Mai 1939 grüßt  
Hitler die Hitler-Jugend im  
Berliner Olympiastadion.  
Hitler mit den Worten:  
Wir gehören hier. Die  
Jungen und Mädchen  
können nicht verstehen,  
daß er sie schon vier  
Monate später im Wort  
nehmen wird.



Schirach, seit 1940 von Hitler als Reichsstatthalter und Gauleiter von Wien eingesetzt, ist nicht mehr unmittelbar für die Jugend zuständig. Trotzdem macht er seinen Einfluss geltend, um sie aus den vom Bombenkrieg bedrohten Städten zu evakuieren.

Foto: Schirach verabschiedet einen Transport der Kinderlandverschickung

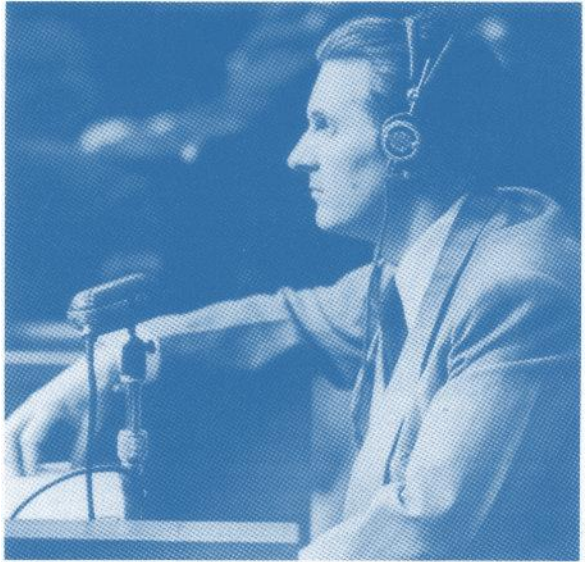


Je länger der Krieg dauert, umso schneller kühlt die Zuneigung Hitlers zu seinen einstigen Kronprinzen ab. Als Schirachs Frau schliesslich Kritik an Hitlers Judenpolitik übt, beendet sie damit endgültig die Karriere ihres Mannes.

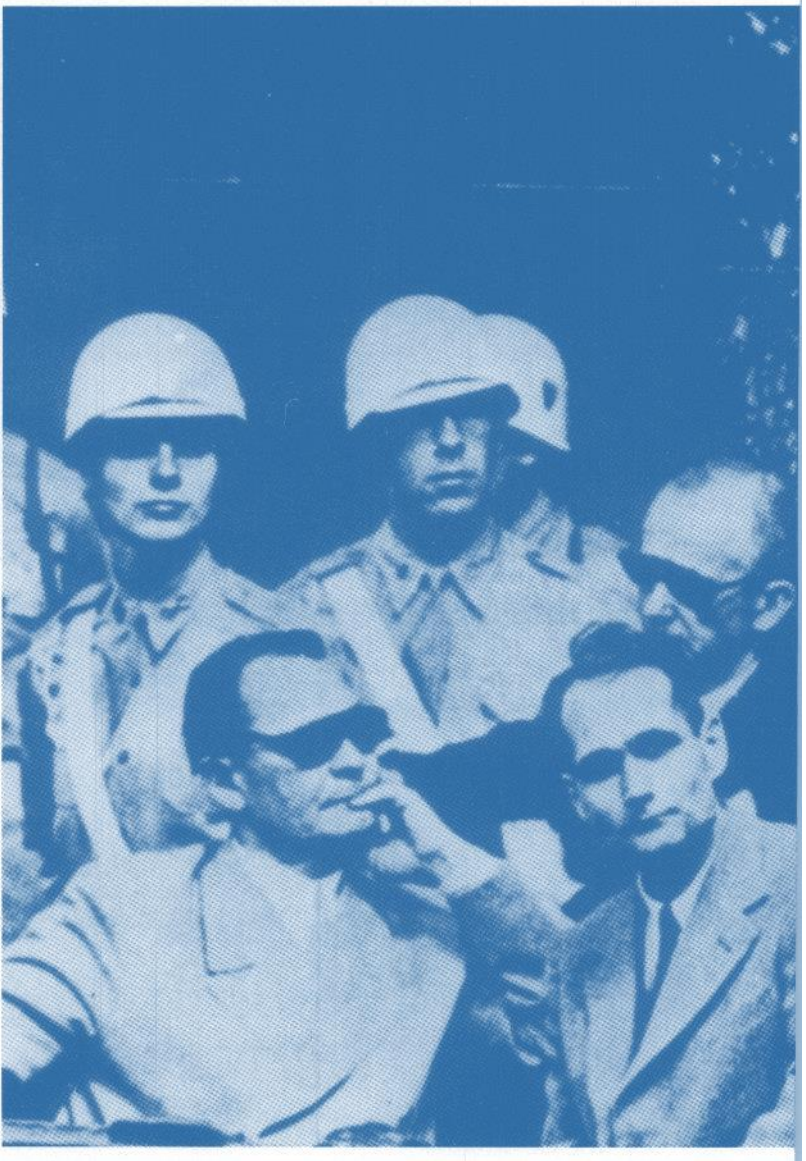
*Foto: Hitler und Schirach beim Spaziergang auf dem Obersalzberg*

Bei Kriegsende taucht Schirach unter anderem Namen in Österreich unter. Doch als er hört, die Hitler-Jugend werde als verbrecherische Organisation angeklagt, stellt er sich freiwillig den Alliierten.

Foto: Zeuge in eigener Sache im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess



Während einer Verhandlungspause im Nürnberger Gericht: im Gespräch mit dem Angeklagten von Schirach der Verteidiger Dr. Fritz Sauter und der amerikanische Gerichtspsychologe Gustave M. Gilbert



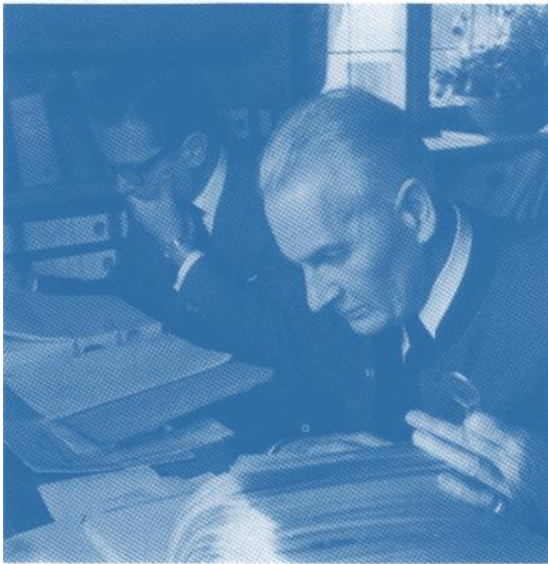
«Es ist meine Schuld, dass ich die Jugend erzogen habe für einen Mann, der ein millionenfacher Mörder gewesen ist.» Schirachs Worte finden nur wenig Zustimmung seiner Mitangeklagten, aber sie bewirken, dass die Hitler-Jugend von der Anklage, eine



verbrecherische Organisation gewesen zu sein, freigesprochen wird.

*Foto:* Schirach bei seinem Schlusswort; vordere Reihe von l.n.r.: Göring, Hess, Ribbentrop, Keitel; linke Reihe: Dönitz, Raeder, Schirach





Schirach kehrt nach 20 Jahren Haft zurück. Er ist jetzt 59 Jahre alt.  
*Foto:* Sohn Robert (links) und Sohn Klaus (rechts) empfangen den Vater mit ihren Frauen und Kindern in München

Schirach und der Autor Jochen v. Lang bei der Auswertung von Akten, die dem Autor für das hier vorliegende Werk zur Verfügung standen

Im Nürnberger Prozess sah der amerikanische Ankläger Thomas I. Dodd in diesem Fernschreiben eine besonders gravierende Anstiftung zu einem Kriegsverbrechen, aber Schirachs Verteidiger machte geltend, dass der Vorschlag «glücklicherweise ohne Erfolg» geblieben war. Ausserdem erlaubte sich Schirach den Hinweis, dass die Luftstreitkräfte der Alliierten keinerlei Hemmungen hatten, wenn sie deutsche Kulturstätten mit ihren Bomben zerstörten. Er versuchte dem Gericht zu erklären, weshalb er die nach dem Attentat doch unvermeidliche Reaktion der Rache nach England lenken wollte: Er habe «eine starke tschechische Bevölkerung in Wien gehabt», in der die Repressionen gegen die Bewohner des Protektorats möglicherweise Unruhen hervorgerufen hätten. Damit gab er dem Ankläger freilich gleich wieder ein Stichwort für eine neue Beschuldigung.

Am 6. Juni 1942, zwei Tage nachdem Heydrich an seiner Verletzung gestorben war, verkündete Schirach in einer Sitzung der Ratsherren von Wien, dass spätestens im Herbst die letzten Juden «aus der Stadt entfernt sein werden und dass dann mit der Entfernung der Tschechen begonnen» werde, als «richtige Antwort auf das Verbrechen». Rückblickend sagte er dazu in Nürnberg: «Ich war in sehr grosser Erregung über den Tod Heydrichs (...). Das Wesentliche ist, dass ich diesen Plan bei ruhiger Überlegung fallenliess.» Was er in Nürnberg verschwieg: Er wollte mit solchen kraftmeierischen Sprüchen die im Führerhauptquartier umlaufenden Gerüchte widerlegen, er sei ein unsicherer Kantonist geworden und paktiere mit Kulturbolschewisten und anderen Gegnern des Dritten Reiches.

Wie sehr sich Hitler in jenen Wochen mit Wien und Schirach beschäftigte, geht auch aus den Aufzeichnungen der Tischgespräche hervor. Er verglich Ende Mai 1942 Wien mit

Berlin, und dabei gab er der österreichischen Metropole den Vorzug in jeder Hinsicht: «Berlin sei doch keine Hauptstadt» notierte der Chronist am Mittagstisch der Reichskanzlei. Kulturell sei Wien sowieso überlegen, und im Stadtbild komme «es (Berlin; Anm. d. Verf.) auch nicht an Wien heran. (...) Wien sei auch sonst ein kultureller Mittelpunkt. (...) Wer ein gutes Theater besuchen wollte, suche es in Wien. Wer die schönen Künste studieren wolle, gehe an Wiener Kunstinstitute.» Unter den Mitessern hörte dies einer gewiss mit gemischten Gefühlen: der Berliner Gauleiter Goebbels. Allerdings hatte Hitler zu Beginn seines Monologs gesagt, «in Berlin eine wirklich repräsentative Hauptstadt zu schaffen sei eine der wichtigsten Aufgaben des Dritten Reiches».

Beim Mittagstisch des folgenden Tages nahm sich Hitler allerdings die Wiener kritisch vor. Sie «hätten es fertiggebracht, ein Genie wie Mozart regelrecht verhungern zu lassen», und die Förderung der Kultur sei von ihnen «in den letzten Jahrhunderten in geradezu frevelhafter Weise vernachlässigt worden». Man ist versucht, diese Kehrtwendung damit zu erklären, dass Goebbels inzwischen seinem Führer berichtet hatte, welche Pleite er im vergangenen Jahr in Wien erlebt hatte. Er hatte damals bei Schirach darauf bestanden, bei den Feierlichkeiten anlässlich des 150. Todestages Mozarts in der Staatsoper den Komponisten mit einer grossen Kulturrede zu würdigen. Schirach war der Meinung gewesen, dass er weit eher dazu berufen sei, das Richtige über ein Genie der Musik zu sagen, aber er musste nachgeben. Doch er wusste sich zu rächen. Als Goebbels vom Rednerpult in das riesige Rund des Zuschauerraumes blickte, sah er, dass knapp die Hälfte der Sessel besetzt war. Schirach bedauerte: mangelndes Interesse. Dabei wusste er wie der Reichspropagandaleiter der NSDAP, dass es zum Einmaleins eines Parteifunktionärs

gehörte, einen Saal mit beifallsfreudigen Parteigenossen füllen zu können. Auch erinnerte sich Goebbels eines weiteren Torts, den ihm Schirach angetan hatte. Die häufigen Wien-Besuche des Propagandaministers waren Schirach lästig geworden; er fühlte sich kontrolliert – und so war es auch. Als Goebbels einmal seine Frau mitbrachte, lud Schirach das Ehepaar zum Abendessen im kleinen Kreis in seine Privatwohnung ein. Dazu holte er sich nur wenige Gäste aus der Wiener Prominenz und den in Breslau amtierenden Gauleiter von Schlesien Karl Hanke. Dem Ehepaar Goebbels war dieser Tischgenosse vertraut; er war lange Zeit Staatssekretär im Propagandaministerium gewesen, und als der Minister die Affäre mit der Filmschauspielerin Lida Barova hatte, hatte Hanke die betrogene Frau Magda getröstet. Nach dem Mahl erzählte man sich in Wien, der schwache Appetit des Joseph Goebbels erkläre, weshalb er so klapperdürr bleibe.

Es hatte einmal eine Zeit gegeben, da waren sich Schirach und Goebbels sympathisch gewesen. Unter den Gauleitern und erst recht unter den Reichsleitern gehörten sie beide zu den Jüngeren, obwohl sie zehn Lebensjahre auseinanderlagen. Beide hatten sich einmal der Jugendbewegung zugehörig gefühlt, Schirach im Waldschulheim Bad Berka, Goebbels während seines Studiums in Heidelberg, als er zu den Jüngern des Elitezüchters und Professors Ernst Gundolff gehörte. Beide sahen sich als Literaten. Eine weitere Gemeinsamkeit konnte freilich der Eintracht nicht zuträglich sein: Beide waren überaus ehrgeizig und süchtig nach einer öffentlich sichtbaren Karriere. Gerade dabei mussten sie sich eines Tages im Wege stehen. Wer von ihnen höher steigen würde, war offen, solange Schirach in Hitlers Gunst stand. Dass schliesslich Goebbels das Rennen machte, belohnte ihn dafür, dass er weit mehr als sein Konkurrent bereit war, sich Hitler unterzuord-

nen und alles zu verleugnen, was er einmal für gut befunden hatte.

Wenn dem Leser in diesem Teil des Buches eine ganze Kette von Daten zugemutet wird, die den Fortgang der Erzählung häufig unterbricht, so geschieht dies, weil nur eine solche Aneinanderreihung sichtbar macht, wie die Hauptperson des Buches immer wieder einen Anlauf nimmt, um sich mit einem Sprung von Hitler zu distanzieren, wie er aber dann jedesmal vor dem Sprungbalken abstoppt, weil er fürchtet, statt im weichen Sand in einem offenen Messer zu landen. Die Daten verraten ferner, wie Hitlers Paladine kämpften – nicht gegen seine und ihre äusseren Feinde, sondern gegeneinander.

Mit dem europäischen Jugendtreffen wollte sich Schirach so sehr in den Vordergrund schieben, dass seine Gegner sich mit ihm vergleichen müssten und dass er ein internationales Profil gewänne, das selbst Hitler beachten müsste. Doch genau das wollten seine Gegner verhindern. Deshalb liess Ribbentrop das Vorhaben durch die diplomatischen Vertreter des Reiches im Ausland abwerten, und Goebbels wies Presse und Rundfunk an, sich damit nur am Rande zu beschäftigen. Aus seinem Ministerium kam auch der abwertende Slogan, in Wien finde «Baldurs Kinderfest» statt. Schirach rührte die Werbetrommel, wo und wann immer sich eine Gelegenheit bot. Als der US-Präsident Franklin D. Roosevelt Anfang September in einer Rede vor amerikanischen Studenten der Jugend Freiheit von Not und Furcht versprach, wenn sie sich nur vor faschistischen Parolen in Acht nehme, liess sich Schirach alle Sender des Grossdeutschen Rundfunks durch Goebbels für eine lange Entgegnung freiräumen. Sie war im Grunde unnötig, weil ja kaum jemand in Europa die Roosevelt-Rede kannte. Schirachs Rede fiel ausserdem durch eine Geschmacklosigkeit auf, als er mit einem direkten Hinweis

auf den Rollstuhlfahrer Roosevelt behauptete, dieser sei «nicht nur physisch ein Wrack», sondern auch moralisch. Der eigentliche Zweck der Rede steckte im letzten Abschnitt, als er sagte, dass «noch in diesem Monat (...) sich die Jugend Europas versammeln und sich zu einem grossen Bunde zusammenschliessen» würde. Das amtliche Deutsche Nachrichtbüro nahm die Rede ausführlich in seine Sendung auf, und der «Völkische Beobachter» druckte darüber mehr als hundert Zeilen.

Am 14. September 1942 war es dann soweit. In Wien wurde unter grossem Tamtam ein Europäischer Jugendverband geboren. Vertreter von 14 Nationen redeten sich ein, das Richtfest Europas zu feiern. Die Zahl war insofern etwas geschönt, als die Flamen neben den Belgiern als eigene Nation aufgeführt wurden, aber das entsprach den grössenwahnsinnigen Plänen des Siegers ebenso wie eine gesonderte Aufzählung der Abordnungen aus Kroatien und der Slowakei. Zu dauernden Ehrenpräsidenten wurden Schirach und der Italiener Renato Ricci gewählt, zu Präsidenten Artur Axmann (der im Grunde gegen den Kongress war) und ein Italiener. Die Epigonen der Jugendbewegung holten sich so ihre Rituale aus der Welt der Spiesser, die sie einmal verhöhnt hatten. Auch aus Spanien, der Tschechei, aus Lettland, Estland, aus Wallonien und Portugal waren Abordnungen gekommen – aus Staaten, die es entweder gar nicht oder nicht mehr gab, und aus Staaten, die aus politischen Gründen auf Abstand bedacht waren. Damit, so wurde proklamiert, habe der Welt-Scout-Verband des verstorbenen Lord Baden-Powell auf dem europäischen Festland seine Pfadfinderrolle ausgespielt.

Die Ansprache Schirachs am ersten Tag war weniger eine Fest- als eine Hetzrede, die über weite Passagen keine Probleme der Jugend berührte und nur die Juden verteufelte. Sie

machte er verantwortlich für das wirtschaftliche Elend in der Welt, für Sittenverderbnis, für die kapitalistische Allmacht des Geldes, für die steigende Kriminalität, für Materialismus und Marxismus. Er scheute sich nicht, auch von den Judentransporten nach Osten zu sprechen. «Wenn man mir sagt, wie können Sie Herrn Israel Löwenstein in das Getto des Ostens verbannen, da er doch mehr als hundert deutsche Bücher gekauft hat (...), muss ich erwidern, für mich wäre es keine Strafe, wenn ich aus einem fremden Land ausgewiesen würde, um zusammen mit deutschen Volksgenossen in einer rein deutschen Gemeinschaft zu leben. Ich würde mit allen Mitteln danach streben, an einem Transport teilzunehmen.»

Musste er bei diesen Sätzen nicht an die Gaswagen des Gauleiters Greiser denken? Man darf annehmen, dass er diese Erinnerung zumindest in dieser Stunde verdrängt hatte. Sein Unterbewusstsein spielte ihm dennoch einen Streich: Der Vorsteher der Wiener Judengemeinde, dem zugemutet wurde, jeweils die Namenslisten für die Transporte zusammenzustellen, war ein hochgebildeter Mann, und er hiess Dr. Richard (und gezwungenermassen auch Israel) Löwenherz, wenn auch nicht Löwenstein. Es liesse sich freilich aus dieser Namenswahl auch eine besondere Bösartigkeit ableiten. Doch ein Zyniker dieser Art war Baldur von Schirach nicht, und einen so makabren Scherz zur klammheimlichen Belustigung hätte ihm sein Gewissen nicht erlaubt.

Zum Abschluss des Kongresses gab es noch eine Grotteske am Rande. Schirach hatte die Anführer der Delegationen zu einem grossen Essen in die Hofburg geladen. Die Speisen lieferte ein Feinschmeckerrestaurant, den ausländischen Gästen sollte durch Reichhaltigkeit und Luxus bewiesen werden, dass Deutschland trotz der Blockade der Meere nichts entbehre. Ein Büfett mit Vorspeisen war dekorativ am Ein-

gang zum Festsaal aufgebaut, mit Hummer, Kaviar, Parmaschinken und allen erdenklichen anderen Leckerbissen. Doch ehe die Gäste eintrafen, pirschten hungrige HJ-Führer unterer Dienstgrade durch die Räume. Sie assen die Platten leer bis aufs letzte Salatblatt und die letzte Tomatenscheibe. Das Festmahl begann mit 45 Minuten Verspätung; das Restaurant musste die Platten neu aufbauen.

Für Schirach bekam der Kongress noch einen bitteren Nachgeschmack. Axmann war verstimmt; er hätte es lieber gesehen, wenn die HJ sich in diesen Wochen statt auf den Kongress auf ihren Kriegseinsatz konzentriert hätte. Ribbentrop protestierte einmal mehr, Schirach pfusche ihm in die Aussenpolitik hinein. Bormann beanstandete die Festivitäten in Wien, während deutsche Soldaten vor und in Stalingrad verbluteten. Goebbels prägte boshaft den Spruch: «Die Soldaten kämpfen, aber der Kongress tanzt in Wien.» Offiziell nahm die Partei keine Kenntnis von den Veranstaltungen. Hitlers Grusswort war so farblos ausgefallen, dass es auch für den Verband der Kaninchenzüchter gepasst hätte.

Schirachs antisemitische Rede am 15. September wurde im «Völkischen Beobachter» ausführlich zitiert. Er hatte seinen Pressereferenten Günther Kaufmann angewiesen, für eine breite Publizität zu sorgen. In Nürnberg hörte man dafür die Begründung, er habe sich «in jener Zeit bereits (...) in einer Zwangslage» befunden, weil er Hitler gegen sich hatte, ebenso die Parteikanzlei und grosse Teile der Partei selbst. Es sei, so hätten ihn Hitler und dessen Umgebung gerügt, «deutlich zu erkennen gewesen», dass «ich nicht in der üblichen Weise in der Öffentlichkeit antisemitisch (...) mich äusserte». Nur deswegen habe er in seiner Kongressrede gesagt: «Jeder Jude, der in Europa wirkt, ist eine Gefahr für die europäische Kultur», und wenn man ihm den Vorwurf mache, «dass ich



aus dieser Stadt, die einst die europäische Metropole des Judentums gewesen ist, Zehntausende und aber Tausende von Juden ins östliche Getto abgeschoben habe, muss ich antworten: Ich sehe darin einen aktiven Beitrag zur europäischen Kultur.»

Diese Sätze wurden dem Angeklagten Schirach in Nürnberg vorgehalten. Er bekannte: «Ich habe das gesagt. Ich muss dafür einstehen. Obwohl (...) die Judenverschickung (...) Hitlers Plan war und mir nicht oblag, habe ich dieses Wort gesprochen, das ich aufrichtig bereue.» Doch «von einer Ausrottung, das heisst Vernichtung der Juden» habe er nichts gewusst. Davon erfahren habe er erst, als Colin Ross ihm 1944 in Wien mitgeteilt habe, dass ausländische Zeitungen über Massenmorde an Juden berichteten und er bei seinen daraufhin eingeleiteten Nachforschungen festgestellt habe, «dass im Warthegau Exekutionen an Juden durch Gaswagen durchgeführt wurden».

Wie so oft in Gerichts- oder Entnazifizierungsverfahren der Nachkriegszeit, ging es auch im Fall des Angeklagten Schirach um die Frage, wie und wann ihm die Verbrechen bekanntgeworden waren. Je höher jemand in der Hierarchie des Dritten Reiches gekommen war, desto weniger glaubhaft waren die Beteuerungen, man habe zu den Uneingeweihten gehört. Gewiss liefen die Morde unter der höchsten Geheimstufe, aber andererseits fürchtete sich nahezu jedermann, der auch nur durch Zufall dem Verbrechen auf die Spur gekommen war, etwa Nachforschungen anzustellen. Musste sich ein Mitwisser nicht gar als ein Mittäter vorkommen? Insofern ist es nicht verwunderlich, dass Schirach seine Informationen aus der Greiser-Rede von 1942 ins Jahr 1944 verlegte und sie als Ergebnisse eigener Ermittlungen präsentierte. Ebenso wenig erwähnte Schirach bei dieser Aussage im Gerichtssaal, dass

er zumindest seit dem 6. Oktober 1943 das volle Ausmass der NS-Verbrechen am jüdischen Volk kannte. An diesem Tag hatte nämlich der Reichsführer SS Heinrich Himmler mit einer Rede vor den eigens dazu versammelten Gau- und Reichsleitern der NSDAP in Posen berichtet, wie und in welchem Ausmass seine Gefolgsleute von der Gestapo, der Polizei, des SD und der SS-Totenkopfverbände die Menschen gewissermassen am Fliessband umzubringen pflegten.

Entgegen seinen sonstigen Gewohnheiten hatte Hitler an dieser Versammlung seiner obersten Parteiführer nicht teilgenommen. Er hielt sich im Hauptquartier «Werwolf» in der Ukraine auf, entzog sich damit zunächst allen unbequemen Fragen und baute vorsorglich ein Alibi auf, das am Ende darauf hinauslaufen sollte, auch er habe von den Verbrechen nichts gewusst, und Himmler sei der Übeltäter. Einige Tage später empfing er seine Würdenträger dann doch, diesmal in der «Wolfsschanze» bei Rastenburg. Er sagte ihnen, die Brücken seien hinter ihm abgebrochen, und ihm (somit auch seinen Zuhörern) bleibe nur der Weg nach vorn. Nun waren sie also die von ihm sooft zitierte verschworene Gemeinschaft.

Schirachs Behauptung, er sei bereits zur Zeit des Wiener Kongresses von der Ungnade bedroht gewesen, kann nur bedingt als richtig anerkannt werden. Als das Jahr 1943 begann, wünschte Hitler seinem Wiener Gauleiter am Telefon Glück, Erfolg und Gesundheit. Der Anruf kam aus der «Wolfsschanze». Doch der so Geehrte muss ihn mit gemischtem Gefühl entgegengenommen haben, denn dreizehn Tage später rügte er in der Braunschweiger HJ-Führerschule vor den dorthin beorderten Gebietsführern die NS-Politik in den besetzten Gebieten im Osten und im Westen. Wer eine neue europäische Ordnung aufbauen wolle – so sagte er –, sei auf

die freiwillige Mitarbeit der Nationen angewiesen. Damit widersprach er dem Gewaltpolitiker Hitler, der alle besiegten Völker zu Heloten in deutschen Diensten machen und ihre Staaten ausplündern, verstümmeln oder zu Protektoraten des Reiches machen wolle. Diese Absage an die Expansionspolitik schien umso mehr geboten, als die Lage der deutschen und der verbündeten Truppen an der Wolga bei Stalingrad mit jedem Tag prekärer wurde.

Es ist nicht festzustellen, ob Hitler von dieser Kritik erfahren hat, und Schirach wurde ihretwegen nicht zur Rede gestellt. Wohl aber hielt ihm Hitler Anfang Februar ein Heft der HJ-Zeitschrift «Wille und Macht» unter die Nase, in dem in Worten und teilweise farbigen Bildern über die Anfang Februar in Wien eröffnete Ausstellung von Werken junger Künstler berichtet wurde. Eigens deswegen war Schirach gerufen worden. Auf dem Berghof, in der grossen Halle, unmittelbar vor dem riesigen Panoramafenster, zischte er seinen Gauleiter nur leise an: «Ein grüner Hund! So was lassen Sie in einer Viertelmillion Auflage drucken! Das ist nicht Jugenderziehung, das ist Opposition! Ich wünsche solche Ausstellungen nicht! Das ist Sabotage!» Der von Hitler und Goebbels hochgeschätzte Reichsbühnenbildner Benno von Arent war in Wien als Kunstkommissar durch die Aufstellung gegangen und hatte festgestellt, dass viele der Bilder «entartet» seien. Auf allerhöchsten Befehl schloss die Kunsthalle schon nach wenigen Tagen ihre Tore.

Inzwischen hatte Bormann weiteren Sprengstoff für Minen gesammelt. Bald nach dem Eintritt der USA in den Krieg auf der Seite der Alliierten hatte er per Fragebogen ermittelt, wer von den höheren Parteifunktionären im Ausland Verwandte besass. Schirach hatte gemeldet, dass nicht nur die gesamte Sippe seiner Mutter US-Bürger waren, sondern dass auch

noch einige Verwandte aus der väterlichen Linie dort lebten. Deshalb also – so hiess es nun – habe Schirach immer davor gewarnt, die kriegerische und industrielle Stärke der USA zu unterschätzen, und deshalb habe er so demoralisierende Geschichten erzählt, wie etwa die vom Schiffbauer Kaiser, der drüben grosse Transportschiffe gewissermassen am Fliessband in unglaublich kurzer Zeit zusammenschweissen lasse, so dass die Verluste durch U-Boote mehr als wettgemacht würden.

Mit der von Schirach so laut gepriesenen Führertreue der Jugend – so meinte Bormann – sei es auch nicht weit her. Deren Führung sei zu lasch gewesen, das zeige sich jetzt. Er verwies auf Berichte von Partei- und SD-Dienststellen, wonach es in Grosstädten, so in Hamburg und in Frankfurt, lose Zusammenschlüsse von Gymnasiasten und Lehrlingen gebe, die sich als Swingjugend bezeichneten, weil Swingtanz und -musik ihrer angelsächsischen Herkunft wegen verboten worden waren. Weit davon entfernt, etwa Widerstand gegen den NS-Staat zu leisten, drückten sie sich um den HJ-Dienst und sangen Spottverse auf die Melodie eines HJ-Liedes. So: «Swingend wollen wir marschieren – in die Zwangs-HJ – Louis Armstrong soll uns führen – mit dem neusten Hott!» Die Gestapo hatte, wie Bormann betonte, dem Unfug inzwischen ein Ende gemacht, aber wenn die Jugendlichen moralisch so tief sinken konnten, dann musste die Führung seit Jahren mangelhaft und nachlässig gewesen sein.

Auf eine andere Art war Goebbels seit langem dabei, Schirach in Hitlers Ansehen herabzusetzen. In den ersten Wochen nach dem Überfall auf die Sowjetunion fragte er beispielsweise in Gegenwart Hitlers, weshalb Schirach die Pathétique-Symphonie von Tschaikowskij aufführen lasse. Der Grund: Wilhelm Furtwängler, der grosse Dirigent, hatte sie gerade mit den Wiener Symphonikern erarbeitet und wollte sie nun

vorstellen. Hitler entschied: Keine Russenmusik, solange der Krieg gegen die Sowjetunion andauert. Schirach insistierte: Wir spielen auf den Sprechbühnen ja auch Shakespeare. Goebbels erreichte, dass die Aufführungen der Dramen des grossen Engländers zahlenmässig vermindert werden mussten. «Und wie ist es mit Shaw?» fragte Schirach. Er sei spielbar, ja sogar erwünscht, weil er ein Kritiker der britischen Gesellschaft sei. Ein andermal fragte Goebbels bei Tisch: «Was sagen Sie dazu, dass wir Paul Lincke zum Ehrenbürger von Berlin gemacht haben?» Schirach, der sich immer über die seichte Unterhaltungsmusik im Rundfunk ärgerte, entgegnete: «Das ist in Ordnung! Lincke ist ja auch der Beethoven von Berlin.»

Doch nun konnte Goebbels triumphieren. Am 18. März 1943 schrieb er in sein Tagebuch: «Der Führer hat seine Entscheidung in der Frage der ‚Junge-Kunst-Ausstellung‘ in Wien gefällt. Er hat sich schärfstens gegen die Kulturpolitik Schirachs ausgelassen und bestimmt, dass die Wiener Kulturpolitik jetzt unmittelbar unter meine Aufsicht gestellt wird.» Drei Wochen später spann er den Faden weiter: «Schirach ist vom Führer auf dem Obersalzberg wegen seiner Kulturpolitik sehr scharf bestandpunktet worden. Er fühlt sich augenblicklich etwas klein. Er hat Thomas (den Kulturreferenten; Anm. d. Verf.) zu den Soldaten geschickt. Ich glaube, dass wir in nächster Zeit mit der Wiener Kunstpolitik keine Sorgen haben werden.»

Um die Februarmitte 1943 hatte Goebbels vor einer aufgepeitschten Menge im Berliner Sportpalast den totalen Krieg ausgerufen, die Zuhörermassen hatten ihm brüllend zugestimmt – der Vernunft entrückt wie eine religiöse Erweckergemeinde. Seitdem war er der allgemeine Einpeitscher für den Kriegseinsatz. Mit Schirach war er nicht zufrieden. Am

24. April notierte er: «Schirach hat vom Totalen Krieg keine blasse Ahnung und versucht immer wieder zu torpedieren. Der Führer allerdings hat sich durch seine Redensarten nicht nur nicht beirren lassen, sondern sich Speer gegenüber ausserordentlich scharf gegen Schirach geäußert. Er befürchtet, dass Schirach in die Fangarme der Wiener Reaktion geraten ist.» In der Tat äusserte Albert Speer um dieselbe Zeit, Schirach sei nun von Hitler aus der Liste der Thronfolger gestrichen. In der ersten Maihälfte griff Goebbels in seinem Tagebuch wiederum das Thema auf: «Von Schirach hat der Führer eine schlechte Meinung. Schiräch ist in Wien verwienert worden. (...) Er hat kein politisches Fingerspitzengefühl bewiesen, ist auch kein ausgewachsener Nazi. Er geht zu viel mit Künstlern um, das bekommt ihm nicht gut. Jedenfalls hat der Führer nichts Grosses mit ihm im Sinn.»

## «Er hat der Jüdin die Hand geküsst»

Das Schlagwort vom totalen Krieg aktivierte den ohnehin sehr am militärischen Geschehen ausgerichteten Reichsjugendführer Artur Axmann, die HJ noch stärker für Hitlers Sieg einzuspannen. Er hatte an der Ostfront als Unteroffizier einen Arm eingebüsst. Nun kämmte er noch einmal seine braune Formation durch. HJ-Führer sind in der Heimat überflüssig, wurde verkündet. Millionen Jugendliche – so gab er bekannt – arbeiteten jetzt in der Rüstungsproduktion, Hunderttausende waren Luftwaffenhelfer bei der Heimatflak. BDM-Mädchen halfen in Haushalten, wo die Mütter in Betrieben arbeiteten, wirkten in Kindertagesstätten, Nähstuben, auf Bahnhöfen, in Einzelhandelsgeschäften oder als Schaffnerinnen in den Strassenbahnen.

Auch Schirach fühlte sich aufgerufen; er wollte zu seiner Truppe zurück und damit auch heraus aus der misslichen Situation. Als ungeschriebenes Gesetz galt: Wer vor dem Feind steht als Soldat, ist tabu, darf aus der Heimat nicht von hinten angegriffen werden, darf nicht aus seiner Stellung entlassen oder sonstwie in seiner zivilen Situation benachteiligt werden. Schirachs Verbindungen zur Division «Grossdeutschland» waren mit seinem Ausscheiden nicht abgerissen. Sie wurden von beiden Seiten gewünscht und gepflegt; den Militärs war er die Brücke zur Jugend und zur Partei, indessen er hoffte, mit den Offizieren des Heeres das Gewicht der SS in Partei und Staat aufwiegen zu können.

So schickte er kurz nach dem Jugendkongress einen seiner Vertrauten aus der HJ nach Cottbus, wo die Division «Gross-

deutschland» ihren Ersatz ausbildete. Der Abgesandte reiste anschliessend durch die Wehrtüchtigungslager der HJ und warb dort Freiwillige für «Grossdeutschland». Dabei musste er sich gegen eine attraktive Konkurrenz durchsetzen. «Weil sich inzwischen die SS über Axmann den besten Ersatz aus der Wehrtüchtigung unter den Nagel gerissen hatte und das Heer nur noch bekam, was übrigblieb», erklärte Schirachs Abgesandter seine Mission. Da die Division sich bald zu einem Heeresverband entwickelte, richtete sie in Cottbus eine eigene Schule für Offiziersanwärter ein. Sie wurde von Schirach und dem Generalobersten Friedrich Fromm (1944 wegen Beteiligung an der Offiziersverschwörung gegen Hitler hingerichtet) gemeinsam ihrer Bestimmung übergeben. Bei den Militärs stiess Schirachs Absicht, statt der Parteiuniform wieder die des Infanterieoffiziers anzuziehen, auf wenig Gegenliebe. Sie meinten, er möge doch die Stellung in Wien und als Verantwortlicher für die Jugenderziehung halten, solange es ihm möglich sei.

Irgendwann in der ersten Hälfte des Jahres 1943 muss sich Schirach noch einmal entschlossen haben, Hitler seine Sorgen vorzutragen, und weil er fürchtete, zu einem ausführlichen Vortrag keine Gelegenheit zu bekommen, schrieb er einen Brief, der eigentlich eher eine Denkschrift war. Es gab jedoch im Hauptquartier ein Gebot, alle Briefe an den Führer über Bormann zu leiten, und er würde einen Brief dieses Inhalts und dieses Absenders gar nicht erst weiterleiten. Also bat Schirach seinen Schwager Heinrich (genannt Heini) Hoffmann, der als Fotograf zum lebenden Inventar des Hauptquartiers gehörte, er möge das Schreiben bei passender Gelegenheit Hitler in die Hand drücken. Sie ergab sich bereits bei der Begrüssung; Hitler fragte, wie es dem Vater in München, der Schwester in Wien und wie es Schirach gehe. «Von ihm»,



sagte der junge Hoffmann, «habe ich Ihnen einen Brief mitgebracht.» Obwohl Bormann im Hintergrund fast explodierte, streckte Hitler die Hand aus und sagte: «Geben Sie her!» Auf diesen Satz konnte sich Heini Hoffmann berufen, als ihm Bormann wenig später drohte, er werde ihn wegen des Verstosses gegen eine Vorschrift aus dem Hauptquartier ausweisen lassen.

In diesem offenbar verschwundenen Brief argumentierte Schirach, auch die genialste Strategie, die klügste Politik und alle deutsche Tapferkeit würden nicht ausreichen, die Feinde, vor allem die Amerikaner und die Sowjets, so zu besiegen, dass ihnen der Frieden aufgezwungen werden könnte. Deswegen müsse entweder mit Roosevelt oder mit Stalin verhandelt werden. Viele Gründe sprächen für Washington, und zur Begründung umriss er eine Konstellation, die Hitler und viele Deutsche dann gegen Ende des Zweiten Weltkrieges herbeiwünschten – nämlich den gemeinsamen Marsch nach Osten. Würde Hitler diesen Vorschlag annehmen, dann biete er seine Dienste als Unterhändler an. Gemeinsam mit seinem Freund Colin Ross könnte er einflussreiche Amerikaner für einen Kreuzzug gegen den Bolschewismus gewinnen. Ein erster Schritt in dieser Richtung und zugleich ein Signal für die Westmächte wäre, wenn der Reichsaussenminister Ribbentrop entlassen würde. Ihm traue ohnehin kein Staatsmann in der Welt.

Der Brief war Hitler keine schriftliche Antwort wert. Er nahm sich offenbar vor, den aufsässigen Gefolgsmann einmal coram publico den Kopf zurechtzusetzen. Also hatte er nichts dagegen, als Eva Braun ihm vorschlug, sie wolle das Ehepaar Schirach auf den Obersalzberg einladen – laut Schirach für die Ostertage, laut Michael Wortmann, Verfasser eines gut recherchierten Schirach-Lebenslaufs, für den Fronleichnam-

tag, den 24. Juni. Bei dieser Datierung stützt sich Wortmann wahrscheinlich auf die Tagebucheintragen von Goebbels (datiert auf den 24. Juni), der allerdings bei seinen Notizen, auch hinsichtlich ihrer Datierung, grosszügig verfuhr, da sie seinem künftigen Ruhm dienen sollten. Es ist jedoch nicht einzusehen, was ihm in diesem Fall ein falsches Datum hätte nützen können. Auch das Ehepaar Schirach war im Umgang mit Fakten und Daten ziemlich schludrig, und so, wie Henny in ihrem Buch («Der Preis der Herrlichkeit») die Vorgeschichte jenes Abends erzählt, provoziert sie mit ihrer genialisch eingefärbten Darstellung doch etliche Widersprüche. Da kommt sie gerade aus Holland, mal per Bahn, mal im Flugzeug, und am Ende ihres Besuchs fährt sie um fünf Uhr in der Früh im Auto nach Wien zurück, sieht aber, trotz der angeblichen Osterzeit und obwohl es dann noch dunkel gewesen wäre, auf der ganzen Bergstrecke bis hinab nach Berchtesgaden Arbeitskolonnen, die Löcher für Sprengladungen in den Fels treiben – 1943, als selbst Bormann, der ewige Bauherr am Berghof, noch keine Alpenfestung plante. An den Ostertagen hätte mit einiger Wahrscheinlichkeit stellenweise noch Schnee auf der Strasse gelegen, der den Einsatz von Arbeitskolonnen noch unwahrscheinlicher gemacht hätte. Nein, Henriette von Schirach ist keine gute Zeugin.

Doch an welchem Tag dieser Berghof-Besuch auch stattgefunden haben mag, es ist unbestreitbar, dass Henny kurz zuvor aus den Niederlanden zurückgekehrt war. Sie hatte in einem Amsterdamer Hotel übernachtet und war dort um den Schlaf gebracht worden, als schrille Frauen- und rauhe Männerstimmen sie an ein Fenster lockten. Sie sah, wie jüdische Frauen durch die Strasse getrieben wurden, sei es in ein Lager, sei es zu einem Transportzug. Angeblich hatte sie sich und einer Freundin geschworen, dies Hitler zu berichten, in der

Hoffnung, dass er solche Unmenschlichkeit abstellen und die Schuldigen bestrafen würde.

Geschah dies am Fronleichnamstag, dann hatte sie dafür eine schlechte Zeit gewählt. Hitler konnte nur an seine nächste Offensive denken. Im Osten sollten aus dem Frontbogen, der sich um die Stadt Orel herumzog, ausgesuchte Divisionen angreifen, mit einem von Süden kommenden Keil deutscher Truppen Zusammentreffen, die Stadt Kursk einnehmen und viele Divisionen Rotarmisten in einem Kessel vernichten. Hitler wusste, dass er eine so massierte Zusammenballung von Menschen und Material nie wieder schaffen konnte, es war ihm auch bekannt, dass der Feind an dieser Front ebenfalls seine besten Verbände stehen hatte. Er hatte den Angriff schon einmal verschoben, weil er hoffte, dass die Rote Armee zuerst zuschlagen und sich beim Angriff schwächen würde. Doch nun floss ihm die Zeit weg, die für den weiteren Vormarsch am günstigsten war. Deshalb war der Feldherr nervös, gereizt und missgelaunt.

Schirach bekam es gleich zu spüren, als sich die Runde am späten Abend in den Sesseln am Kamin niederliess. Ohne auf die Einzelheiten seines Briefes einzugehen, wies ihn Hitler zurecht, er möge sich um seine Angelegenheiten kümmern und nicht um solche, von denen er nichts verstehe. Was Ribbentrop betreffe: Der Mann sei ein Genie, grösser als Bismarck. Anschliessend liess Hitler seinem Hass gegen die Wiener freien Lauf. Darüber schrieb Goebbels in sein Tagebuch: «Schirach zeigte sich (...) ausserordentlich ungeschickt und reizte damit den Führer zu einer Reihe von sehr scharfen Antworten. (...) Frau von Schirach ist sehr bestürzt über die Eröffnung, die ihr der Führer macht, und die Tränen treten ihr in die Augen. (...) Der Führer ist in diesem Zusammenhang Schirach gegenüber sehr erregt und aggressiv. Schirach

hat danach nicht mehr viel zu bestellen. Ich versuche immer wieder zu vermitteln (...), aber wenn der Führer sich einmal in eine Sache hineingefressen hat, ist ein solcher Versuch ziemlich aussichtslos.»

Das musste aus jahrelanger Erfahrung auch Schirach wissen. Er hatte sich jedoch vorgenommen, «drei Dinge zur Sprache zu bringen» – so sagte er in Nürnberg. Das war zunächst die Besatzungspolitik im Osten. Er plädierte dafür, den Ukrainern und sogar den Weissrussen eine weitgehende Autonomie zu gewähren und das Gewaltregiment, wie es beispielsweise der in Kiew residierende Reichskommissar Erich Koch, zugleich auch Gauleiter in Ostpreussen, ausübte, durch ein System der Zusammenarbeit mit der Bevölkerung zu ersetzen. Erfolg: «Dafür sind Sie nicht zuständig», sagte Hitler. Auch der Versuch, Wien und die Wiener seinem Führer näherzubringen, endete kläglich. Er kenne dieses Volk aus seinen Hunger jahren, erinnerte sich Hitler. Es habe ihm zugejubelt beim Anschluss, aber das bedeute bei den Wienern gar nichts; sie seien wankelmütig und hätten in der Vergangenheit häufig auch den schlechtesten Charakteren zugejubelt, weil sie rassisch minderwertig, ein Mischmasch aus vielen Völkerschaften und Rassen, seien.

Seine dritte Frage durfte er nicht selbst vorbringen. Er hatte mit Henny verabredet, dass sie es übernehmen würde, indem sie von ihrer Reise in die Niederlande erzählte. «Meine Frau», sagte er in Nürnberg, «gab einen sehr dramatischen Bericht, der etwa dem entsprach, was man heute (1946; Anm. d. Verf.) in der Presse über diese Dinge liest.» Henny behauptete, es hätten ihr siebzehn Männer, darunter auch Hitler, zugehört. Die ebenfalls anwesenden Frauen – Eva Braun, Hitlers Sekretärinnen, Freundinnen von Eva – erwähnt sie nicht. Hitler habe sie ausreden lassen, sei zögernd

aufgestanden und habe plötzlich gebrüllt: «Das sind Sentimentalitäten! Was gehen Sie die Jüdinnen in Holland an?» Sie sei dann aus der Halle in ihr Zimmer gelaufen, im zweiten Stockwerk, und habe dort ihrem Mann den Vorfall berichtet, der unterdessen bei den Chauffeuren im Untergeschoss seine Pfeife geraucht habe.

Folgt man Schirachs Schilderung der Szene, dann war er die ganze Zeit in der Halle. Den Nürnberger Richtern sagte er: «Hitler schwieg. Es schwiegen auch die anderen Zeugen, unter anderen war mein Schwiegervater Zeuge. Nach einiger Zeit sagte Hitler bloss: ‚Das sind Sentimentalitäten!‘ Das war alles.» Er habe jedoch gefühlt, dass die Situation für ihn völlig unhaltbar geworden sei, und aus dem Gefolge habe man Heinrich Hoffmann gewarnt, Schirach müsse von nun an um seine Sicherheit besorgt sein. Also habe er nur getrachtet, so schnell wie möglich vom Berghof wegzukommen. Er startete im Morgengrauen nach Wien.

«Hitlers Zorn», schrieb Goebbels in sein Tagebuch, «war durch Erzählungen Henriette von Schirachs noch gesteigert worden.» Zynisch merkt er an, die Schirachs hätten ihr Mitgefühl erst entdeckt, «nachdem fast 60'000 Juden gleichsam vor ihrer Haustür» deportiert worden waren. Henny habe sich benommen wie eine dumme Pute. Sie habe im Lauf des Abends, während der Führer auf die Wiener schimpfte, diesen gebeten, er möge doch ihren Mann nach München versetzen und an seiner Stelle den dort amtierenden Gauleiter Paul Giesler nach Wien schicken. Doch Hitler habe befohlen, Schirach müsse seinen Auftrag in Wien durchführen.

Der Autor fragte die Schirachs, weshalb sie eigentlich an jenem Abend das peinliche Thema vor mindestens einem Dutzend Menschen zur Sprache gebracht hatten, obwohl sie wussten, dass man mit Hitler ohne Zeugen eher vernünftig

reden konnte. Henny berief sich auf ihren Schwur. Baldur sagte, sie hätten eigentlich erwartet, dass Hitler solche Aktionen spontan verbieten würde. Sie hatten natürlich gewusst, dass Juden zwangsweise in den Osten gekarrt wurden, um das zu erfahren, hätten sie gewiss nicht nach Amsterdam reisen müssen. Das wusste um diese Zeit fast jedermann im Reich; und wie konnten sie annehmen, dass ausgerechnet der Mann an der Spitze des Reiches, ein Judenhasser ohnegleichen, darüber erst aufgeklärt werden müsse? Schliesslich stellte es sich bei dem Gespräch mit dem Ehepaar heraus, dass nur die Form des Abtransports sie empört hatte, das Treibergeschrei der Polizisten, ihre Fusstritte für die Langsamen, das Jammern der Gequälten. Der Vorgang widersprach ihrer Überzeugung, dass die Deutschen zwar streng, aber immer gerecht mit den Juden verfahren.

Schirach erwähnte, dieser Besuch auf dem Berghof sei für ihn die letzte Gelegenheit gewesen, mit Hitler in kleinem Kreis zu sprechen. Er sagte dies im Ton des Bedauerns, denn noch hatte er gehofft, seinen Führer auf den rechten Weg zurückführen zu können. Doch es gab für Hitler kein Zurück. Er sagte nach dem Zusammenstoss mit Schirach zu seinem Luftwaffenadjutanten Nicolaus von Below: «Er weiss doch genau, dass es keine Lösung gibt, es sei denn, ich schiesse mir eine Kugel durch den Kopf.» Man darf Schirachs Behauptung, Hitler habe ihn aus seiner Nähe völlig verbannt, nicht ganz genau nehmen; im Juni 1943 sass der Wiener Gauleiter schon wieder auf dem Obersalzberg an Hitlers Tisch und erzählte zwischen Suppe und Hauptgericht, der norwegische Dichter Knut Hamsun sei zu einem Kongress nach Wien gekommen und hätte gern mit Hitler gesprochen über sein Heimatland, das von Josef Terboven, dem Gauleiter aus dem Rheinland, als Reichskommissar mit harter Hand regiert

wurde. Der Nobelpreisträger Hamsun war, anders als die meisten seiner Landsleute, ein Freund Deutschlands und hatte sich sogar der faschistischen Partei des Norwegers Vidkun Quisling angeschlossen. Hitler lud ihn ein. Was er von seinem Besucher zu hören bekam, gefiel ihm nicht. Hamsun bat, Terboven abuberufen und die Zwänge des Besatzungsregimes zu mildern. Als er diese Bitten dringlich und wiederholt vorbrachte, herrschte ihn Hitler schliesslich an: «Seien Sie still, davon verstehen Sie nichts!» Er schrie so laut, dass eine Sekretärin im Nebenraum es hörte.

Schirachs «Degradierung» sprach sich offenbar auch nur langsam herum, denn nach wie vor baten ihn Leute, er möge ihre Anliegen bei Hitler vertreten. Es war wohl bekanntgeworden, dass er die Politik der totalen Annektion aller Eroberungen und der harten Besatzungsherrschaft für falsch hielt, und so suchte ihn der Schriftsteller Edwin Erich Dwinger auf, der mit drastischen Schilderungen seiner Erlebnisse im russischen Bürgerkrieg ab 1917 zwischen Weiss und Rot einen Bestseller geschrieben hatte und den die Antibolschewisten als einen der Ihren reklamierten. Die Niederlage von Stalingrad hatte Dwinger in seiner Überzeugung bestärkt, die Rote Armee und ihr «grosser Führer Stalin» (so die sowjetische Parole) seien nur zu besiegen, wenn die Deutschen sich mit den Völkerschaften des Ostens verbündeten. Dazu schien sich nun eine Möglichkeit anzubahnen. An der Wolchowfront war 1942 der sowjetische General Andrej Wlassow gefangengenommen worden, er hatte sich dann von Stalin losgesagt und trat seitdem dafür ein, aus den Millionen kriegsgefangenen Rotarmisten und der von der Wehrmacht überrollten Zivilbevölkerung eine Freiwilligenarmee aufzustellen. Weil die meisten Sowjetbürger das kommunistische System angeblich hassten, würde sie grossen Zulauf bekom-

men, und sie könne vielleicht entscheidend dazu beitragen, das kommunistische Regime zu stürzen. Wenn Hitler zustimme, könne diese weissrussische Armee jeden Tag gegründet werden.

Sollte sich Schirach je um Hitlers Zustimmung bemüht haben, dann hätte er damit in jenen Tagen nur sein Guthaben weiter verschlechtert. Um diese Zeit sagte Hitler zu Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel: «Wir bauen nie eine russische Armee auf. Es ist viel einfacher, wir bekommen die Russen als Arbeiter nach Deutschland. (...) Da kann ich Deutsche freimachen», er meinte für die Wehrmacht. Auch widerstrebe es ihm, den «Untermenschen» des Ostens Waffen in die Hände zu geben. Wer weiss, was sie damit anstellen würden! Und nach dem Sieg müsste er auch noch Rücksicht nehmen auf die Hilfsvölker, indessen es doch in seiner Absicht lag, sie möglichst zu dezimieren, damit er Platz bekäme für Ansiedler germanischer Rasse. Schirachs Meinung zu diesem Komplex war in «Wille und Macht», der programmatischen Zeitschrift der HJ, zu lesen. Er trat ein für eine humane Behandlung der Ostvölker. Im Juli 1943 trafen sich Schirach und Wlassow zu einem Gespräch. Folgen hatte es nicht, denn erst als Heinrich Himmler sich in der Endphase des Krieges bereit erklärte, Einheiten der Ostvölker als Verbände seiner Waffen-SS-Divisionen kämpfen zu lassen, wurde Wlassows Plan in die Tat umgesetzt – zu spät, um überhaupt ins Gewicht fallen zu können.

Wenngleich Goebbels siegesfroh verkündet hatte, ihm unterstehe jetzt auch die Kulturpflege in Wien, so bewahrte sich Schirach doch eine erhebliche Handlungsfreiheit, allein schon aufgrund der in den letzten Kriegsjahren immer mangelhafter funktionierenden Verkehrs- und Nachrichtenverbindungen zwischen Wien und Berlin. Er hatte gegen Ende



des Jahres 1942 noch (frei entscheidend) den Altmeister der zeitgenössischen deutschen Dramatiker, Gerhart Hauptmann, nach Wien eingeladen, damit dessen Schaffen dort anlässlich seines achtzigsten Geburtstags angemessen gewürdigt würde. Die Kaiserzeit hatte ihn als «rot» abgestempelt, weil er in einigen seiner Dramen Sozialkritik geübt und sich der materiell und sozial Benachteiligten angenommen hatte. Zahlreiche Altnazis hatten dieses Etikett übernommen. Die Weimarer Zeit hatte den Dichter gefeiert, und er hatte die offizielle Anerkennung erfreut entgegengenommen. Auch dies war ihm von Parteigenossen verübelt worden. Nun hatte Goebbels die Anweisung ausgegeben, die Theater, die Presse, die Partei, kurz, die Öffentlichkeit, mögen den Geburtstag nur gedämpft zur Kenntnis nehmen. Doch in Wien hatte man sich daran nicht gehalten. Die Sprechbühnen hatten Hauptmanns Dramen aufgeführt, und in einer Feierstunde wurde er gebührend geehrt.

Nun stand für das Jahr 1944 ein ähnliches Jubiläum bevor: Richard Strauss, der bedeutendste deutsche Opernkompunist der Gegenwart, wurde am 11. Juni ebenfalls achtzig Jahre alt. Er war einige Zeit Präsident der Reichsmusikkammer gewesen, aber mit seiner Leitstelle, dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, hatte er nie so recht harmoniert. Für die meisten seiner Opern hatte der österreichische Dichter Hugo von Hofmannsthal die Texte verfasst; er war den Nazis als dekadent verdächtig, und sie rechneten ihm jüdische Vorfahren an. Nach Hofmannsthals Tod 1929 hatte Strauss sich mit dem Dichter Stefan Zweig zusammengetan und sich nicht daran gestossen, dass sein neuer Kompagnon ein Volljude war. Um das Mass voll zu machen, hatte Strauss' Sohn auch noch die Tochter eines Prager Bankiers, eines Juden, geheiratet. Was ein echter Nazi

war, der fasste eine solche Sippe nur mit der Feuerzange an. Hinzu kam, dass der Jubilar, wohnhaft in Garmisch, mit den dortigen Parteigrößen in Streit geraten war, weil er sich sträubte, im Nebengebäude seiner grossen Villa Leute aufzunehmen, die der Bombenangriffe wegen aus dem Ruhrgebiet nach Oberbayern umziehen mussten.

In Wien besass Strauss ebenfalls eine ansehnliche Villa, und als er sich entschloss, dorthin zu ziehen, verbuchte Schirach den Zuzug als einen Gewinn für seinen Gau. Er fühlte sich mit Strauss seit früher Kindheit verbunden; der Komponist hatte vor dem Ersten Weltkrieg schon im Weimarer Elternhaus verkehrt, wenn der Generalintendant Schirach höchstselbst eine Strauss-Oper in seinem Theater inszenierte. Bei solchen Besuchen pflegte der kleine Baldur auf Strauss' Knien zu sitzen. So war er schon in Jünglingsjahren ein Bewunderer der Kompositionen des Meisters geworden. Auch Hitler hatte dessen Musik zu schätzen gelernt. Des Führers Wunsch war es gewesen, dass Richard Strauss die Präsidentschaft in der Reichsmusikkammer übernahm. Doch als er sich dann ausge-rechnet Stefan Zweig als Textschreiber ausgesucht hatte, schätzte der Antisemit Hitler nur noch die Töne, aber nicht mehr ihren Urheber. Ein Strauss-Brief an Zweig, abgefangen durch die Gestapo, war schliesslich der Anlass, dass die Reichsmusikkammer einen neuen Präsidenten bekam; Begründung: Strauss wolle Zeit gewinnen für weitere unsterbliche Werke.

Da nun der Meister in Wien wohnte und dort auch als Dirigent wirkte, sah sich Schirach nicht verpflichtet, einer Anweisung Goebbels' nachzukommen, wonach der achtzigste Geburtstag höchstens *andante piano* zu feiern sei. Zwar hatten die meisten Uraufführungen der Strauss-Opern in Dresden stattgefunden, aber da man auch dort mit Ehrungen kurztreten wollte, fühlte sich Schirach aufgerufen, dem Mei-

ster ein Fest zu bereiten. In beiden Opernhäusern Wiens gab es glanzvolle Aufführungen, und in den Konzertsälen waren seine Tondichtungen zu hören. Schirach kam als Gratulant in die Strauss-Villa und traf dabei unvermeidlich auch den Sohn des Jubilars mit dessen Ehefrau Alice. Bormann schäumte: «Er hat der Jüdin die Hand geküsst!» Noch dazu in aller Öffentlichkeit.

Bormanns Vergeltung liess nicht auf sich warten. Als im Rahmen der Ehrungen der Jubilar und seine Frau Lauline Gäste im Haus der Schirachs waren, wurde dem Gauleiter ein Fernschreiben aus der Parteikanzlei gebracht. Darin wurde er angewiesen, dem Meister mitzuteilen, dass es ihm ab sofort verboten sei, das Reichsgebiet zu verlassen. Auf die gewohnte Reise in die Schweiz musste er verzichten; dort hatte er bisher jedes Jahr im Sanatorium altersbedingte Beschwerden zu lindern versucht.

Abweichend von seinem verbalen Antisemitismus, half Schirach in etlichen Fällen jüdischen Menschen aus der Bedrängnis – eine Anmerkung, die insofern nicht frei ist von Banalität, als die meisten Parteigenossen nach dem Krieg sich solches Wohlverhalten schriftlich bestätigen liessen. Schirach bemühte sich nicht um «Persilscheine» ; die Fakten kamen im Nürnberger Prozess durch Zeugenaussagen in die Akten. So liess er Juden oder Mischlinge im Sinn der Rassengesetze auf allen Posten weiterbeschäftigen, wo sie nicht auffielen – etwa als Gärtnerinnen oder Tänzerinnen im Ballett. So auch, als eines Tages der Schauspieler Hans Moser, der Berufsnuschler des deutschen Films, ihn um seine Hilfe bat. Er war mit einer Jüdin verheiratet, die sich zunächst einmal über die nahe Grenze nach Ungarn in Sicherheit gebracht hatte. Die beiden liebten sich jedoch so sehr, dass ihnen die Trennung auf die Dauer unerträglich erschien. Das rührte den Gauleiter; er

schrieb einen Schutzbrief für Frau Moser und befreite sie darin sogar von der gesetzlichen Vorschrift, den gelben Judenstern zu tragen. Er stellte nur die Bedingung, dass sie künftig darauf verzichtete, in extravaganter Kleidung auf der Ringstrasse spazieren- und einkaufen zu gehen.

In einem Staat, der sogar seine schlichten Bürger durch Gestapo, SD, Polizisten und Blockleiter der Partei beobachten liess, konnten solche Widersetzlichkeiten eines Gauleiters auf die Dauer nicht unentdeckt bleiben. Sie mussten umso schneller amtsbekannt werden, als viele Wiener Alt-Parteiengenossen sich einen Gauleiter aus ihren Reihen wünschten und jeden aus dem Reich importierten als «Piefke» ablehnten. Der Reichsaussenminister von Ribbentrop wurde, wie er den Nürnberger Richtern erzählte, irgendwann im Jahr 1943 Zeuge eines Gespräches zwischen Himmler und Hitler, in dem der Reichsführer SS vorschlug, Schirach durch den Volksgerichtshof aburteilen zu lassen, weil er den Krieg als ein nationales Unglück bezeichnet habe. Dazu kam es nicht, weil Hitler sich zu diesem Vorschlag nicht äusserte, aber denkbar ist es schon, dass Himmler auf diese Weise einen Gegner ausschalten wollte, der ihm bei der Werbung für die Waffen-SS in der HJ im Weg stand. Bemerkenswert war auch, dass Bormann bald nach der Szene wegen der Amsterdamer Jüdinnen die von ihm eingeführte und seit 1929 praktizierte Du-Anrede fallenliess und Schirach stattdessen siezte.

Im März 1943 hatte Schirach in einem vertraulichen und langen Gespräch mit Hartmann Lauterbacher die Aussichten auf einen Sieg als äusserst gering dargestellt und vorhergesagt, bald würden deutsche Soldaten in den Alpen, am Rhein und vor Wien das Reich verteidigen müssen. Auch wenn Lauterbacher auf keinen Fall verdächtigt werden kann, diesen staatsfeindlichen Pessimismus nach oben weitergemeldet zu

haben, so scheint es doch nicht ausgeschlossen, dass Schirach seine Ansicht auch gegenüber weniger vertrauenswürdigen Menschen geäußert hatte. Über den Gauleiter in Wien sagte Lauterbacher im Nürnberger Prozess als Zeuge: «Er sah die Katastrophe kommen, sagte aber auch, dass ja auch ein Rücktritt oder irgendein Unternehmen keinen Einfluss hätte auf die Staatsführung und auf Hitler selbst und dass er also, seinem Eid getreu, wie ein Soldat im Amte bleiben wolle.»

In der Tat sah er die Katastrophe schon sehr lange kommen. Am Tag des Kriegsausbruches hatte der damalige Reichsjugendführer in Berlin seinen nächsten Mitarbeitern prophezeit, sie würden am Ende dieses Krieges Berlin brennen sehen. Und am Tag vor dem Überfall auf die Sowjetunion hörte der oberste Pressefunktionär der HJ, Günther Kaufmann, wie der Reichsstatthalter in Wien in seinem saalgroßen Büro am Ballhausplatz verkündete, dieser neue Feldzug (von dem er also bereits unterrichtet war) sei der Anfang vom bösen Ende, das durch die Vermessenheit der deutschen Politik nunmehr unvermeidlich geworden sei.

Wenn Goebbels klagte, Schirach machte den totalen Krieg nicht mit, so war dies keine falsche Anschuldigung. Die Eingriffe in den Alltag der Bürger waren in Wien weniger drastisch als in Berlin. Zu Recht war Schirach der Meinung, dass er von den Wienern weniger Enthusiasmus und mehr Widerborstigkeit zu erwarten hatte, als die Berliner entwickelten. Auch musste er, der den Krieg insgeheim schon für verloren hielt, sich fragen, weshalb er den Menschen weitere Einschränkungen ihrer Freiheit und weitere Entbehrungen zumuten sollte. Das kritische Meckern an der Spree war oberflächlicher und weniger gefährlich als das verhaltene Raunzen an der Donau. Wenn es galt, radikale Forderungen beim Volk durchzusetzen, waren die Berliner leichter dafür zu

begeistern. Bei jenem übel verlaufenen Besuch auf dem Berghof warf Eva Braun ihrem Gast Schirach vor, es sei «fei net nett, dass Sie die Dauerwellen verboten ham'n!»! Doch er konnte die gekränkte Eitelkeit in diesem Fall auf den Propagandaminister lenken als den Verantwortlichen für alle Anordnungen zum totalen Krieg. Wenn Goebbels von Berlin aus die Massen aufpeitschte, bremste Schirach in Wien.

Sowohl für Goebbels wie auch für Bormann war der ranghöchste Wiener Hakenkreuzler längst schlimmer als ein Pessimist, nämlich ein Defätist. Das war bereits todeswürdig. Es war nicht verwunderlich, dass der SD im Juli 1943 das lauf-feuerartig sich ausbreitende Gerücht notierte, Schirach sei mit Frau und Kindern in die Schweiz emigriert. Eine andere Version behauptete, er sei bei dem Versuch dazu gerade noch rechtzeitig verhaftet und sofort erschossen worden.

Ein Mitarbeiter Schirachs legte ihm in jenen Tagen ein Bündel Papiere auf den Schreibtisch. Er hatte die Blätter von einem Freund erhalten, der in der Parteikanzlei arbeitete. Es waren Kopien von Notizen über Tun und Lassen des Wiener Gauleiters, mehr oder weniger grosse Sünden wider den NS-Geist, aus Bormanns Materialsammlung. Schirach glaubte auch zu wissen, wer aus seiner Umgebung ihn so kritisch beobachtete: eine Freundin Eva Brauns. Sie war ständiger Gast auf dem Berghof gewesen, bis Schirach eines Tages Hitler informierte, dass aus dieser Quelle eine Menge Klatsch und Tratsch über das Wirken seines Vorgängers Josef Bürckel in Bormanns Akten gekommen war. Seitdem war diese in Wien wohnende Frau nur noch selten auf dem Obersalzberg gelitten, aber Schirach hatte sich die Feindschaft von Eva Braun zugezogen, die nun ihrerseits dafür sorgte, dass möglichst viel Nachteiliges über den Gauleiter aus Wien Bormann erreichte. Dazu war noch gekommen, dass sich Henriette

geborene Hoffmann und die ehemalige Angestellte ihres Vaters insgeheim so spinnefeind geworden waren, wie dies nur zwischen Freundinnen möglich ist.

Angriffe dieser Art liessen Schirach kalt. Ernster nehmen musste er, als im Herbst 1943 aus der Parteikanzlei der Vorwurf kam, er habe es versäumt, Wien auf Luftangriffe vorzubereiten. Hitler verordnete ihm zwei Nachhilfetage im Gau Westfalen-Süd beim Gauleiter Albert Hoffmann, Sitz Bochum. Dort hatte man Erfahrungen übergenug; englische Bomber suchten das Industriegebiet seit 1940 heim, und Hoffmann galt als Experte in der Partei. Im Gegenbesuch inspizierte er dann Wien, mit dem Auftrag, einen Bericht bei Bormann einzureichen. Schirach zeigte ihm die alten Katakomben unter der Innenstadt; er hatte sie ausräumen, mit Sitzen, Liegen und Ambulanzen versehen und Einstiege anlegen lassen. 150'000 Menschen konnten dort Zuflucht finden, tiefer unter der Erde, als je eine Bombe durchschlagen konnte. Auf dem Galizienberg hatte Schirach seinen Befehlsstand errichten lassen, betongeschützt, mit einer Art Hörsaal, wo auf grossen Glasflächen mit Fettstiften die anfliegenden Maschinen markiert wurden. Der eigentliche Beobachtungsstand war ein Stahlgitterturm von 35 Metern Höhe, der schon als Aussichtsturm gedient hatte und von dessen Plattform hoch über den Baumwipfeln die ganze Stadt überblickt werden konnte. Sobald die Gefahr eines Angriffes bestand, rasten der Gauleiter und seine Mannschaft mit Kraftwagen auf die Höhe. Schirachs ständiger Platz war auf der Plattform des Turmes. Die Beobachtungen wurden fernmündlich weitergegeben an den Befehlsstand, der 20 Meter unter der Erde lag. Die ersten Angriffe trafen Wien im Sommer 1944, nachdem die feindlichen Luftstreitkräfte bis dahin den weiten und gefährlichen Anflug über das heftig verteidigte Reichsgebiet

gescheut hatten. Nun aber konnten sie, aus Italien kommend, das Wiener Becken ohne grosses Risiko erreichen. Der intensive Luftkrieg begann für Wien mit einem Angriff am 10. September 1944.

Im Bericht des Gauleiters Hoffmann wurden die Luftschutzmassnahmen in Wien als sehr gut gelobt, Bormanns Denunziation wurde widerlegt, doch sein Ansehen bei Hitler war damit keineswegs erschüttert. Als Heinrich Hoffmann, Hennys Vater, eine solche Gelegenheit einmal zu der Bemerkung benutzte, Bormanns Informationen seien keineswegs immer zuverlässig, wurde er von Hitler zornig zurechtgewiesen: «Sie und auch ihr feiner Schwiegersohn sollten wissen: Ich brauche Bormann, um den Krieg zu gewinnen. Er ist bedenkenlos und brutal, aber wer gegen ihn stänkert, ist gegen mich. Ich werde jeden erschossen lassen, der sich gegen diesen Mann auflehnt.»

Zweifellos war es unklug, dass Schirach diesen Mann, der in der Parteispitze nur der «General der Fernschreiber» hiess, nicht ernst nahm. Bezeichnend für das Verhältnis der beiden Kontrahenten ist eine Szene, die Schirach als alltäglich schilderte: «Wenn wir in Wien beim Abendessen sassen, kam fast immer ein Adjutant mit einer endlos langen Papierfahne. Fernschreiben von Bormannh sagte er. Ich pflegte zu sagen: ‚Wirf es weg!‘ Daraufhin der Adjutant etwas verlegen: ‚Ich muss es aber doch wohl durchlesen!‘ Ich sagte: ‚Lies es, und wirf es dann weg.‘ Wer wirklich arbeiten wollte, konnte sich mit dieser Papierflut gar nicht beschäftigen.»

Dabei hätte Schirach einer Fürsprache bei Hitler sehr bedurft. Der Führer wollte ihn als Gauleiter ausmustern und war auch schon auf der Suche nach einem Nachfolger. Gauleiter Josef Grohe aus Köln kam in Frage, ehemals Hauptschriftleiter des Parteiblattes «Westdeutscher Beobachter»,



oder Paul Wegener aus Oldenburg, der dort gerade erst den Gau Weser-Ems übernommen hatte, weil der Vorgänger an einem Übel gestorben war, das er sich in Afrika geholt hatte. Auch Dr. Hugo Jury war Kandidat. Er stand dem Gau Niederdonau vor, sass inzwischen, wenn auch regelwidrig, in Wien, war ein Österreicher, also kein Piefke, aber nachteilig war, dass die Gaue Wien und Niederdonau mit zusammen 3,5 Millionen Einwohnern ein unerwünschtes Schwergewicht in der Ostmark gebildet hätten. Nicht weniger problematisch war die Frage, was mit Schirach zu geschehen habe. Es war einmal geplant gewesen, ihn als Botschafter in den Auswärtigen Dienst zu holen und ihm dort eine weitere Karriere anzubieten, aber dies war unter den gegenwärtigen Umständen nicht mehr zweckmässig. Allerdings war er zu bekannt, als dass man ihn einfach in die Anonymität verstossen konnte. Die Jugend hing noch immer an ihm; der Nachfolger Axmann hatte es noch nicht zur Symbolfigur der Jugendbewegung gebracht. So blieb denn alles beim alten.

In der NSDAP neigte man dazu, schwierige Probleme dieser Art auf gewaltsame Weise zu lösen. Ein so altgedienter Parteifuchs wie Schirach machte sich darüber bereits Gedanken. Zwar begleiteten ihn ständig zwei Kriminalbeamte in Zivil, wie es eine allgemein gültige Vorschrift für alle führenden Parteifunktionäre verlangte. Aber sie war ihm lästig, und er hielt sie ausserdem für Aufpasser im Sold Himmlers, über dessen Feindschaft er sich keiner Täuschung hingab. Diese Beamten würden ihn nur schützen, solange der Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei nicht das Gegenteil befahl. Wie gering dessen Moral und Gewissen entwickelt waren, musste Schirach am 23. Februar 1944 in Posen ein zweites Mal erfahren. Auch wenn Himmler bei diesem Treffen am Jahrestag der Parteigründung keine Rede hielt, so gab er doch

den versammelten Gau- und Reichsleitern gesprächsweise erneut die Bestätigung, dass er in Hitlers Auftrag die grösste Mordaktion aller Zeiten veranstaltete.

Diesem Treffen in Posen legte Schirach in seinen Erinnerungen eine Bedeutung bei, die eigentlich der Versammlung desselben Personenkreises am selben Ort im Oktober des vergangenen Jahres zukommt. Jetzt erst, so gibt er an, habe er aus einer Himmler-Rede von der Juden Vernichtung erfahren. Tatsächlich hat sich jedoch der Reichsführer SS diesmal nur gesprächsweise und in einem kleineren Kreis dazu geäußert. Der «Völkische Beobachter» berichtete am 27. Februar über das Treffen und nannte als Redner Goebbels (Thema: totaler Krieg), Robert Ley (Thema: Stimmung in den Produktionsbetrieben), den neuen Ernährungsminister Herbert Backe (Thema: Lebensmittelrationierung) und den Generaloberst Alfred Jodl (Thema: militärische Aussichten). Ob die Schirachsche Zeitverschiebung mit dem bei fast allen Deutschen nach dem Krieg auftretenden Bemühen erklärt werden kann, die jeweils erste Information über die Naziverbrechen so spät wie möglich anzusetzen? Dem lag wohl der Gedanke zugrunde, dass damit die eigene Verantwortung schwinde.

Vielleicht erklärt sich Schirachs Datenverschiebung auch damit, dass er erst im Mai 1944 eine praktische Folgerung aus seinen schrecklichen Erkenntnissen zog. Wieder einmal rief er seinen Freund Colin Ross nach Wien; er kam diesmal nicht aus München, weil dort seine Wohnung durch Bomben zerstört worden war; Schirach hatte daraufhin der Familie Ross sein früheres Wohnhaus in Urfeld zur Verfügung gestellt. Ross sah nun seinen aus der Lektüre von Auslandszeitungen entwickelten Verdacht mehr als bestätigt, nur war die Wahrheit viel schlimmer als alle Gerüchte. Sein Rat war wieder so weltfremd wie 1942: Man müsse sich der Person Hitlers

bemächtigen und ihn durch Psychiater für geisteskrank erklären lassen. Doch damit hatten sie das gleiche Problem wie die Mäuse in der Fabel: Wer hängt der Katze die Schelle an?

Es traf sich, dass am Ende jenes Monats gerade wieder einmal Hermann Göring mit seinem Sonderzug (zugleich Gefechtsstand, Hauptquartier und Dienstwohnung) durch Wien kam und dass Schirach ihn während eines Aufenthaltes auf einem Bahnhof besuchen konnte, gemeinsam mit seinem Adjutanten Gustav Höpken, HJ-Führer a. D. und kriegsbeschädigter Oberleutnant der Luftwaffe. Der Reichsmarschall empfing die beiden in seinem Bibliothekswagen, prächtig ausgestattet mit Regalwänden, Bücherreihen, Sesseln, einem Schreibtisch. Seine massige Figur war eingehüllt von einem fliederfarbenen Wildledermantel, aus dessen Brusttasche eine dickgliedrige Goldkette baumelte, mit einem grossen Smaragd als Abschluss. Der über Stalingrad abgeschossene Pilot Höpken fand erst während der Rückfahrt zum Ballhausplatz Worte, die sein Erstaunen über den Aufzug Görings hinreichend ausdrückten: «Das also ist mein Oberbefehlshaber!»

In einem halbstündigen Gespräch unter vier Augen versuchte Schirach den Reichsmarschall und erklärten Nachfolger des Führers zum Handeln zu bewegen. Dies sei die letzte Chance Deutschlands vor dem Ende. «Sie müssen das Heft an sich reißen!» beschwor er Göring. Doch der lehnte ab; er sei bereits so abgewertet, dass er bei den täglichen Lagebesprechungen nicht einmal mehr ein Wort sagen könne, ohne dass ihm Hitler über den Mund fahre. Was Schirach nicht wusste: Die Entmachtung Hitlers wurde von anderer Seite, von Offizieren der Wehrmacht, seit langem betrieben. Verschworene planten, Hitler durch ein Attentat zu beseitigen. Ferner waren die im Westen zur Abwehr einer Invasion eingesetzten Generalfeldmarschall Erwin Rommel und General Heinrich

von Stülpnagel entschlossen, Hitler festnehmen zu lassen, falls er einen ihrer Befehlsbereiche inspizierte. Doch keiner dieser Männer gab sich Rechenschaft darüber, ob am Ende nicht jede Aktion gegen die Hitlerei bereits zu spät kam.

## «Über Hitler wurde nicht mehr gesprochen»

Am 5. Juni 1944 mussten deutsche Truppen Rom räumen und dem Gegner weitere Teile Mittelitaliens überlassen. Am folgenden Tag landeten Engländer, Amerikaner und weitere Verbündete an der französischen Atlantikküste und schufen damit den entscheidenden Brückenkopf zur Eroberung des europäischen Festlandes. In der letzten Juniwoche brachen weit überlegene Verbände der Roten Armee durch die dünnen Linien des Mittelabschnittes der deutschen Ostfront, kesselten dabei nahezu zwei Dutzend Divisionen ein und vernichteten sie zum grössten Teil.

Auf Göring habe er seine letzte Hoffnung gesetzt, sagte Schirach dem Autor. «Er wäre der einzige gewesen, dem das ganze Volk und auch die Front gefolgt wären. « Und was wäre gewesen, wenn die Militärs durch Stauffenbergs Bombe an die Macht gekommen wären? «Glauben Sie mir», sagte Schirach, «dass bei einem Aufstand der Generäle die Arbeiter nicht ruhig geblieben wären.»

Diese Überzeugung mag eine Erklärung dafür sein, dass Schirach nie versucht hat, Verbindungen zur militärischen Opposition gegen das Hitler-System aufzunehmen. Die Brücke wäre vorhanden gewesen, denn mit dem Generaloberst Friedrich Fromm, Befehlshaber des Ersatzheeres, stand er auf freundschaftlichem Fuss; Fromm wurde nach dem misslungenen Attentat Stauffenbergs infolge seiner zweiseitigen Haltung während des Aufstandes vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und hingerichtet. Doch auch sonst war eine Revolution gegen seinen Führer für Schirach

ganz undenkbar gewesen. Als adeliger Offizier, aus einer Offiziersfamilie kommend, fühlte er sich durch Eide gebunden, mit denen er sowohl als Soldat als auch als Parteifunktionär Hitler die Treue gelobt hatte. Noch während der Verhandlung vor den Richtern in Nürnberg legte er grossen Wert auf seine Erklärung, er habe seine Eide gegenüber Hitler gehalten.

Ein persönlich schmerzliches Ereignis bewirkte, dass ihn die Vorgänge beim Bombenattentat des Claus Graf Schenk von Stauffenberg am 20. Juli 1944 fast nur am Rande berührten. Schirach fuhr am 16. Juli, einem Freitag, in einem VW von Wien zum Wochenende nach Kochel, wo sich seine Familie aufhielt. Kurz vor Salzburg stoppte ihn Blaulicht. Von den Polizisten erfuhr er, sein Elternhaus in Wiesbaden sei von einem Unglück betroffen. Was geschehen war, erfuhr er am nächsten Tag, als er vor den ausgebrannten Trümmern des Wohnsitzes seiner Eltern stand. Ein abstürzendes deutsches Flugzeug hatte das Haus in Brand gesetzt. Seine Eltern konnten es unverletzt verlassen, aber seiner Mutter war dann eingefallen, dass sie ihre Wellensittiche nicht mitgenommen hatte. Beim Versuch, sie zu retten, brach das schon brennende Treppenhaus unter ihr zusammen. Sie wurde geborgen, hatte jedoch schwere Brandverletzungen erlitten, und als ihr Sohn in Wiesbaden eintraf, war sie bereits gestorben. In der Ausgabe vom 20. Juli des «Völkischen Beobachters» meldete eine kleine mit dem Eisernen Kreuz verzierte Traueranzeige ihr Ableben «nach einem heldenhaft ertragenen Leiden».

An diesem Tag fuhren Schirach und sein Vater im VW-Käfer nach Kochel in das Haus auf dem Aspenstein zu seiner Familie. Als sie sich am Abend zum Essen an den Tisch setzten – Carl Benedikt Baily Norris von Schirach, sein Sohn Baldur, seine Schwiegertochter Henriette und die Enkelkin-

der Angelika, Klaus, Robert und Richard –, erfuhren sie aus dem Radio, dass ein Attentat auf Hitler verübt worden sei und dass er es ohne ernstlichen Schaden überstanden habe. Vater und Sohn sagten: «Gott sei Dank!» Wäre Hitler getötet worden – so glaubten sie –, hätte dies den Zusammenbruch der Ostfront zur Folge gehabt; eine Springflut der Roten Armee, über Deutschland zusammenschlagend, war das Schreckgespenst für die Menschen im Reich. Mehr über die Ereignisse in Berlin und im Führerhauptquartier erfuhr Schirach durch einen Anruf. Am anderen Ende der Leitung sprach der Kommandeur des Berliner Wachbataillons «Grossdeutschland», Major Otto Remer – ein Regimentskamerad also und ein guter Bekannter dazu. Remer sagte: «Ich weiss nicht, was in Wien passiert ist, aber wenn es notwendig sein sollte, kann ich Ihnen ein ganzes Bataillon schicken, und es ist morgen in Wien.» Hitler und Goebbels hatten ihm «plein pouvoir» bei der Niederschlagung des Aufstandes gegeben.

Otto Remer hätte in Berlin einen mitentscheidenden Schlag gegen das NS-Regime führen sollen – wenn es nach den Plänen der Männer des Widerstandes gegangen wäre. Ihm hatte der mitverschworene Stadtkommandant befohlen, das Regierungsviertel zu zernieren, so dass kein Mensch hinein- oder herauskommen konnte. Als Begründung hatte man ihm gesagt, Hitler sei tot, und es drohten innere Unruhen. Doch nachdem der Major bei Goebbels im Propagandaministerium die Stimme Hitlers am Telefon gehört hatte, befolgte er nur noch dessen Befehle. Damit war die Aktion des Widerstandes auch schon beendet, in Berlin begann das grosse Strafgericht. Es liefen jedoch noch die Befehle, die der «Oberbefehlshaber im Heimatkriegsgebiet» zugunsten des Aufstandes per Fernschreiben an alle Generalkommandos hinausgeschickt hatte.

Das Fernschreiben mit der Nummer 11 war ein «Befehl über die Durchführung von Verhaftungen». Danach waren «ohne Verzug ihres Amtes zu entheben und in besondere gesicherte Einzelhaft (...) zu bringen: sämtliche Gauleiter, Reichsstatthalter, Oberpräsidenten» usw. bis herab zu den Kreisleitern der Partei, und zwar ausnahmslos. Der Befehl erreichte in Wien nur den stellvertretenden Wehrkreisbefehlshaber, den General von Esebeck, weil der Amtsinhaber wegen Rheuma in einem slowakischen Badeort Heilung suchte. Esebeck verhaftete zunächst einmal den Höheren SS- und Polizeiführer in Wien, einen SS-Gruppenführer, doch als er – weil Schirach ausser Landes war – den stellvertretenden Gauleiter Scharitzer verhaften wollte, missglückte die Aktion. Der Parteifunktionär, ins Generalkommando bestellt, hatte wohl Verdacht geschöpft und seinen Adjutanten im Auto auf der Strasse warten lassen. Zu dem General sagte Scharitzer nach seiner Verhaftung: «Wenn ich nicht in fünf Minuten wieder frei bin oder aus dem Fenster winke, alarmiert mein Adjutant von der Gauleitung aus die Arbeiter der grossen Fabriken. Vor dem Generalkommando werden dann 200'000 Männer aufmarschieren, und falls Sie schiessen lassen, haben diese Männer auch Gewehre.» Der General gab unverzüglich alle Verhafteten frei.

Gegen Abend des 21. Juli erreichte Schirach im Volkswagen mit seinem Fahrer den Stadtrand von Wien. Der Fahrer musste den Ballhausplatz anrufen und den Adjutanten Wieshofer verlangen: «Hallo, ich bin mit Papi da! Können wir überhaupt reinfahren?» Wieshofer antwortete: «Es ist alles in Ordnung. Ich glaube, die Sache ist schon vorbei.» Das stimmte zwar nur bedingt, denn es gab in Wien noch eine hochnotpeinliche Untersuchung durch die Gestapo. Schirach war sich nicht zu schade, dabei eine kleine Rolle zu überneh-



men. Weil er den Eindruck gewonnen hatte, dass der Standortkommandant, ein General minderen Ranges, an der Verschwörung beteiligt war, liess er ihn durch den Wehrkreis-kommandeur herbeibefehlen. An sich unterstand der General nicht seiner Disziplinargewalt, aber irgendwann war ihm das Goldene Parteiabzeichen an die Brust gesteckt worden. Es galt auch bei den Soldaten als eine Art Orden. Barsch befahl der Leutnant d. R. Schirach dem General: «Nehmen Sie die Hacken zusammen!» Sprach's, riss das goldfarbene umränderte Ding aus dem Uniformstoff und warf es verächtlich irgendwohin im Raum. Sein Vater hätte den Auftritt nicht packender inszenieren können. Ob er das Abzeichen selbst wieder an die Generalsbrust geheftet hat, mag dahingestellt bleiben, doch es muss gesagt werden, dass die Gestapo wenig später die Unschuld des so Gemassregelten feststellte.

Himmler und sein Reichssicherheitshauptamt zweifelten trotzdem an der Parteitreu des Wiener Gauleiters. Gab er denn nicht ziemlich unverhohlen in Gesprächen von Mann zu Mann zu verstehen, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen sei und dass ein neuer Aussenminister sich um einen erträglichen Frieden bemühen müsse? Ein pessimistischer Gauleiter – so argumentierten sie – kann die von ihm geführten Menschen unmöglich mit der amtlich vorgeschriebenen Siegeszuversicht erfüllen. Verdächtig waren auch seine guten Beziehungen zu den Militärs. Doch Verbindungen zu den Kreisen des Widerstandes liessen sich nicht feststellen; für ihn sprach im Gegenteil, dass die von ihm bevorzugte Truppe, der Verband «Grossdeutschland», sogar wesentlich geholfen hatte, eine Revolution im Keim zu ersticken. Dem Autor gestand Schirach: «Nie hätte ich da mitgemacht. Was hätten wir statt des Nationalsozialismus denn bekommen? Die Reaktion in Gestalt einer Diktatur der Generäle!»

Schirach hatte in jenen Tagen kaum Zeit, sich intensiv um die weitere Entwicklung der Affäre zu kümmern. Ihn nahm sein Amt als Chef der Kinderlandverschickung vorübergehend völlig in Anspruch. Es ging um Kinder, die aus luftgefährdeten Gebieten des Reiches mit ihren Lehrern in slowakische Badeorte gebracht worden waren und nun von der Gefahr bedroht waren, dort in einen Partisanenkrieg zu geraten. Er wurde Anfang August durch ein Bataillon sowjetischer Fallschirmspringer ausgelöst, die hinter der sich durch Ungarn erstreckenden Ostfront einen Aufstand der Slowaken gegen die Deutschen und eine Meuterei ihrer Truppen bewirken sollten. Die mit Hitler verbündete Regierung der Slowakei sollte gestürzt werden. Tatsächlich gelang es dieser Truppe, Teile der Slowakei vorübergehend zu besetzen.

Als Schirach dies durch einen telefonischen Hilferuf aus den bedrohten Gebieten erfuhr, entschloss er sich spontan, durch einen auf eigene Faust unternommenen Feldzug die bedrängten Kinder zu befreien. Er liess in Wien 200 Lastkraftwagen beschlagnahmen, setzte Soldaten in die Fahrerhäuser und liess sich ausserdem noch eine Hundertschaft Soldaten unterstellen. Bis zur slowakischen Hauptstadt Pressburg-Bratislava waren es nur 65 Kilometer; als seine Kolonne über die Donau und damit auch über die damalige Reichsgrenze rollte, freute er sich diebisch über die Wut, die er damit bei Ribbentrop auslösen würde, der verfügt hatte, dass niemand ohne seine ausserministerielle Erlaubnis diese Brücke überschreiten dürfe. Den deutschen Gesandten verblüffte der unangemeldete Besuch, doch er beschaffte die Erlaubnis der slowakischen Regierung zur Weiterfahrt. Nur Schirach, so bat er, möge in Pressburg bleiben, weil sich ein Reichsleiter der Partei nicht ohne die ausdrückliche Erlaubnis des Führers in die Reichweite des Feindes begeben dürfe. Doch der liess

sich nicht aufhalten; in feldgrauer Uniform übernahm er in einem Panzerspähwagen die Spitze der Kolonne. Seiner Streitmacht folgten später zwei Bataillone aus Ersatztruppenteilen der Wiener Garnison, davon gehörte eines zur Waffen-SS und das andere zur Division «Feldherrnhalle».

Insgesamt befanden sich 12'000 deutsche Kinder in der Slowakei, aber sie waren keineswegs alle im Kampfgebiet. Sie wurden nun ausnahmslos evakuiert. Durch Schirachs Feldzug wurden 2'000 Kinder nach Wien geholt, die anderen (und das war die Mehrzahl) schafften Funktionäre der Kinderlandverschickung mit Hilfe der Wehrmacht ausser Landes. Stolz telegrafierte Schirach ins Führerhauptquartier: «2'000 Kinder heil zurückgebracht, 18 Mann gefallen.» Es ging also nicht ohne Kampf ab. Auf ein Wort der Anerkennung wartete er vergebens. Aus der «Wolfsschanze» kam fernschriftlich die unfreundliche Antwort: «Ich habe von Ihrer Meldung Kenntnis genommen. Adolf Hitler.»

Die Aktion ging kaum über das hinaus, was im Heer einem kriegserfahrenen Leutnant zugemutet werden konnte, doch Schirach war der Meinung, er sei mit seinen militärischen Kenntnissen weit über den untersten Offiziersrang hinausgewachsen. Er hatte seit seinem Abgang aus dem Heer die Verbindung mit der Eliteformation «Grossdeutschland» sorgsam gepflegt, ihre Offiziere brachten ihm viel Sympathie entgegen, weil er ein Mann mit vielen guten Beziehungen war – zur Partei, zum Befehlshaber des Ersatzheeres, solange Generaloberst Fromm diese Position ausfüllte, und natürlich auch zur Hitler-Jugend. Gleich nach Kriegsbeginn hatte er in der Reichsjugendführung begonnen, die zur Wehrmacht eingerückten HJ-Führer mit Rundbriefen und bescheidenen Weihnachtsgaben zu beliefern, und er liess dies auch von Wien aus fortsetzen. Als er dann eine Patenschaft für seine

«Grossdeutschland» übernahm, war es für ranghohe HJ-Führer ein Grund, sich bevorzugt freiwillig dorthin zu melden.

Seit 1943 war die Waffen-SS dabei, eine Division «Hitlerjugend» aufzustellen. Sie sollte nur aus Freiwilligen bestehen, die zweimal ein Wehrtüchtigungslager mitgemacht hatten. Ehe sie in die SS überführt wurden, hatte der Reichsjugendführer Artur Axmann die Siebzehn- und Achtzehnjährigen gemustert und es jedem, der nicht in die SS eintreten wollte, freigestellt, «seinen Koffer zu packen und nach Hause zu fahren». Nachdem auf diese Art noch etliche Unentschlossene abgewandert waren, kam eine mehrmals nach Leistung und Gesinnung gesiebte Mannschaft zusammen, gewissermassen die Crème der nationalsozialistisch erzogenen jungen Männer, überzeugt von der Sendung Hitlers und der Deutschen, bereit, dem Vaterland das Leben zu opfern. Zwar hat es zu allen Zeiten und in allen Völkern Kämpfer mit der Parole «Sieg oder Tod» gegeben, aber selten und vielleicht sogar nie zuvor gab es eine Truppe in dieser zahlenmässigen Stärke und mit einer so einheitlichen Motivation.

Erfahrene Militärs warnten: Zusammengeballt in einer Division, werde der Heldenmut des Einzelnen dem Vaterland weniger nützen, als wenn derselbe Mann in einer Einheit normaler Soldaten die Kameraden im Kampf mitreisse. Es bestehe auch die Gefahr des Langemarck-Effekts; bei dem flämischen Dorf waren im Ersten Weltkrieg Regimenter ungenügend ausgebildeter und kriegsunererfahrener freiwilliger Jünglinge in dichten Reihen («das Deutschlandlied auf den Lippen», meldet die Heldenlegende) gegen ausgebaute englische Stellungen gestürmt – ohne Erfolg, sinnlos wurden sie zu Tausenden Opfer einer nationalen Massenhysterie und einer miserablen Führung.

Obwohl noch immer verantwortlich für die Erziehung der Jugend, konnte Schirach gegen das Vorhaben Himmlers und Axmanns, diese Division zusammenzustellen, keinen Einspruch erheben. Er war nicht mehr zuständig für die HJ, und man hätte ihn nur einmal mehr des Defätismus beschuldigt. Es war für ihn gewiss kein Grund, Genugtuung zu empfinden, als die Division bei ihren ersten Einsätzen gegen die Invasion im Westen auf 600 kampffähige Soldaten zusammenschumpfte. Zwar urteilten nachträglich gegnerische Frontkämpfer, sie seien nirgendwo so tapferen und zähen Soldaten begegnet, aber das hielt Schirach nicht ab zu behaupten: «Meine besten Jungen sind hier ohne Sinn und Zweck verheizt worden.»

Weil im «Grossdeutschland»-Verband ebenfalls viele HJ-Mitglieder kämpften, wollte er sich dort eine gewisse Mitsprache sichern. Aus dem Regiment war längst ein Korps geworden mit hunderttausend Soldaten, geführt von dem General der Panzertruppen Hasso von Manteuffel. Bei ihm und auch im Offizierskorps war Schirach als einer der Ihren wohlgelitten, und wenn man seinen Erzählungen glauben darf, hatten Manteuffel, Generaloberst Fromm und er seinerzeit in der Offiziersschule Cottbus jenen Major Otto Remer zum Kommandeur des Berliner Wachbataillons ausgesucht, der dann am 20. Juli 1944 eine so wesentliche Rolle bei der Niederschlagung des Aufstandes der Offiziere gespielt hat.

Inzwischen war nun freilich Generaloberst Fromm aus dem Amt gejagt worden und wartete in der Haft auf sein Verfahren vor dem Volksgerichtshof. Heinrich Himmler befehligte jetzt das Ersatzheer. General von Manteuffel argwöhnte, dass der Reichsführer SS die Eliteverbände «Grossdeutschland» über kurz oder lang für seine Waffen-SS vereinnahmen werde. Ob diese Absicht je bestanden hat, mag da-

hingestellt bleiben; für alle Fälle sah der General in dem Reichsleiter der NSDAP Baldur von Schirach einen Schutzpatron, der seine Truppe gegen den Vorwurf politischer Unzuverlässigkeit absichern würde. Zu einem scheinbar privaten Besuch reiste er nach Wien, traf dort mit Schirach zusammen, und sie heckten gemeinsam einen Plan aus, der beiden Partnern vorteilhaft sein konnte. Sie gründeten einen im Wiener Vereinsregister eingetragenen «Verein der Soldaten und der ehemaligen Angehörigen der ‚Grossdeutschland‘-Verbände des deutschen Heeres». Zum ersten Vorsitzenden (damals sagte man «Vereinsführer») ernannten sie den Leutnant d. R. Baldur von Schirach, zu seinem Stellvertreter den General der Panzertruppen Hasso von Manteuffel.

Mehr als zwei Jahrzehnte nach diesem simplen Coup freute sich Schirach gegenüber dem Autor, dass es ihm damit gelungen sei, «eine führende Stellung in den ‚Grossdeutschland‘-Verbänden» einzunehmen, obwohl seine in derselben Richtung zielenden Vorschläge von Hitler bislang abschlägig beschieden worden waren. Nun sollte der Verein «die Rechtsgrundlage schaffen, dass ich als Sprecher von ‚Grossdeutschland‘ auftrete». Doch was bedeutete dies in einem System, das Recht nur dann respektierte, wenn dahinter die Gewalt stand, es durchzusetzen. Der Gedanke, die Regimenter des Verbandes – Schirach nannte sie auch «meine Hausmacht» – seien notfalls bereit, für dieses Recht zu kämpfen, war eine Illusion. Seine Hausmacht waren sie allenfalls in einem sehr eingeschränkten Sinn: General von Manteuffel stellte Schirach einen Doppelposten vor den Amtssitz und installierte für ihn eine Stabswache, die sich stets in der Reichsstatthalterei, in der Nähe seines Arbeitszimmers, aufhielt und scheinbar mit Büroarbeiten beschäftigt wurde. Gestellt wurden diese Soldaten von der in Wien stationierten

Genesendenkompanie von «Grossdeutschland». Diese Soldaten sollten Schirachs Beschützer sein, falls die SS gegen ihn vorgehen würde.

Dieser Argwohn war nicht unberechtigt. Der SS-Obergruppenführer Ernst Kaltenbrunner, jetzt Chef des Reichssicherheitshauptamtes, schickte am Ende einer Reise durch die Gaue Wien, Niederdonau, Oberdonau und Salzburg am 14. September 1944 per Fernschreiber einen Bericht über seine Beobachtungen an Martin Bormann in der Kanzlei des Führers. Darin hiess es gleich eingangs: «Die Stimmung, die ich in Wien vorfand, ist so schlecht und die Haltung fast aller Schichten der Bevölkerung eines sofortigen Eingreifens bedürftig, dass ich Ihnen meine Eindrücke nicht vorenthalten möchte. In Wien herrscht neben der Niedergeschlagenheit und Ratlosigkeit auch der Zustand, dass keine starke Persönlichkeit politischen Halt zu geben vermag oder die Bevölkerung in ortsüblicher Form anspricht. Das einzige, was von oben geschieht, ist die Planung einer Befestigungslinie, die in verschiedenen Varianten von der Nord-Slowakei über den Thebenerkogel zum Neusiedler See führt. (...) Dann wird stets betont, dass zur Befestigungslinie nur drei schwache Landeschützen-Bataillone zur Verfügung stehen.»

Die Befestigungslinie wurde nie fertig, obwohl sie in der Hauptsache nur aus Grabenstellungen bestehen sollte und obwohl Eichmanns Judenreferat im Reichssicherheitshauptamt einige zehntausend Budapester Juden im Fussmarsch nach Österreich beorderte. Wäre sie rechtzeitig fertig geworden, hätte sie nichts genutzt, weil es keine Soldaten mehr gab, um sie zu verteidigen. Insofern lag Kaltenbrunner nicht völlig neben der Wahrheit, als er weiter schrieb: «Man plant also Befestigungslinien zu bauen, damit man sich als mutiger und standfester Verteidiger zeigt, hat aber selbst nicht den gering-

sten Glauben an den Effekt einer solchen Linie und erzielt bei einer nervösen Grosstadtbevölkerung Angst, die bald in Panik ausarten kann. (...) Nach Wien gehört jetzt ein Gauleiter mit Schwung, Organisationstalent, persönlicher Härte und politischer Zuversicht, der ausserdem den Wiener Menschen anzusprechen vermag.»

Der Jurist Dr. Ernst Kaltenbrunner war vor dem Einmarsch Hitlers in Österreich Anwalt in Linz gewesen. Danach war er der Oberste SS- und Polizeiführer geworden. Er kannte sich aus in dem unentwirrbaren Knäuel von Freundschaften und Beziehungen, von Feindschaften und Verleumdungen, der in den Jahren zuvor, als die NSDAP im Untergrund leben musste, in der Parteigenossenschaft entstanden war. Er wusste deshalb auch einen Nachfolger für Schirach: den ehemaligen Wiener Gauleiter Frauenfeld, der 1934 das Amt hatte abgeben müssen, weil er in die Schusslinie des christlich-sozialen Bundeskanzlers Dr. Engelbert Dollfuß geraten und nach Deutschland geflohen war, wo er in der Reichskulturkammer eine angemessene Verwendung bekommen hatte. Mutmasslich hätte Bormann auf dem Wiener Posten lieber einen seiner eigenen Zöglinge gesehen, und so verfolgte er die Anregung Kaltenbrunners nicht weiter. Schirach ging nun daran, sich gegen die SS abzusichern – von der Spitze her. Seine Vorstellung, dass er etliche Divisionen der Wehrmacht hinter sich habe, gab ihm hinreichend Selbstbewusstsein, Heinrich Himmler so etwas wie ein Freundschaftsabkommen vorzuschlagen. Anfang Dezember 1944 fuhr er in den Schwarzwald, wo der Reichsführer SS als Befehlshaber einer Heeresgruppe, zuständig für die Westfront ab dem Baseler Rheinknie bis zum Pfälzer Wald, sein Feldquartier in seinem Sonderzug hatte, den er bei Gefahr aus der Luft in Tunneln verstecken konnte.



In Himmlers Salonwagen gelang es Schirach, ihn zu überzeugen, dass der Verband «Grossdeutschland» und die Waffen-SS keine Rivalen um die Gunst der Jugend darstellten. Sie wussten beide inzwischen, dass die Begeisterung der Hitler-Jungen für das Soldatenhandwerk und erst recht für den Kriegseinsatz rapide abgenommen hatte und dass sowohl die Mitglieder des HJ-Streifendienstes wie auch die Kursisten in Wehrrtütigungslagern sich nur noch vereinzelt freiwillig zur Waffen-SS meldeten. Die Einigung gelang, offensichtlich nach einer von beiden Seiten offenherzigen Analyse der deutschen Situation, die Hitlers Herrschaft nur noch eine geringe Lebensdauer zubilligte. Für die folgende Epoche empfahl sich Himmler mit seiner SS als Ordnungsmacht; er hütete sich deshalb, eines der stärksten Korps des Heeres herauszufordern, etwa indem er dessen Eigenständigkeit bezweifelte oder dessen Sprecher Schirach vor den Kopf stiess. «Über Hitler wurde dabei gar nicht mehr gesprochen», erzählte Schirach dem Autor. «Wir rechneten nur noch mit drei Männern: Himmler, Bormann, Speer.»

Dass sie sich, beide Reichsleiter der Partei, einigten, verbesserte momentan Schirachs Stellung, nicht aber das Los der Jugend. Immer schamloser beutete das untergehende System ihren Idealismus aus. Die Mädchen wurden bei der Ersten Hilfe, bei der Betreuung von Verwundeten und Kranken, als Arbeiterinnen in Betrieben, in Haushalten eingesetzt; die Jungen schleppten Munition in die Stellungen der Heimatflak, sassen dann und wann auch hinter dem Visier einer Schnellfeuerkanone bei Luftangriffen, halfen bei der Trümmerräumung, bei der Brandbekämpfung. Sie wurden durch einstürzende Mauern verwundet, starben im Geschosshagel von Tieffliegern oder auch durch die Splitter von Bomben, die Flakstellungen trafen und die Geschützbedienungen töteten.

Im Westen und im Osten des Reiches wurden schon die Zwölfjährigen zum Schanzen befohlen. Gebaut wurden Schutzwälle mit einem tiefen Panzergraben, mit Schützengraben, Laufgräben, Feuerstellungen. Die Jungen schliefen in Baracken auf Stroh, wurden von Grossküchen gepflegt und mussten werktags wie sonntags zehn Stunden arbeiten – alles für Deutschland und seinen Führer. Dies dämpfte den patriotischen Eifer erheblich, und als dann im November der «Volkssturm» alle waffenfähigen Männer von sechzehn bis sechzig Jahren zum Kampf rief, sank die Bereitschaft zum Kriegsdienst noch mehr. An sich sollten erfahrene, aber nicht mehr frontdienstfähige Offiziere und Unteroffiziere diese Einheiten ausbilden und führen, aber vielfach sahen Parteifunktionäre in solchen Posten eine Chance, sich weiterhin in der Heimat unentbehrlich zu machen. Der ohnehin geringe militärische Wert dieser Einheiten wurde dadurch noch weiter gemindert. Dies bewog Schirach, für seinen Gau die Hitler-Jungen dem Volkssturm zu entziehen. Er ordnete an, dass sie in eigenen Einheiten nahe der slowakischen Grenze von fronterfahrenen Offizieren aus Genesendenkompanien ausgebildet wurden.

Während der letzten Phase des Krieges war der Wiener Gauleiter verhältnismässig wenig in seinem Reich. Häufig war er mit seinem Volkswagen unterwegs, begleitet von einem Adjutanten und seinem Fahrer, der zugleich als Diener seine Uniform in Ordnung hielt. Dass er in den ersten Oktobertagen zur Totenfeier von Josef Bürckel fuhr, geschah auf allerhöchsten Befehl. Sein Vorgänger im Wiener Amt war zuletzt Gauleiter von Saarpfalz gewesen und nominell auch noch Chef der Zivilverwaltung im bereits verlorenen Lothringen. Es gelang Schirach nicht zu erfahren, woran er gestorben war, aber die Parteigenossen munkelten, er habe

sich erschossen. In der Tat hatte Bormann ihm als befehlende Aufforderung eine Pistole auf den Tisch legen lassen. Auf der Rückfahrt gerieten Schirach und seine Begleiter in Pforzheim in einen Luftangriff; er wurde am Kopf verwundet und musste eine Zeitlang mit weisser Binde um das Haupt und ohne Mütze auftreten. Doch das hinderte ihn nicht, nach Weimar, Braunschweig und Potsdam zu reisen, wo er sich im Kreis alter HJ-Kameraden wohler fühlte als in Wien. Dort bekam er die Abneigung der Österreicher mehr und mehr zu spüren. Sein Kollege Dr. Hugo Jury, Beherrscher des Gaues Niederdonau, faktisch des gesamten Umlandes der alten Kaiserstadt, schrieb an Bormann: «In Kultur machen und regieren kann man, wenn der Sieg da ist. (...) Schirach versteht es aus seiner ganzen Herkunft und aus seinem Wesen heraus nicht, den deutschen Arbeiter zu verstehen, ebensowenig wie der deutsche Arbeiter in Wien Schirach versteht. (...) Schirach ist der vornehme Mann, der Baron, der den Wert des Geldes nicht kennt.»

Tatsächlich hat er sich nie wohl gefühlt in der Rolle des sozialrevolutionären Draufgängers, wenn er auch in der sogenannten Kampfzeit mit drastischen Rednersprüchen so etwas darzustellen versuchte. Damals schon hatten ihn HJ-Führer aus dem Arbeitermilieu als Baron tituliert. Später hat er die sozialen Fragen seelisch robusteren Mitarbeitern überlassen, wie etwa Hartmann Lauterbacher und Artur Axmann. Noch ehe er selbst eine Offiziersuniform anziehen durfte, hatte er sich der Kaste der preussischen Portepeeträger zugehörig gefühlt, und sie hatte ihn auch schnell akzeptiert – so etwa Fromm, Manteuffel oder auch Generaloberst Heinz Guderian, der seit dem 21. Juli 1944 Hitlers Generalstabschef war. Schirach nannte ihn seinen Freund, und er besuchte ihn Anfang Dezember 1944 in Zossen, dem Sitz des

Oberkommandos der Wehrmacht, etwa dreissig Kilometer südlich von Berlin. Von ihm erfuhr Schirach, dass die Ardenennenoffensive geplant war, dass die besten Divisionen im Osten herausgelöst worden waren und dass dort die Front deshalb dem nächsten Ansturm der massiert angreifenden Roten Armee nicht mehr standhalten werde. Guderian sagte: «Wenn der Russe einmal im Land ist, dauert es nur noch ein paar Tage.»

Sogar der zu blindem Optimismus amtlicherseits verpflichtete Propagandaminister teilte diese Meinung weitgehend. Er hatte erfahren, dass Schirach in Berlin sei, und weil er angesichts der verzweifelten Situation zur Versöhnung bereit war, bat er ihn um ein Gespräch. Sie trafen sich abends in der kleinen Stadtwohnung des Ministers. Goebbels bekannte einleitend, es tue ihm jetzt leid, mit seinen abwertenden Äusserungen über Wien und die Wiener auf dem Berghof eine böse Szene zwischen Hitler und Schirach ausgelöst zu haben, aber jetzt gehe es um Sein oder Nichtsein, und deshalb müssten nun alle gemeinsam nach Auswegen aus der Krise suchen. Er sagte: «Ich weiss, Sie denken jetzt an Amerika, aber ich denke an den Papst.» Seine Schwester sei im Frühsommer, kurz vor der Räumung Roms durch die Wehrmacht, von Pius XII. im Vatikan empfangen worden, und dabei habe der Papst, der als Nuntius Eugenio Pacelli viele Jahre in München und Berlin gelebt hatte, ihr Grösse aufgetragen «an Ihre tapfere Regierung und Ihren tapferen Bruder».

Schirach hätte diese Erzählung als unglaublich abtun können, aber er widersprach Goebbels erst, als dieser unter Berufung auf die Gegensätze zwischen katholischer Kirche und dem Kommunismus den Plan propagierte, der Papst könne die Westmächte zu einem Verständigungsfrieden mit Deutschland gewinnen, so dass die gesamten noch verbliebe-

nen Streitkräfte des Reiches nach Osten geworfen werden könnten. Schirach lehnte es ab, sich an einem so utopischen Projekt zu beteiligen. So nebenbei erreichte er bei Goebbels jedoch, dass der in Wien überaus beliebte Schauspieler Paul Hörbiger, Mitglied einer heutzutage noch auf Bühnen und in Filmen agierenden Darstellersippe, aus der Haft entlassen und kein Verfahren vor dem Volksgerichtshof gegen ihn eingeleitet wurde. Hörbiger hatte einer österreichischen Widerstandsgruppe einen im Vergleich zu seinen Filmgagen verhältnismässig geringen Geldbetrag gespendet.

Der von katholischen Ordensbrüdern erzogene Joseph Goebbels erinnerte sich erst angesichts des drohenden Unterganges seiner Herkunft aus frommer Familie. Mit seiner Propaganda hatte er den Gegnern der christlichen Religionen fast täglich Munition gegen die Kirchen geliefert, etwa, indem er die Presse angewiesen hatte, Strafprozesse wegen klerikaler Vergehen gegen die Devisenbewirtschaftung, gegen homosexuelle Klosterbrüder und kirchliche Jugendführer breit zu schildern und auffällig zu plazieren. Einer solchen Kehrtwendung bedurfte Schirach nicht. Zum Ärger des Reichsleiters Alfred Rosenberg und Martin Bormanns hatte er anders als viele radikale HJ-Führer nie gegen den Christenglauben gehetzt. In der Ordensburg Sonthofen hatte er den Lehrern und Erziehern der Adolf-Hitler-Schulen gesagt, Christus sei eine der bedeutendsten Führerpersönlichkeiten der Weltgeschichte, und als er jetzt die Weihnachtspäckchen an die HJ-Führer in der Wehrmacht verschicken liess, enthielten sie ein Buch, das Martin Bormann hätte beschlagnahmen lassen, wenn dies noch möglich gewesen wäre. Es enthielt die Wiedergabe eines Gemäldes van Goghs, was schon eine Todsünde gegen Hitlers Kunstdiktatur war, ferner das Wessobrunner Gebet, also das älteste christliche Gebet in deutscher

Sprache, ein Madonnenbild und ein christliches Gedicht des Gauleiters Schirach.

Es wäre billig, hier das Sprichwort zu zitieren, wonach die Not das Beten lehrt. Mit christlichen Gedanken hatte sich Schirach immer beschäftigt; dem Nürnberger Gericht lag die Erklärung einer Zeugin vor, dass er zumindest in der Wiener Zeit dann und wann Stellen aus der Bibel am Familientisch vorgelesen habe. Allerdings war bereits um die Weihnachtszeit 1944 die Situation für Wien so kritisch geworden, dass die lapidare Charakterisierung gepasst hätte, hier helfe nur noch beten. Am Heiligabend schloss die Rote Armee ihren Ring um Budapest, und es liess sich absehen, dass die dort eingekesselten Deutschen zum grössten Teil verloren waren. Die deutschen Streitkräfte im Balkanraum zogen sich mühsam in Richtung Mostar zurück, Titos Partisanen machten ganz Jugoslawien bis zur Grenze in Kärnten unsicher. In Italien hielt die Armee des Feldmarschalls Kesselring dem Druck der englisch-amerikanischen Streitkräfte nur schlecht stand. Sie hatten die Apenninberge überschritten und Ravenna im Flachland des Po erreicht, so dass sie wählen konnten, ob sie ihren Vormarsch über Kärnten oder über Tirol fortsetzen wollten.

Noch waren die Fronten von Wien weit entfernt, aber wenn an einer Stelle der Damm brach, war es im Zeitalter der vollmotorisierten Armeen nur noch eine Frage von Tagen, bis Massen feindlicher Soldaten in das Wiener Becken strömten. Ihm am nächsten stand die Rote Armee, sie wurde nach Greuelthaten beim Einbruch in Ostpreussen am meisten gefürchtet. Die Ängste nahmen noch zu, als Mitte Februar 1945 Grossoffensiven an der ukrainischen und an der weissrussischen Front begannen und als am 13. Februar 1945 die 2. Ukrainische Heeresgruppe in Budapest eindrang. Zwar ver-

kündete Hitler in einer Lagebesprechung, dass wenigstens die Stellungen am Plattensee gehalten werden müssten, des ungarischen Erdöls wegen, aber nun war der Feind der Stadt Wien schon auf weniger als 250 Kilometer nahegekommen.

Schirach hatte Hitler zuletzt am 3. August 1944 in der «Wolfsschanze» gesehen. Der Führer hatte sich den Reichs- und Gauleitern präsentiert, weil er ihnen zeigen wollte, dass er das Attentat vor zwei Wochen seelisch und körperlich ohne wesentlichen Schaden überstanden hatte. Jedem seiner Paladine hatte er die Hand gereicht, die linke, weil er den rechten Arm noch schonen wollte und die Hand zu sehr zitterte. Schirach hatte sich gefreut, dass er mit ungewöhnlicher Freundlichkeit begrüsst wurde; Hitler habe ihn – so erklärte er sich diese Überraschung – eigentlich auf der Seite der Verschwörer vermutet, aber als dann ausgerechnet «seine» Soldaten (so sah Schirach die «Grossdeutschland»-Einheiten) den Putsch hatten scheitern lassen, habe der Führer den falschen Verdacht wiedergutmachen wollen. Viel Trost hatten damals die Gauleiter freilich nicht mitnehmen können, es sei denn, sie vertrauten Hitlers Argument, der Fehlschlag des Attentats sei ein Beweis, dass die Vorsehung ihm den Endsieg zudedacht habe.

Am 24. Februar 1945 sollte traditionsgemäss in München der Tag der Parteigründung gefeiert und sollten die Gau- und Reichsleiter von ihrem Führer rhetorisch aufgebügelt werden, aber diesmal rief er sie nach Berlin in die noch einigermaßen erhaltene Reichskanzlei. Schirachs Kollege und Gaunachbar Dr. Jury schlug vor, zwecks Benzineinsparung gemeinsam zu fahren, im Volkswagen des Wiener Gauleiters. Die Strecke führte sie über Prag, und in der Abenddämmerung des 23. Februar erreichten sie Dresden – vielmehr das, was amerikanische und englische Bombenflugzeuge von ei-

ner der schönsten deutschen Städte übriggelassen hatten. Vor zwölf Tagen war die Hauptstadt Sachsens noch unverseht gewesen. Jetzt fuhren sie durch Spaliere zerschlagener, rauchgeschwärzter Fassaden und über notdürftig von Trümmern freigeschobene Strassen. Polizisten und rote Lampen, mit denen die Fahrbahnen markiert waren, zeigten ihnen den Weg zur Ausfallstrasse nach Berlin. Erst um Mitternacht rollte ihr Wagen dort ins Regierungsviertel.

Schirach hatte geplant, in seinem Appartement im «Kaiserhof» zu übernachten, aber das Hotel war nur noch eine Ruine. Nun konnte er sich als Bombengeschädigter fühlen, denn die kleine Wohnung hatte er selbst eingerichtet. Sie fuhren zum «Adlon», dem renommiertesten Hotel Berlins. Sie bekamen Zimmer, obwohl Teile des Gebäudes zerstört waren, die Heizung und die Wasserleitung nicht mehr funktionierten, aber es gab sogar noch einen bescheidenen Restaurationsbetrieb und am anderen Morgen ein Frühstück.

Kurz nach elf Uhr betraten die beiden Gauleiter aus Österreich die Reichskanzlei. In einem unbeschädigten und aufs beste eingerichteten grossen Raum versammelte sich die Parteiprominenz. Zwar fehlten einige Gauleiter aus dem Osten – so Koch aus Königsberg, Hanke aus Breslau, Greiser aus Posen, aber die West- und die Süddeutschen waren vollzählig. Ihre Mienen verrieten ihre Sorgen. Sie fragten einander: «Wie sieht es bei dir aus?» Keiner konnte Gutes verkünden. Einige hofften auf die versprochene Wunderwaffe, von der Goebbels einmal behauptet hatte, ihre Wirkung sei so schrecklich, dass der Führer zögere, sie einzusetzen. Schirach zerstörte solche Illusionen. Er sagte: «Euren Optimismus möchte ich haben. Die Wunderwaffe ist eine Erfindung der Propaganda.» Als Reichsleiter glaubte er aussprechen zu dürfen, was Gauleiter nur zu denken wagten.



Der für die Propaganda zuständige Parteigenosse kam fast ganz zuletzt. Dr. Goebbels humpelte in den Raum, sein Eintritt kündete das Nahen des Führers an. Schirach: «Wir sassen hier wie bei einem Befehlsempfang zehn Jahre zuvor.» Es war heller Tag, die Fenster waren noch alle heil, von den Uniformen glänzten Rangabzeichen und Orden. Schirach: «Es war gespenstisch!» Dann kam Hitler und hinter ihm sein Schatten Martin Bormann, Sekretär des Führers und allseits gefürchteter Beherrscher des Parteiapparates. Neben dem bulligen und stets gegen seine Körperfülle ankämpfenden Begleiter wirkte Hitler mit grauem Haar und grauem Gesicht auf Schirach wie ein Gespenst. Er bewegte sich mühsam, ein Bein nachziehend, die Reihe der versammelten Männer entlang. Seine rechte Hand zitterte, wenn sie nicht von der linken Hand festgehalten wurde. Schirach erinnerte sich: «Ich sah einen völlig zerfallenen Menschen, ein historisches Überbleibsel, das vielleicht für diese letzte Begegnung Spritzen bekommen hatte, weil er noch einmal imponieren wollte, als führe er immer noch die Partei und das Reich. Doch wir sahen: Mit ihm ist es vorbei, für immer.» Der Mann in der feldgrauen Uniformjacke, verziert mit dem Eisernen Kreuz, dem Goldenen Parteiabzeichen und dem aus Goldfäden gestickten Hoheitsabzeichen, fragte: «Schirach, was machen die Wiener? Wie werden sie sich schlagen?» – und das war immerhin das Eingeständnis, dass er die Feinde schon im Weichbild der Stadt sah. Schirach antwortete zweideutig, aber er hoffte, dass Hitler die Antwort eindeutig aufnehme: «Sie werden ihre Pflicht tun.» Darunter verstand er schon in dieser Stunde, dass er Wien nicht zur Festung, also am Ende nicht zu einer Trümmerwüste machen würde.

Von der Rede, die Hitler an diesem Tag gehalten hat, gibt es kein stenographisches Protokoll. Den Bericht über ihren

Inhalt verfasste Bormann zwei Tage später vormittags. Als er ihn gerade fertig hatte, griffen alliierte Bomber einmal mehr die Reichshauptstadt in einem Ausmass an, dass Hitlers Adlatus Julius Schaub im unterirdischen Betonbunker unter der Reichskanzlei zu Bormann sagte: «In Berlin bumst es ganz anständig!» Dieser setzte einen eben begonnenen Brief an seine auf dem Obersalzberg lebende Frau fort mit der Frage: «Wie werde ich Berlin wiedersehen?» Anschliessend gab er seine Aufzeichnung von der Hitler-Rede ins Parteiarchiv. In ihr wurde Mussolini verspätet beschuldigt, an der deutschen Misere Schuld zu sein, weil er 1940 mit seinem schief gelaufenen Angriff auf Griechenland Hitlers Zeitplan für dessen Angriff auf die Sowjetunion durcheinandergebracht und damit verhindert habe, dass die Eroberung Moskaus vor dem Wintereinbruch den Sieg im Osten gebracht habe.

Schirach erinnerte sich an andere Passagen, die Bormann verschwieg. «Meine Hand zittert», so habe Hitler begonnen, «aber mein Herz zittert nicht. Wenn wir das alles überdenken, was wir zusammen durchgestanden haben, dann können wir sagen, wir haben zwölf Jahre auf der Höhe der Macht gestanden. Wenn es das Schicksal will, dass wir untergehen, dann können wir uns doch rühmen, wir haben auf den Höhen des Lebens gelebt.» Doch auch aus dieser, Schirach nannte es Nibelungenstimmung habe Hitler seinen Zuhörern noch Hoffnung geben wollen: «Wir werden nicht untergehen, wenn wir sehr tapfer sind. Dann kann sich das Schicksal noch einmal wenden!» Schirach hörte daraus nur die Aufforderung: Haltet aus, damit ich noch ein paar Tage länger leben kann! Als Hitler den Saal verliess, hatte Schirach den Eindruck, dass nun die Wirkung aufputschender Spritzen nachliess und dass Bormann den Führer deshalb wegbringen musste. «Der Raum leerte sich schnell», erzählte Schirach.

«Man sprach nur halblaut und verkrümelte sich. Ich sagte zu Dr. Jury: «Kommen Sie, wir fahren nach Wien zurück.’ Auf der ganzen Fahrt haben wir über diese letzte Befehlsausgabe kein Wort verloren.»

## «Mehr als das Leben können die Männer nicht geben»

Jeder Gauleiter wusste, was Hitler von ihm erwartete: Er und die von ihm beherrschten Volksgenossen sollten kämpfen bis zum letzten Atemzug. Doch nur eine Minderzahl der hohen Funktionäre war scharf auf den Heldentod. Etliche wie Fritz Wächtler (Bayreuth) wurden von den eigenen Leuten wegen Defätismus erschossen, andere wie Josef Bürckel (Saarpfalz) erschossen sich selbst, Bormann hatte ihm als befehlende Aufforderung eine Pistole auf den Tisch legen lassen. Der Berliner Gauleiter Goebbels ging mit seiner Frau im Führerbunker in den Tod; ihre Kinder nahmen sie mit. Andere flüchteten, bis sie die Ausweglosigkeit ihrer Lage erkannten und schliesslich auf die vom Führer als Notausgang zuge dachte Giftkapsel bissen, so Wilhelm Murr (Stuttgart). Die meisten jedoch überlebten den Krieg. Von ihnen wurden einige von den Siegern vor Gericht gestellt und zum Tod verurteilt, so Sauckel (Thüringen), Robert Wagner (Baden), Julius Streicher (Franken), Albert Forster (Danzig), Friedrich Hildebrandt (Mecklenburg). Mit seinen 38 Lebensjahren hielt sich Schirach noch für zu jung zum Sterben. Er hing an Henriette und den Kindern. Auch war er überzeugt, keine todeswürdige Schuld zu tragen. Es lag ihm fern, der Verantwortung auszuweichen und den Tod auf dem sogenannten Feld der Ehre zu suchen.

Er war allerdings entschlossen, das zu tun, was er für seine Pflicht hielt. Daher bat er den kommandierenden General in Wien um ein schriftliches Gutachten, welche militärischen Kräfte – Truppenstärke, Bewaffnung, Gattung – für eine

erfolgreiche Verteidigung der Stadt gebraucht würden. Der General ging von der Voraussetzung aus, Wien müsse vor der Stadtgrenze verteidigt werden; er kam auf ein gewaltiges Aufgebot an Soldaten und Material, das angesichts der wandkenden Fronten rings um das Reich nicht entfernt aufgebracht werden konnte. Durch einen Kurier schickte Schirach dieses Gutachten an den Führer. Der antwortete per Fernschreiben: «Ich habe Ihre Darstellung zur Kenntnis genommen.» Nur Bormann reagierte; er behauptete von nun an, Schirach mische sich in die Angelegenheiten der Militärs ein und verunsichere sie.

Seitdem hielt sich Schirach für berechtigt, die Durchhaltebefehle aus dem Führerhauptquartier und aus der Parteikanzlei auf seine Art auszulegen. Als Bormann per Fernschreiben mitteilte, der Führer habe dem Reichsorganisationsleiter der Partei Dr. Robert Ley die Aufstellung eines Freiwilligenkorps genehmigt, zu dem jeder Gau sofort hundert Mann zu stellen habe, die sich ausgerüstet mit Fahrrad, Windjacke, Rucksack, Zeltbahn und automatischer Handfeuerwaffe einzufinden hätten, liess der Wiener Gauleiter den Befehl in den Papierkorb werfen. Standgerichte, die nur Todesurteile verhängen sollten, liess er nicht zusammentreten, weil – so seine Begründung – damit ein Zusammenbruch nicht aufzuhalten sei. Himmler suchte Hitler-Jungen für eine Werwolf-Organisation zu gewinnen. Er wollte eine Partisanen-truppe aufstellen, die hinter dem siegreichen Feind operieren würde mit Überfällen auf Nachschubeinrichtungen und mit Fememorden an Volksgenossen, die mit dem Feind zusammenarbeiteten. Obwohl Reichsjugendführer Artur Axmann dem Plan wohlwollend gegenüberstand und obwohl sich um die Jahreswende eine Anzahl HJ-Führer an einer dreitägigen Tagung von Werwolf-Leuten beteiligt hat-

ten, untersagte Schirach die Werbung in seinem Gau. Die Wiener, sagte er, eigneten sich nicht als Untergrundkämpfer.

Am 30. März konnte das SS-Korps am Plattensee dem Druck der Roten Armee nicht mehr standhalten. Es hatte seine Kräfte in Angriffen verbraucht, die Hitler befohlen hatte, entgegen den Bedenken des SS-Obergruppenführers Sepp Dietrich, der vorausgesehen hatte, dass die Panzer in dem von Dauerregen aufgeweichten Gelände steckenbleiben würden. Im Lagebericht vom 1. April heisst es: «Die Verbindung des Panzer-Armeeoberkommandos zum Plattensee ist abgerissen. Der Feind brach an fünf Stellen in die eigene Front ein. (...) Der Neusiedler See wurde preisgegeben. Westlich (davon; Anm. d. Verf.) bedroht der Gegner Wien vom Süden.» Das war nicht übertrieben, denn dieser See liegt (Luftlinie) nur wenig mehr als dreissig Kilometer von der Wiener Stadtgrenze entfernt. Am nächsten Tag ist im Lagebericht bereits von einem «Druck auf den Raum beiderseits Wiener Neustadt» die Rede, und am 3. April heisst es im Protokoll: «Nördlich von Wien nur noch geringe Kampfgruppen; grosse Teile im Zurückfluten auf die Wiener Vorstädte. (...) Scharfes Durchgreifen ist befohlen.» Die Front war überall zusammengebrochen.

An einem dieser Tage rief Hitler an. Er sagte zum Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar von Schirach: «Sie bekommen mit der 6. SS-Panzerarmee eine unserer besten Armeen zur Verteidigung der Stadt. Ich stelle Ihnen ausserdem noch eine ganz ausgezeichnete neue Division zur Verfügung, die Panzergrenadier-Division ‚Grossdeutschland‘.» An einem dieser Tage, nämlich am 2. April, klagte Bormann in einem Brief an seine Frau, die Führung der Heeresgruppe Wien (die es unter diesem Namen gar nicht gab) sei «hundeschlecht». Er bekam nun offenbar Angst, sein Haus und seine

Familie auf dem Obersalzberg über Berchtesgaden könnten von Rotarmisten heimgesucht werden. An einem dieser Tage traf auch der Kommandeur der 6. SS-Panzerarmee Sepp Dietrich mit seinem Stab in Wien ein und bezog Quartier in Schirachs Dienstvilla auf der Hohen Warte, im Süden des Stadtgebietes. Nach der Stärke seiner Truppe befragt, bekannte er mit grimmiger Ironie: «Wir heissen 6. Panzerarmee, weil wir nur noch sechs Panzer haben.» Das war untertrieben, aber nahm man es genau, dann hatte die Armee nicht einmal mehr die Kopfstärke einer Division; Schirach war ihr entgegengefahren und hatte einzelne Bataillonskommandeure gebeten, ihm die Stärke ihrer Einheiten zu nennen. Verglichen mit der 6. Armee, erwies sich das neu aufgestellte und neu ausgerüstete Regiment «Grossdeutschland» geradezu als eine Paradedruppe. Schirach kannte das Rauhbein Dietrich schon aus München, als der Parteigenosse noch Packler in der Druckerei des «Völkischen Beobachters» gewesen war. Als SS-Führer hatte er dann Hitlers Leibgarde aufgebaut und schliesslich die SS-Leibstandarte als erste bewaffnete Einheit der Partei befehligt. Bei der Röhms-Affäre hatte er die Pelotons zum Erschiessen gestellt. Im Ersten Weltkrieg war er Feldwebel und Panzerfahrer gewesen, und obgleich Schreiben und Lesen nie sein Fall gewesen waren, hatte er als Oberstgruppenführer den höchsten Rang in der Generalskala erreicht – ein Aufstieg, vergleichbar jenem von Napoleons Marschällen. Diesen alten Haudegen fragte Schirach: «Und womit willst du Wien verteidigen?» Dietrich antwortete: «Einen Schmarrn werd' ich tun! Wir werden hier hinhalten den Widerstand machen» – eine Taktik, auf die die schwache Reichswehr getrimmt war –, «damit der Feldmarschall Schörner mit seinen Soldaten in Böhmen nicht plötzlich den Feind in seine offene Flanke kriegt.»

An einem dieser Tage rollte auch Himmlers Sonderzug in das bereits stark zerbombte Wien. Der Reichsführer hatte den Kommandanten des KZ Mauthausen zu sich befohlen. Mauthausen lag im Gau Oberdonau, Schirach hatte es auch einmal zusammen mit anderen Besuchern auf Einladung des zuständigen Gauleiters besichtigt, aber noch in Nürnberg behauptete er, er habe nichts gesehen, was ihn zu der Annahme berechtigt hätte, dass dort Häftlinge gequält, misshandelt oder gar ermordet würden. Jetzt, da er immerhin schon von den Judenmorden wusste, hörte er verwundert, dass Himmler dem Kommandanten befahl, er möge alle in seiner Gewalt befindlichen und sonstwie noch in der Ostmark auf-treibbaren Juden sammeln, pfleglich behandeln und ihre Gesundheit wiederherstellen. Erst später ging es Schirach auf, dass diese Juden für Himmler die Geiseln sein sollten, die er nach einer Verständigung mit den Westmächten freigegeben würde, damit er sich als Ehrenmann und Hitler-Nachfolger empfehlen könnte. Ein Geschäft dieser Art glaubte er über einen Schweizer Mittelsmann tatsächlich abwickeln zu können.

Der Reichsführer SS war nach Wien gekommen, um den Reichsverteidigungskommissaren die Befugnis zu verleihen, «Sondergerichte zur Bekämpfung von Auflösungserscheinungen» einzusetzen – damit waren Standgerichte gemeint, die jeden Soldaten, der sich von seiner Truppe entfernte und aufgegriffen wurde, ohne weitere Untersuchung zum Tode verurteilen und sofort hinrichten lassen konnten. Im Polizeipräsidium versammelte Himmler die Offiziere der Waffen-SS und verteilte Klischeesprüche, wie sie damals billig waren: Aushalten! Nicht aufgeben, dann siegen wir! Vertrauen haben zum Führer! Wenn die Not am grössten...! Deutschland muss leben, auch wenn wir sterben müssen! Himmler bezog



Quartier in der grossen Dienstvilla Schirachs auf der Hohen Warte. Dort, im kleinen Kreis hielt ihm der Hausherr vor, dass Sepp Dietrichs Armee nicht einmal so stark sei wie eine Division. Himmler sagte, das habe er schon dem Führer gemeldet. Wie bestellt, klingelte in dieses Gespräch hinein das Telefon: Der Führer möchte den Reichsführer SS sprechen!

Obwohl Schirach von diesem Ferngespräch nur mitbekam, was Himmler sagte, begriff er schnell, um was es ging. Hitler war wütend auf seine Leibstandarte und die anderen SS-Verbände im Korps, weil sie sich von den Bolschewisten hatten schlagen lassen und weil sie sich nun von ihnen sogar jagen liessen. Himmler sagte: «Mein Führer, wenn Sie von mir verlangen, dass ich sämtlichen Offizieren der SS-Panzerarmee das EKI und das Ritterkreuz abnehmen soll, dann holen Sie doch auch bei den Toten, die am Plattensee liegen, diese Auszeichnungen. Mehr als ihr Leben können die Männer schliesslich nicht geben.» Dann legte er den Hörer auf.

Nie zuvor und auch nie wieder danach hatte er so mit seinem Führer zu sprechen gewagt. Als er bekanntgab, auf Befehl des Führers müsse er fordern, dass die Männer die Ärmelstreifen mit dem Namen Adolf Hitlers abliefern sollten, explodierte Sepp Dietrich – wenn man der Schilderung Schirachs Glauben schenken will. Der Oberstgruppenführer riss sich das Ritterkreuz mit den Brillanten vom Hals, warf den Orden in eine Ecke und schrie: «Wenn ich das meinen Leuten sage, dann scheissen die uns was und marschieren nach Hause.» Himmler, Schirach und Dietrich beschlossen, dass die Truppe von diesem Befehl nichts erfahren dürfe.

An einem dieser Tage reiste Himmler wieder ab. An den brüchig gebombten Mauern der Stadt klebten jetzt Plakate: «Wien ist zum Verteidigungsbereich erklärt worden. Frauen und Kindern wird empfohlen, die Stadt zu verlassen.» Auf

einem las man die Frage eines Anonymus: «Wohin?», mit schwarzem Kohlestift geschrieben. Zugleich gab Schirach über Radio bekannt: «Gerüchtemacher verbreiten, dass Wien zur offenen Stadt erklärt worden sei und nicht verteidigt werden soll. Lasst euch durch diese feindlichen Meldungen nicht täuschen. Die Stadt ist zum Verteidigungsgebiet erklärt worden und wird mit allen Mitteln verteidigt werden.» Henriette von Schirach und ihre Kinder waren schon längst in Sicherheit, in Kochel.

Die «Kleine Wiener Kriegszeitung» brachte auf der ersten Seite der Ausgabe vom 3. April einen Aufruf Schirachs mit der Überschrift: «Die Stunde Wiens ist gekommen». Mit der Formulierung eines routinierten Conférenciers verkündete er: «Heute habe ich die Ehre, meinen alten Freund, den Oberstgruppenführer, Generaloberst der Waffen-SS Sepp Dietrich, bei Ihnen einzuführen, dessen kampferprobte SS-Männer bei uns eingesetzt werden.» Weit weniger formell erklärte Dietrich anschliessend, er und seine Männer seien gekommen mit «dem festen und unverbrüchlichen Vorsatz, alles nur Menschenmögliche zu tun, dieses Bollwerk des deutschen Südostens unserem deutschen Vaterland zu erhalten. Mehr zu versprechen wäre verwegen. Der Kampf wird hart, der Erfolg schwer.» Wer zwischen den Zeilen zu lesen verstand, konnte erfahren, dass die Verteidiger Wiens nicht die Absicht hatten, sich unter den Mauern der Stadt begraben zu lassen.

Am 4. April kamen für die 6. SS-Panzerarmee aus dem Führerhauptquartier unter der Reichskanzlei zwar erneut Befehle für einen Gegenangriff, aber im Lageprotokoll wurde auch gleich vermerkt, dass sie «durch die Entwicklung zum Teil bereits überholt» seien, weil der Feind sich auf zehn Kilometer an Wien herangeschoben habe. Vier Tage später

notierte man in der Lagebesprechung «weiteres Fortschreiten des Feindes, der den Kahlenberg erreichte. Die Wiener Bahnhöfe werden umkämpft. Ein Teil der Wiener Bevölkerung hat seine Haltung verloren. Die Versorgung macht Schwierigkeiten.»

Seit dem 6. April hausten Schirach und sein Stab nicht mehr auf der Hohen Warte. Der Feind marschierte aus dem Süden sozusagen gerade auf sie zu, sie lag jetzt im direkten Beschuss der sowjetischen Allround-Kanone, Kaliber 7,6 Zentimeter, vom Landser Ratsch-Bum genannt, weil Abschuss- und Einschlagknall infolge der Rasanz der Granaten rasch aufeinanderfolgten. Neuer Gefechtsstand und zugleich Wohnung des Reichsverteidigungskommissars waren die Keller der Wiener Hofburg, tief unter der Erde, und darüber als Deckung die massiven Bauten vergangener Jahrhunderte. Der an Komfort gewohnte Schirach hatte sich seinen Raum wohnlich eingerichtet, mit Gemälden bekannter Meister an den Wänden, mit kostbaren Teppichen auf dem Fussboden und mit antiken Möbeln aus dem Fundus alter Kaiserpracht. Strom gab es bald nicht mehr, zum Interieur passte Kerzenlicht ohnehin am besten.

Im Vorzimmer sass der Adjutant Wieshofer, und in dessen Vorzimmer beschäftigten sich einige Unteroffiziere mit Schreibkram. Der Schiesskrieg hatte den Papierkrieg noch nicht beendet, und somit war der vielfach engagierte Schirach wechselnd beschäftigt, als Gauleiter der Partei, als Reichsstatthalter, als Reichsverteidigungskommissar und als Oberbürgermeister. Der Leiter seiner Zivilverwaltung, ein Regierungspräsident und Piefke aus dem Reich, bei der zivilen SS im Rang eines Brigadeführers (ein Generalsverschnitt), hatte sich schon selbst beurlaubt. Er war wohl der Ansicht, in dem zu erwartenden Chaos gebe es selbst für hochrangige Beamte

nichts mehr zu regieren. Noch aber schien es, als sei Schirach anderer Ansicht. Er hielt aus, obwohl ihm nicht verborgen bleiben konnte, dass seine Anordnungen aus dem Keller nichts bewirkten. Schon wurde der Aufenthalt auf den umliegenden Strassen und dem Grüngelände durch Granateinschläge, Splitter und Geschosse der Tiefflieger lebensgefährlich.

Die Wiener kümmerten sich kaum noch um die Obrigkeit. Sie hatten während der letzten Tage ihre Guthaben bei den Banken abgehoben, Lebensmittel zusammengetragen, soweit noch etwas zu ergattern war, und waren nun damit beschäftigt, ihr Hab und Gut vor den zu erwartenden Rotarmisten zu verstecken. Hätte ein Parteifunktionär oder ein Polizist gewagt, sie dabei zu stören, hätten sie ihn aus dem Haus geprügelt. Der eine oder andere Zivilist gab gelegentlich eine Gastrolle im Volkssturm, aber in erster Linie nur, weil er dabei etwas über Freund und Feind zu erfahren hoffte. Was es sonst noch Neues gab, erfuhren die Wiener aus der «Kleinen Wiener Kriegszeitung», letztes Überbleibsel eines reichhaltigen Presseangebots. In der Ausgabe vom 7. April lasen sie dann, dass «die Kriegsverhältnisse die Zeitung zwingen, (...) ihr Erscheinen vorübergehend einzustellen».

Die wenigen Besucher, die Schirach in seinem Keller sahen, erzählten, dass er keineswegs unglücklich schien. Dort verfügte er über beträchtliche Vorräte an guten Dingen, über Essbares und Trinkbares, zugeteilt für hochgestellte Gäste. Ihm war klar, dass sie hier nicht mehr tafeln würden, also handelte er wie jeder Landser vor einem Rückzug: Was er nicht mitnehmen konnte, vertilgte er nach Kräften, damit es dem Iwan nicht in die Hände falle. Unangemeldet leistete ihm dabei eines Nachts der Held der SS zwei Stunden lang Gesellschaft: Otto Skorzeny, herkulisch gebauter Wiener, Ober-

sturmbannführer der Waffen-SS, im Jahr 1945 angeblich der Befreier des gestürzten Mussolini aus einer vom italienischen König verhängten Gefangenschaft, für dieses und auch für ein paar andere Husarenstücke mit dem Ritterkreuz geadelt. Bevor er Schirach aufsuchte, hatte er sich in seiner Heimatstadt umgesehen und so gut wie keine Wehrmacht entdeckt, wohl aber bald da und bald dort in den südlichen Stadtteilen Knallerei wahrgenommen. Das war die Richtung, aus der die Rotarmisten vordrangen.

Der aus Prag gekommene Skorzeny erzählte später, er habe den Reichsverteidiger Schirach über die Lage unterrichtet: «Ich habe bei meiner Fahrt durch Wien keinen einzigen Soldaten gesehen. Die Barrikaden stehen leer. Der Russe kann einmarschieren, wo er will.» Er übertrieb dabei, aber nicht sehr. Doch Schirach sagte angeblich: «Ausgeschlossen!» Er hätte entsprechend der NS-Helden-Dienstvorschrift auf den aus Pflastersteinen, Strassenbahnwagen und Gerümpel bestehenden Barrikaden seinen Volkssturm mit Worten und mit Taten anfeuern müssen. Doch klugerweise verschonte er sich und die Wiener Bürger vor solch sinnlosem Einsatz. Skorzeny schlug ihm vor, er möge doch selbst die nicht vorhandenen deutschen Linien inspizieren, aber diesen Ratschlag überhörte er. Dem SS-Führer erläuterte er vielmehr anhand einer grossen Lagekarte, wie er mit neuen Divisionen von Norden und von Westen her die Rotarmisten in die Zange nehmen und vernichten werde. Er sagte: «Hier werde ich kämpfen und fallen.»

Daran mochte zu dieser Zeit der Gauleiter in Wien nicht einmal mehr im Schlaf gedacht haben. Zwar ist Skorzeny auch nicht gerade einer der zuverlässigsten Zeitchronisten, aber in diesem Fall darf man wohl annehmen, dass sich Schirach aus Respekt vor einer SS-Uniform präsentieren wollte,

wie das Gesetz der Reichskanzlei es befahl. Was wusste er schon, mit welchem Auftrag dieser Supermann der schwarzen Garde bei ihm auf gekreuzt war? Skorzeny sagte, ehe er ging: «Morgen ist Wien in russischer Hand!» Es war – nach seiner Datierung – in der Morgendämmerung des 11. April. Der Lagebericht meldet von diesem Tag: «In Wien ist der Gegner jetzt bis zum Ring vorgedrungen. Er meldet die Einnahme des Rathauses und des Parlaments. Verteidigt wird noch der Innenkern der Stadt.»

Mutmasslich ist Skorzenys Kalender nicht korrekt. Er weiss zu berichten, dass Schirach wenige Stunden nach seinem Besuch seinen sogenannten Gefechtsstand geräumt habe. Dies aber kann nicht erst am Morgen des 11. April geschehen sein. Dafür gibt es mehrere Gründe. Einer der Gründe ist, dass an diesem Tag die Hofburg bereits zur Hauptkampflinie gehörte und dass sie vom Feind praktisch nur noch durch die breite Ringstrasse und die freie Fläche des Heldenplatzes getrennt war. Ein weiterer Grund für Schirach, schon früher die Stellung zu wechseln, war der Entschluss von Sepp Dietrich, am 8. April sein einziges intaktes Regiment, nämlich «Grossdeutschland», aus der Stadt herauszuziehen. Wenn er weiterhin die Flanke der Schörner-Verbände in der Tschechoslowakei decken und zugleich auch seine eigenen Soldaten in die amerikanische Gefangenschaft statt nach Sibirien führen wollte, dann durfte er seine Kräfte nicht in einem blutigen Trümmerkampf Mann gegen Mann in der Grossstadt verbrauchen.

Die Verteidiger Wiens hatten noch eine weitere Ursache, sich nicht zu spät abzusetzen. Der Boden wurde ihnen zu heiss, weil – wie im Lagebericht vom 8. April schon angedeutet – nicht nur die Einwohner, sondern auch eine Anzahl von Wehrmachtssoldaten seit dem 2. April eine kampflöse Über-

gäbe an die Feinde vorbereitete. Die Zentrale dieser Verschwörung befand sich im Wehrkreiskommando, ein Major stand an ihrer Spitze. Es waren alles gebürtige Österreicher. Schon in der Nacht vom 3. zum 4. April verhandelte ein von ihnen durch die Linien entsandter Bevollmächtigter, ein Feldwebel, in einem Ort bei Eisenstadt mit hohen Offizieren des Marschalls Tolbuchin. Man einigte sich: In Wien sollte ein Aufstand ausbrechen, sobald sowjetische Truppen die Stadt umfasst hätten. Die Rotarmisten würden ihre heimlichen Verbündeten beim Eindringen in die Stadt an weissen Armbinden und an der Parole «Moskau» erkennen. Für den 6. April hatte der Major bereits ein Flugblatt mit der Überschrift «Befehl zur Einstellung der Kampfhandlungen» vorbereitet. In ihm wurde Wien durch das Führerhauptquartier zur offenen Stadt erklärt, der 6. SS-Panzerarmee wurde der Rückzug nach Westen befohlen, und dem Major wurden «die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung» und die Absprache über Rechte und Pflichten der Einwohner gegenüber der Roten Armee übertragen. Geplant war, Schirach festzunehmen und ihn zu zwingen, diesen Befehl zu unterschreiben. Schon war auch das Kommando bestimmt, das ihn aus der Hofburg herausholen sollte.

Die Verschwörung wurde verraten durch einen österreichischen Gefreiten, der aus seinen Befürchtungen – weiterkämpfen und vielleicht fallen oder sich den Rotarmisten auf Gnade und Ungnade ausliefern oder von einem deutschen Kriegsgericht als Meuterer verurteilt werden – keinen anderen Ausweg fand als eine Meldung an seinen Vorgesetzten. Die Geheime Feldpolizei rollte das Komplott auf, und die SS vollzog die Urteile, die ein Sonderstandgericht am 6. April fällte. Soweit man der Verschworenen habhaft werden konnte, wurden sie in den Strassen der Stadt, an Oberleitungsmasten

der Strassenbahn, an Verkehrsschildern und Strassenlaternen aufgehängt. Die Bevölkerung wurde dadurch nicht ermuntert, für Adolf Hitler ins Feld zu ziehen.

Von all dem hat Schirach wohl nur am Rande erfahren. Er hat in Nürnberg ausgesagt, er habe sich nur noch um Wohl und Wehe der Bevölkerung gekümmert und auf militärische Vorgänge gar keinen Einfluss gehabt. Seinen Keller verliess er kaum. Was ausserhalb für die Partei noch zu erledigen war, übernahm der stellvertretende Gauleiter Scharitzer. Die Militärs kümmerten sich kaum mehr um einen Reichsverteidigungskommissar, der seinen Bereich am liebsten nicht verteidigt hätte und lieber heute als morgen aus einem Krieg ausgestiegen wäre, den er seit mindestens zwei Jahren schon für verloren ansah. Sein alter Widersacher Goebbels schrieb ins Tagebuch: «Schirach ist schon seit Jahren überfällig zum Abbau. Aber der Führer hat sich nicht dazu entschliessen können, ihn in die Wüste zu schicken. (...) Die Wiener Vorstädte haben zum grössten Teil die Waffen zugunsten der Roten Armee erhoben, wodurch natürlich in Wien ziemlich desolate Zustände entstanden sind. Ich glaube aber, dass die Wiener besser hätten im Zaum gehalten werden können, wenn dort eine anständige und vor allem eine energische politische Führung am Ruder gewesen wäre.»

Aus dieser Notiz, datiert vom 9. April, geht hervor, dass für das Führerhauptquartier ein Gauleiter Schirach nicht mehr existierte, schon am Tag zuvor hatte Goebbels vermerkt, dass der «hilflose» Schirach sich zu den Soldaten geflüchtet habe. Bis dahin hatte er in der Hofburg ausser seinen engeren Mitarbeitern und der Genesendenkompanie von «Grossdeutschland» auch noch einen Tross an Kraftfahrzeugen unterhalten, darunter einen Funkwagen mit ausfahrbarer Antenne. Damit hatte Schirach in Berlin anfragen lassen, wohin er sich zu



begeben habe, wenn die Streitkräfte die Stadt verliessen. Bormann funkte zurück: «Reichsleiter Schirach begibt sich mit seinem letzten Dienstgrad zur Truppe.»

Er wurde in Nürnberg gefragt, wann er Wien verlassen habe. Er sagte: «Nachdem die letzten Truppen aus der Stadt herausgezogen waren.» Ähnliche Antworten gaben die Krieger aller Zeiten, wenn sie der Gefangenenschaft oder dem Heldentod durch schnelle Beine entgangen waren; jeder Mann ist in einer solchen Situation der letzte, den heissen Atem des Verfolgers schon im Nacken. Ehrlicher in dieser Hinsicht erwies sich der Adjutant Wieshofer. Zu ihm kam (das Datum ist nicht vermerkt) ein Melder und sagte: «Die Russen sind durchgebrochen, und nun ist es höchste Zeit, dass wir aus der Hofburg gehen.» Wieshofer sagte zum Gauleiter im Nebenkeller: «Reichsleiter, es ist ja wohl nicht deine Aufgabe, die Hofburg mit der Pistole in der Hand zu verteidigen!» Dem leuchtete das ein. Laut Wieshofer soll er gesagt haben: «Na also! Es ist soweit! Lasst uns fahren!»

Den Befehl Bormanns nahm der reaktivierte Leutnant von Schirach nicht ganz wörtlich. Wohl trug er Feldgrau, aber im Schnitt einer HJ-Uniform, daran die karminroten Rangabzeichen eines Reichsleiters der NSDAP, und auf dem Kopf eine feldgraue HJ-Mütze. In einem Innenhof der Hofburg standen vollgetankt und abfahrbereit die Kraftfahrzeuge. Schirach und Wieshofer stiegen jeder in einen Schwimmwagen mit VW-Motor, eine Konstruktion des Professors Ferdinand Porsche. Zwischen diese beiden Fahrzeuge gruppierte sich ein Mercedes-Cabrio, besetzt mit vier Mann der Genesendenkompanie, die mit einem MG und Maschinenpistolen die Leibwache bildeten. Hinter Wieshofer folgten noch zwei Lastkraftwagen der «Grossdeutschland»-Kompanie, spärlich bemannt, aber vollgepackt mit Lebensmittelkonserven.

Die kleine Kolonne rollte durch leere Strassen in Richtung Donau. Sie war keineswegs die letzte, die Wien verliess. Auf der kurzen Wegstrecke durch die Innenstadt bis zur Floridsdorfer Brücke sah Wieshofer noch zahlreiche Soldaten vom Heer und von der Waffen-SS. Sie hielten sich dort unter langsamen Absetzbewegungen noch fünf Tage bis zum 13. April. Noch am folgenden Tag verteidigten sie auf dem rechten Ufer den Zugang zur Reichsbrücke, damit sie vielleicht noch gesprengt werden konnte. Als Schirachs Kolonne in Flandorf haltmachte, hatte sie unterwegs noch die Gensendekompanie mit ihren Fahrzeugen aufgesammelt. An Wagen fehlte es nicht; wie bei allen Rückzügen stauten sich auch hier die Einheiten, viele Wagen standen herrenlos in der Gegend. Die Truppe des Reichsleiterleutnants war damit auf etwa 250 Männer angewachsen.

Sie lag noch ein paar Tage in Flandorf, das immerhin noch als Wiener Vorort gelten konnte, in der Nähe des Gefechtsstandes des II. SS-Panzerkorps. Am 13. April, als die Innenstadt fast restlos von den Rotarmisten erobert war und aus vielen Häusern weisse oder rot-weiss-rote Fahnen heraussahen, löste sich das Kriegslager auf dem linken Ufer des Stroms auf und zog sich nach Norden und Westen zurück. In der Auffangstellung der 6. SS-Panzerarmee bei Klosterneuburg hielt sich Schirach nicht lange auf, sondern fuhr weiter in Richtung St. Pölten, wo der Armeebefehlshaber Dietrich sich in einem Schloss einquartiert hatte. Obwohl dort weit und breit kein Feind zu sehen oder auch nur zu hören war, hatte sich Dietrich mit MG-Stellungen und Wachtposten eingegliedert. Er sagte zu Schirach: «Das ist für den Fall, dass Adolf mich ausheben lassen will, weil ich Wien nicht verteidigt habe.» Schirach bekam eine Funktion zugeteilt; er war fortan der Verbindungsoffizier zu den unterstellten Korps und Divi-

sionen. Gelegenheiten zum Kämpfen oder gar zum Fallen bekam er dabei kaum; er besuchte nur Generäle, und sie mit ihren Stäben traf man selten in der Hauptkampflinie. Die folgenden drei Wochen, die letzten des Krieges, Überstand Leutnant Schirach im Hinterland, dabei näherte er sich langsam dem Nordabfall der Alpen, so dass die Telefonverbindungen mit Henny in Kochel immer besser wurden.

Gewiss dachte er in diesen Tagen oft an seine HJ, obwohl sie die Seinige längst nicht mehr war, und gewiss fragte er sich, ob er nicht am Ende Millionen Mädel und Jungen in die Irre geführt habe. Sein eingangs dieses Buches schon zitiertes Bekenntnis, die Absage an den toten Hitler, entstand ja nicht spontan im Nürnberger Gerichtssaal. Spätestens während seiner Fahrten durch die Alpentäler musste ihm aufgegangen sein, dass er sich schon als Schüler in Weimar und als Student in München auf ein Abenteuer eingelassen hatte, das notwendigerweise in einer Katastrophe enden musste, wenn der Führer sein Programm mit «eisernem Willen», «unabänderlichen Entschlüssen», «unbändiger Energie» – wie die Redefloskeln immer waren – konsequent verfolgen würde. Doch welches Parteimitglied hatte je so weit vorausgedacht? Und wer hätte den Mut besessen, dem rollenden Rad in die Speichen zu greifen, als er erkannte, dass es in einen Abgrund rollte?

Aus solchen Gedankengängen wird verständlich, dass der Nürnberger Angeklagte Schirach erklärte, er fühle sich verantwortlich für alles Tun und Lassen der HJ bis zum letzten Tag des Dritten Reiches, obwohl er sie seit Anfang 1940 zunehmend weniger beeinflussen konnte. Was seitdem geschehen war, konnte nicht seine Linie sein. Artur Axmann, sein Nachfolger, bevorzugte einen härteren Kurs. In sozialen Fragen trat der junge Mann der Arbeiterklasse fordernder auf als der Baron. Soweit diesen Kultur interessierte, war er für

die Hausmannskost des gesunden Volksempfindens, und in der Politik war er weniger gehemmt durch Zweifel, mit dem die Intellektuellen sich immer wieder in Frage stellen. Er war seelisch robuster und als Soldat mutiger als sein Vorgänger.

Es ist nicht bekannt, ob Axmann je ein Schuldbekennnis abgelegt hat in der Art, wie dies Schirach im Nürnberger Gerichtssaal tat. Wohl aber weiss man, dass Axmann eifern darüber wachte, dass ihm niemand ins Gehege kam, nachdem er Reichsjugendführer geworden war. Es ist ebenso erwiesen, dass der Reichsleiter Schirach zwar nominell für die Jugenderziehung verantwortlich sein sollte, aber dass der Titel eine reine Dekoration war, denn dieser Reichsleiter hatte keinerlei Apparat an Beamten oder Funktionären, die auf sein Geheiss die Jugend dirigieren konnten.

Selbst im Gau Wien war er auf die Bereitschaft des Gebietsführers der HJ zur Zusammenarbeit angewiesen. Es war dies Hans Lauterbacher, der Bruder seines früheren Stabsleiters in der Reichsjugendführung. Er glaubte, Gründe zum Groll gegen Schirach zu haben. Allein schon deshalb zog der Gebietsführer nicht immer mit dem Gauleiter am selben Strang, als dieser versuchte, seine Wiener Hitler-Jungen aus dem grossen Sterben herauszuhalten. Wie erwähnt, hatte Schirach ein Bataillon Hitler-Jungen viele Wochen lang in Wehrrertüchtigungslagern durch fronterfahrene Wehrmachtsoffiziere ausbilden lassen, dann aber dafür gesorgt, dass sie nicht gegen die vordringenden Rotarmisten eingesetzt wurden. Dagegen hatte Lauterbacher protestiert, und die Jungen wohl auch. Deswegen hatte er schliesslich noch ein eigenes Bataillon zusammengestellt. Es wurde eingesetzt, als die sowjetischen Panzer in Wien eindringen. Die Sechzehnjährigen pirschten lautlos auf Fahrrädern durch die menschenleeren Strassen, als Melder, aber auch jeweils mit zwei Panzerfäusten am Fahr-

radrahmen. Sie sollen zwei Dutzend T-34-Panzer abgeschossen haben. Diese Einheit wurde dann in die SS-Division «Hitler-Jugend» eingegliedert, nannte sich Werwolf-Bataillon und nährte so die Legende, dass Jugendliche selbst noch nach Kriegsende als Partisanen gegen die Besatzer weitergekämpft hätten.

Schirachs HJ-Bataillon wurde vom Regiment «Grossdeutschland» vereinnahmt und aufgrund seiner Fürsprache geschont, soweit es ging. Es geriet in US-Gefangenschaft, die meisten Hitler-Jungen wurden rasch entlassen. Lauterbacher setzte ungehindert Mädchen an schweren 8,8-Zentimeter-Geschützen der Wiener Flak ein. Eine solche Batterie schoss sogar einen viermotorigen Bomber ab, aber es fiel gleich darauf eine Bombe in eine Geschützstellung, tötete drei Mädchen und verletzte mehrere schwer. In Westdeutschland überfielen Hitler-Jungen mit Panzerfäusten und Maschinenpistolen aus Wäldern oder aus den Trümmerfeldern der Grossstädte heraus die Kolonnen der Eroberer. Im belagerten Breslau hielt die HJ eine hartumkämpfte wichtige Stellung, bedienten junge Frauen und Mädchen schwere Geschütze.

Generäle der Wehrmacht stemmten sich mehrfach gegen den Einsatz der jungen Mitstreiter in Gefechten. In einem Memorandum an das Oberkommando der Wehrmacht schrieb General Siegfried Westphal, die HJ habe nur geringen militärischen Wert – nicht, um sie herabzusetzen, sondern um sie aus der Hauptkampflinie herauszumanövrieren, und obwohl er wusste, dass der Krieg bald zu Ende sein würde, argumentierte er mit dem Einwand, man bringe sich um künftige Regimenter, wenn man die Kinder vorzeitig ins Gefecht schicke. Schirach sagte dem Autor aus ähnlichen Überlegungen heraus, es sei «ein biologisches Verbrechen», Jugendliche kämpfend einzusetzen. «Niemand kann das wie-

dergutmachen. Wenn Sechzehnjährige und Jüngere im Krieg fallen, ist dies für ein Volk ein unersetzlicher Verlust.» Er habe den Einsatz der Jugend im Krieg nicht gewollt.

Gegen seinen Nachfolger als Reichsjugendführer mochte er nicht Stellung nehmen. «Vielleicht hat Axmann nicht anders gekonnt», sagte er. «Ich war nicht in Berlin und hatte auch keine Verbindung mehr dorthin.» Tatsächlich hat die HJ in der Reichshauptstadt so zahlreich und so verbissen gekämpft wie sonst nirgendwo. Am 28. März 1945 verkündete Axmann dort: «Aus der Hitler-Jugend ist die Bewegung junger Panzerknacker entstanden», und er liess am 23. April in Berlin Hitler-Jungen durch die Einheitsführer zu Bataillonen zusammenstellen. Sie hielten dort die Pichelsdorfer Brücken über die Havel frei, weil dort für die Armee des Generals Walther Wenck ein Zugang zur belagerten Hauptstadt offengehalten werden sollte. Artur Axmann blieb bei seinem Führer bis zu dessen letzter Stunde. Noch am 20. April hatte er Hitler eine Gruppe von Hitler-Jungen im Garten der Reichskanzlei präsentiert, damit sie aus der Hand ihres obersten Kriegsherrn das Eiserne Kreuz empfangen – als Lohn ihrer Tapferkeit und als Ansporn für ihre Kameraden. Der jüngste dieser Helden war knapp zwölf Jahre alt.

Dieser Junge hatte gewiss schon oft genug das von Schirach gereimte Lied mit der Endzeile gesungen: «Unsere Fahne ist mehr als der Tod.» Der Dichter freilich war in den letzten vier Wochen des Dritten Reiches weit vom Schuss. Er war mit kleinem Gefolge unterwegs, darunter drei Adjutanten: Harald Döscher, Oberleutnant im Regiment «Grossdeutschland», Gustav Höpken, Oberleutnant der Luftwaffe, und Fritz Wieshofer, Obersturmführer der Waffen-SS. Im Rang waren sie jetzt alle über ihren bisherigen Vorgesetzten hinausgeraten, weil er aller seiner hohen Ämter ledig und nur

mehr ein schlichter Leutnant war. Sie berieten zu vieren, was noch zu unternehmen sei. Einer sprach von der Alpenfestung. Von ihr redete in jenen Tagen so mancher Offizier und so mancher Parteimann. Wenn Feldmarschall Schörner aus der Tschechoslowakei, Dietrich und seine Kräfte aus Österreich, die Reste der Einheiten aus dem Balkan und die noch ziemlich intakten Verbände aus Norditalien in die Berge zurückzögen, könnten sie sich dort noch geraume Zeit halten. Die vier fragten sich aber auch: Wozu? Was können wir damit noch erreichen?

Am 1. Mai war die Vierergruppe in Gmunden am Traunsee bei der Marine-HJ, die dort eine Funkstation unterhielt. Spät am Abend hörten sie die Nachricht: Adolf Hitler ist im Kampf gegen den Bolschewismus gefallen. Schirach war wie von einem Alpdruck befreit; noch wenige Tage zuvor hatte Hitler befohlen, Dietrich müsse im Gegenstoss Wien zurückerobern, so, wie Goebbels es in einer Rede versprochen hatte: «Berlin bleibt deutsch, und Wien wird wieder deutsch!» Solche Wahnsinnsbefehle würde es nun nicht wieder geben. Ein weiterer Funkspruch weckte Schirachs Widerspruch: Der dem Führer geleistete Eid solle nun für dessen Nachfolger, den Grossadmiral Karl Dönitz, gelten. Wieshofer erinnerte sich, Schirach sei bei dieser Nachricht aufgesprungen und habe gesagt: «Ich verweigere den Gehorsam. Ich habe den Eid einmal in meinem Leben auf einen Menschen und nicht auf eine Verfassung geschworen. Das werde ich nie wieder tun.»

Sie waren einmal ausgezogen, das Reich gross und stark zu machen. Nun war es besiegt und zerschlagen. Was liesse sich tun, um das Unglück noch abzuwenden. Sie hatten gehört, der Tiroler Gauleiter Franz Hofer wolle aus seinem Gau und einigen benachbarten einen Separatstaat bilden, der dann

nicht in die alliierte Straffaktion einbezogen würde und der als Keimzelle einer deutschen und nationalsozialistischen Erneuerung dienen könne. Doch als sie dann erfuhren, der SS-Obergruppenführer Karl Wolff, höchster SS- und Polizeiführer Italiens, habe die Kapitulation der Italienarmeen unterzeichnen lassen, wurde auch diese Möglichkeit hinfällig. Blieb noch die «Alpenfestung». Ihre Sorge war nun, sie könnten zu spät kommen, die Strassen und Pfade zur allerletzten Zuflucht könnten schon verbarrikadiert sein und verteidigt werden gegen jedermann, der sich näherte.

Die Gruppe löste sich auf. Döscher wollte zu seinem Regiment, und Höpken wollte zu Frau und Kind irgendwo im Alpenland. Schirach und Wieshofer blieben beisammen, dazu Fahrer Franz Ram, weil doch der Leutnant und Reichsleiter a. D. nicht auf das verzichten konnte, was man beim Kommiss einen Putzer nannte. Die Schwimmwagen hatten sie inzwischen irgendwo stehenlassen – sie brauchten zuviel Benzin – und waren auf einen VW-Käfer umgestiegen. Er war ein Geschenk des obersten DAF-Regenten Robert Ley, der ja auch der Chef der frühen VW-Produktion war und der jeden Gauleiter mit einem solchen Auto beglückt hatte. Weil sie die Alpenfestung rund um die höchsten Gipfel vermuteten, wählten sie Innsbruck zum Ziel, aber da sie nicht wussten, wie weit die Westalliierten schon von Osten her in die Täler eingedrungen waren, erreichten sie auf abenteuerlichen Umwegen das Salztal und Zell am See, wo die HJ eines ihrer festen Lager aufgebaut hatte. Von hier aus wechselten sie am nächsten Tag ins Inntal hinüber, aber in Schwaz streikte der Wagen. In einer Werkstatt wurde ihnen versprochen, dass er am nächsten Morgen fahrbereit sei. In einem Gasthaus, das Rams Schwester gehörte, konnten sie in einem Nebenzimmer Zivilkleider anziehen, Schirach einen braunen Tweedanzug



mit einer Knickerbockerhose, Wieshofer eine Lederhose und einen Janker.

Abseits der Hauptstrasse fanden sie im Haus eines Drechslermeisters, der noch Soldat war, ein Unterkommen auf dem Dachboden. Als sie am nächsten Morgen nach Innsbruck starten wollten, war der Wagen gestohlen. Sie wären ohnehin nicht weit gekommen, denn 24 Stunden später zogen von Innsbruck her Amerikaner in das Städtchen. Ein Jeep, besetzt mit drei farbigen GIs, hielt vor dem Haus. Im Jargon der Südstaaten fragte Schirach nach ihrem Begehren. Verblüfft sagten die Soldaten, sie suchten Waffen und Nazis. Nichts dergleichen sei im Haus, log Schirach. Zufrieden zogen die Amerikaner ab, wiesen jedoch noch darauf hin, dass jede Waffe, selbst ein Bajonett, bis zur morgigen Mittagsstunde bei der Kommandantur abzuliefern sei. Wer dies unterlasse, werde standrechtlich erschossen. Die beiden stiegen daraufhin in den Dachboden, holten aus dem Gebälk ihre Pistolen, die Gewehre mit Zielfernrohr, die Munition und versenkten sie in der Abortgrube.

Die nächste Sorge war: Sie hatten keine Personalausweise, ihre Soldbücher konnten sie nicht vorzeigen. Fahrer Ram war besser dran. Er besass noch seinen alten österreichischen Pass, ausgestellt vor dem Anschluss. Damit meldete er sich im örtlichen Büro der Freiheitsbewegung, wurde gleich als Hilfspolizist eingeteilt und war mit einer rot-weiss-roten Armbinde vor jedem Zugriff gesichert. Ein Papier mit amtlichen Stempeln für die beiden anderen zu beschaffen schien schwieriger. Doch Wieshofer hörte, dass die Schwazer Volksbücherei weiterhin Literatur verleihe, und so meldete er sich und seinen Kameraden gegen eine Garantieleistung von je zehn Mark als Mitglied an; er nannte seinen richtigen Namen im Vertrauen darauf, dass in Tirol einige hundert Familien Wieshofer hies-

sen. Beruf? Sekretär des bekannten Kriminalschriftstellers Dr. Richard Falk, der in Schwaz sein nächstes Werk schreiben und zu diesem Zweck auch einige Bände aus der Volksbücherei benötige. Nun hatten beide eine Karte, auf der ein Name, ein Beruf und das Stadtwappen zu sehen war. Es erwies sich, dass sie damit Gis ohne Deutschkenntnisse täuschen konnten.

Sie hatten eine Reiseschreibmaschine bis hierher gerettet. Auf ihr tippte Wieshofer einige Seiten, die Schirach ihm diktierte. Abends sassen sie mit der Frau des Drechslermeisters in der guten Stube zusammen, und der Schriftsteller Falk las ihr sein neuestes Kapitel vor. Geld besaßen sie nicht mehr viel, aber es war ja auch nichts mehr wert. Wenn der Hilfspolizist Ram sie besuchte, erzählte er, was alles gegen die Nazis unternommen wurde. Der weniger poetisch als praktisch veranlagte Wieshofer hatte vor dem Auszug aus Wien in eine Kiste mit Damenarmbanduhren gegriffen, die dem Betreuungsdienst von «Grossdeutschland» gehörte. Bei den Bauern in der Umgebung standen sie höher im Kurs als die Amizigaretten. Aus den Uhren wurde selbstgebrannter Bauernschnaps, der sich dann leicht in Wurst, Brot und Eier verwandeln liess. Ein Volksempfänger im Drechslerhaus lieferte mit den Nachrichten des Innsbrucker Senders auch die Namen der nach und nach aufgestöberten und verhafteten Grössen aus Hitlers Gefolgschaft. So wurde gemeldet, der Gauleiter von Wien sei tot, er sei in der Stadt von einer wütenden Menge erschlagen worden. Schirach wurde also nicht mehr gesucht. Damit liess es sich einigermaßen sorgenfrei leben. Bei gutem Wetter sangen die Gefährten im Garten traurige und lustige Wiener Lieder zur Klampfe, und die Nachbarn fanden sich als Zuhörer ein. So, meinten die beiden, liesse es sich noch einige Zeit aushalten. Es blieb nur die Sorge um die Angehörigen in Deutschland.

## Mitgegangen, mitgefangen

Nie ist ermittelt worden, wie viele Jugendliche in diesem Krieg mehr oder weniger freiwillig gestorben sind bei Einsätzen in HJ-Einheiten im Glauben, dies sei ihre vaterländische Pflicht. Wohl aber wurde festgestellt, dass bis zum Anfang 1943 bereits über 15'000 HJ-Führer gefallen waren. Darunter waren sechs Gebiets- und Obergebietsführer und nahezu 200 junge Männer aus den Rängen der Bannführer. In den folgenden Jahren waren die Verluste gewiss noch wesentlich höher. Für viele Überlebende war das Ende ein Grund, am Sinn ihres Daseins zu zweifeln. Eine Welt ging unter; sie sollten fortan verdammen, was sie bisher verehrt hatten, und sie sollten verehren, was man sie gelehrt hatte zu verdammen. Wer jung genug war, begriff leichter die ungeheure Schuld des abgetretenen Systems und sah eine Chance, ein neues Leben zu beginnen. Der sechzigjährige Colin Ross war nicht mehr neugierig auf das, was dem Dritten Reich folgen würde. Seit seine Wohnung in München zerbombt war, lebte er mit Frau und Tochter in Urfeld in dem ehemaligen Försterhaus, das bald nach ihrer Hochzeit die jungen Eheleute Schirach von Henriettes Mitgift gekauft hatten. Als nun die US-Panzer, von München kommend, sich dem Walchensee näherten, hoben Ross und seine Frau ihr gemeinsames Grab in der Nähe des Hauses aus. Krank und von Schmerzen geplagt, wollte er das von dem US-Finanzminister Henry Morgenthau geplante, auf eine reine Agrarwirtschaft zurückgestufte und verstümmelte, in Besatzungszonen aufgeteilte Deutschland nicht mehr erleben. Mit Henny leerte das Ehepaar eine letzte

Flasche Wein. Dann nahmen Ross und seine Frau Gift, und er erschoss zuerst seine Frau und dann sich selbst.

Das fiel nicht weiter auf. Es war Selbstmordzeit – für Parteigenossen schlechten Gewissens und für andere, die der Ansicht waren, sie müssten nach den schlechten Zeiten, die sie bis jetzt mitgemacht hatten, nun nicht auch noch die aller-schlechtesten Jahre durchstehen. Nach der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg hatte sich Baldurs Bruder Karl, Jahrgang 1900, erschossen; er könne, so hatte er hinterlassen, die Schmach des Vaterlandes nicht ertragen.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges würde den Deutschen ein Über-Versailles auferlegt werden. Die Schirachs waren mit Hitlers Reich nicht weniger verbunden gewesen als seinerzeit mit dem des Kaisers. Der Rittmeister und Generalintendant a. D. Carl Benedikt war nach dem Tod seiner Frau nicht mehr nach Wiesbaden gegangen und sass in seinem Haus in Weimar, als die Amerikaner dort einmarschierten. Als Alt-Pg. und Vater eines Reichsleiters wurde ihm befohlen, das Haus innerhalb von sechs Stunden zu verlassen. Im Haushalt von Freunden kam der alte Mann unter. Er musste wie alle Bewohner Weimars das Konzentrationslager Buchenwald besichtigen. Sein Sohn hörte in Schwaz, wie sein Vater von einem Reporter des britischen Rundfunks am Lagerausgang gestellt und gefragt wurde, was er nun von Hitler halte. Schirach senior sagte nur: «Ich habe ihn nur gekannt als einen sehr kultivierten Mann, der viel von Musik verstand.» Er versäumte zu sagen: Hätte dieser Mensch sich doch ausschliesslich mit Musik beschäftigt.

Henriette und die vier Kinder waren zunächst im Haus Aspenstein in Kochel. Dort war auch ihre hochschwängere Schwägerin, die Frau ihres Bruders Heinrich, doch in der ersten Aprilwoche schien es ihnen ratsam, sich vor den heran-

nahenden Amerikanern zu verbergen, bis – wie der junge Hoffmann sagte – «die Knallerei hier vorbei ist». In einem Lieferwagen brachte er die Frauen und die Kinder nach Kufstein ins österreichische Inntal und dann hinauf in ein Berghotel, tausend Meter über dem Meer und nur über einen Almweg zu erreichen; dort hatten die Schirachs schon dann und wann Ferien gemacht. So war es besprochen worden, als Henny aus Wien abreiste. Voraussichtlich würde es einige Tage dauern, ehe sich die Sieger dort einfanden.

Weshalb versteckten sich die Frauen? Sie hatten keine ernsthafte Schuld auf sich geladen. Gewiss erinnerten sie sich, dass in jenem Staat, von dem sie bisher soviel Nutzen gezogen hatten, häufig genug eine ganze Sippe büßen musste, wenn eines ihrer Mitglieder sich gegen das Regime gestellt hatte. Die Sippenhaft, von den Demokraten stets verurteilt, wurde tatsächlich von den Besatzern in der ersten Zeit ihrer Herrschaft übernommen, so, wie sie ebenfalls die Methode praktizierten, politische Gegner hinter Stacheldraht und Gefängnisgittern von ihren Mitmenschen abzusondern, jahrelang und ohne richterliches Urteil. Es unterlag beispielsweise eine schlichte Stenotypistin, die zum SD dienstverpflichtet worden war, bei der US-Besatzungsbehörde dem sogenannten «automatischen Arrest», bis man sie nach mehr als zwei Jahren als «nicht betroffen» – weil sie nämlich nicht der Partei, sondern nur dem BDM angehört hatte – ohne ein Wort der Entschuldigung aus dem Lager entliess.

Dass den besiegten Deutschen ausser der Befreiung von der Nazidiktatur auch Übles von den Siegern zudedacht war, hatten sie schon vor dem Einmarsch der Eroberer erfahren. Goebbels hatte sowohl den Plan des Henry Morgenthau wie auch die Morddrohungen des sowjetischen Dichters Ilja Ehrenburg gründlich publik gemacht, damit seine Landsleute

sich mit noch mehr Erbitterung gegen die Niederlage wehrten. Es war auch klar, wen das rächende Strafgericht am härtesten treffen würde: alle, die mit der Partei, ihren Verbänden und Gliederungen verbunden waren. Die Führer der HJ hatten demnach vielerlei Gründe, im Untergrund zu verschwinden. Aus dem zerbombten und bald auch durch feindliche Heere bedrohten Berlin hatte sich die Reichsjugendführung teilweise abgesetzt und ihre Dienststellen in ländliche Gegenden dezentralisiert, in denen sie früher einmal Zeltlager unterhalten hatten, die aber inzwischen durch feste Bauten abgelöst worden waren.

Kurz ehe die Massenflucht der Reichsdienststellen aus Berlin einsetzte, hatte der Reichsjugendführer Axmann noch proklamiert: «Die Jugend Adolf Hitlers muss das Zentrum unseres nationalen Widerstandes sein. Wir kapitulieren nie.» Das bedeutete freilich nicht, dass die Reichsjugendführung oder gar das Staatsoberhaupt in der Reichshauptstadt bleiben würde. Bis zur letzten Aprildekade schwankte Hitler noch, ob er sich nicht statt unter der Reichskanzlei besser in den Alpen verschanzen sollte, etwa am Obersalzberg, wo Bormann für ihn ein ausgedehntes Stollensystem hatte anlegen lassen. Allein schon der Gedanke an eine Alpenfestung gab den führergläubigen Parteigenossen Zuversicht. Auch Artur Axmann fiel zeitweise auf die Fata Morgana herein. Um diese Zeit herum mag es gewesen sein, dass man in der Reichsjugendführung übereingekommen war, für den Fall einer Besetzung Berlins das Hochlandlager bei Königsdorf nördlich von Kochel zum Sammelplatz für Verteidiger der Alpenfestung zu wählen.

Als die im Hochlandlager Versammelten merkten, dass die Alpenfestung nie existieren würde und dass die US-Panzer schon das Voralpenland beherrschten, liefen sie auseinander.

Zu dieser Versammlung der Schiffbrüchigen war auch der ehemalige HJ-Stammführer Günter Ebeling gestossen, der dann wie viele aus dem Lager weiter südwärts auswich, sich in Almhütten und auf abgelegenen Berghöfen diesseits und jenseits der deutsch-österreichischen Grenze herumtrieb und dabei schliesslich dem Mann begegnete, auf den alle im Lager vergeblich gewartet hatten, auf den Reichsjugendführer Artur Axmann. Dieses Treffen und eine Anzahl weiterer Bekanntschaften mit herumschweifenden HJ-Führern sollten Günter Ebeling später in die Lage versetzen, Jahre nach Hitlers Tod die nach ihm benannte Jugendorganisation noch einmal in die Schlagzeilen der Weltpresse zu bringen.

Am 4. Juni hörte Schirach in Schwaz eine Rundfunkmeldung, wonach auch die HJ der Kriegsverbrechen beschuldigt und als Organisation angeklagt werde in einem grossen Gerichtsverfahren der allgemeinen Abrechnung. Dies habe zur Folge, dass nun auch die HJ-Führer vom Bannführer aufwärts unter den automatischen Arrest der Besatzer fielen. Soweit man ihrer habhaft werde, würden sie nun festgenommen und in Internierungslagern umerzogen. Zu Wieshofer sagte Schirach: «Jetzt melde ich mich. Es darf nicht sein, dass ich in Freiheit bin, wenn die kleinen Pimpfe hinter Stacheldraht sitzen.» Da Wieshofer ihn nicht allein in die Gefangenschaft gehen lassen wollte, entwarfen sie ihre Kapitulation als bühnenreifen Auftritt. Auf einen Bogen Papier tippte Schirach: «Ich, Baldur Benedikt von Schirach, stelle mich freiwillig der Besatzungsmacht, um mich vor einem internationalen Gerichtshof verantworten zu können.» Zu Wieshofer sagte er: «Axmann ist tot (er nahm an, Axmann sei bei den Kämpfen um Berlin gefallen; Anm. d. Verf.), und wenn es zu einem Prozess gegen die HJ kommt, ist niemand da, der sie angemessen vertreten kann!»

Diesen Brief musste Wieshofer abends, genau um halb acht Uhr, in der Ortskommandantur Schwaz, im Hotel «Post», dem diensttuenden Leutnant übergeben. Das war eine halbe Stunde vor Beginn der allgemeinen Ausgangssperre. Es blieb somit keine Zeit, noch schnell eine Anzahl rachedurstiger Österreicher zum Hoteleingang zu rufen. Der Leutnant nahm den Brief entgegen, liess sich den Inhalt übersetzen und sagte, der Schirach sei ja wohl tot. Immerhin rief er einen weiteren Leutnant, einen Hauptmann und einen Major hinzu. Sie alle wollten von Wieshofer wissen, wo denn nun der Schirach, tot oder lebendig, zu finden sei. «Er wird in wenigen Minuten hier sein», verhiess Wieshofer. Und dann kam er tatsächlich, mit einem Schnurrbart im Gesicht und damit nicht ohne Weiteres mit seinem Steckbrieffoto vergleichbar. Also wurden der Schriftsteller Dr. Falk und sein Sekretär ins Gastzimmer der «Post» gesetzt. Nach zwei Stunden brachte sie ein Jeep nach Innsbruck und dann in ein nahes Kriegsgefangenenlager. Am nächsten Vormittag holte man sie zum Verhör.

Mit dem Anfang konnten sie zufrieden sein. Sie behielten ihre Zivilkleider, alles Eigentum und sogar die Uhren und die Ringe, auf die viele Gis nicht weniger scharf waren als die Rotarmisten. Im Gegenzug machten sie dem Vernehmungsoffizier vom CIC die Freude, ohne Umschweife alle seine Fragen zu beantworten. Wieshofer: «Wir hatten uns verabredet, in jedem Fall bei der Wahrheit zu bleiben, damit sie uns nicht gegeneinander ausspielen konnten.» Nach einigen Tagen liess der Lageroffizier in Schaz, wohl als Belohnung für die Aufrichtigkeit, Henny aus dem Berghotel über Kufstein herbeiholen, und sie wurde drei Stunden lang mit ihrem Ehemann allein gelassen. Henny hatte auch den Ahnenpass Baldurs mitgebracht, ein NS-Dokument, in dem die arischen Vorfahren bis zu irgendwelchen Urahnen amtlich beglaubigt



waren. Dieses Papier zeigte Schirach dem Offizier, weil er sich von dem Nachweis seiner amerikanischen Verwandtschaft einen Vorteil versprach. Seine Rechnung ging auf; der Offizier entpuppte sich sogar als ein entfernter Vetter.

Er war unverhohlen stolz auf seinen prominenten Gefangenen und führte ihn seinen Landsleuten vor, auch solchen, die sich mit Jugendfragen beschäftigten. Einer von ihnen braunbasierte, er lasse Schirach in die USA kommen, damit er dort eine Boy-scout-Organisation nach dem Muster der HJ organisiere. Sie liessen sich erklären, weshalb er jetzt Hitler ablehnte, und sie fragten ihn, ob er seine Wandlung auch vor Mitgliedern der HJ verkünden wolle. Den Plan dafür wollten sie schriftlich haben. Er schlug in einem Schriftsatz vor, alle in den Internierungslagern festgehaltenen HJ-Führer und BDM-Führerinnen im KZ Buchenwald zu versammeln; an dieser Stätte nazistischer Verbrechen wollte er ihnen sagen: «Liebe Kameradinnen und Kameraden! Ich habe geirrt! Ihr habt durch mich geirrt, aber ich bin bereit, für diesen Irrtum die Verantwortung zu tragen.» Einem Journalisten der US-Armeezeitung «Stars and Stripes» schlug er im Juni 1945 vor, man möge eine Anzahl junger Deutscher in den USA zu Umerziehern ausbilden, denn das Gros der HJ sei zu stolz, Belehungen von Ausländern anzunehmen.

Im August wurden Schirach und Wieshofer in das US-Vernehmungslager Oberursel im Taunus überstellt. Dort unterschrieb Schirach folgende Erklärung: «Ich bin verantwortlich für Aufbau, Organisation und Führung der HJ von ihrer Gründung bis zum Jahr 1940 und fühle mich verantwortlich für die HJ bis zum Zusammenbruch. Ich trage für alles, was in Wien seit 1940 geschehen ist, die Verantwortung.» «Stars and Stripes» kommentierte diese Erklärung, Schirach sei der erste hohe Naziführer, der mehr Verantwortung übernehme,

als die Ankläger ihm auferlegten. «Niemand wird ihm nachträglich die menschliche Anständigkeit absprechen können.»

Am 10. September 1945 wurde Schirach nach Nürnberg geflogen, bepackt mit seinem Rucksack und zwei kleinen Koffern. Dort, so wusste er, würde die grosse Abrechnung stattfinden. Noch ehe er in die Gefangenschaft gegangen war, hatte er sich damit abgefunden, dass man ihn zum Tode verurteilen würde – nicht wegen irgendwelcher persönlicher Verbrechen, sondern allein, weil er die Jugend für ein verbrecherisches System gewonnen hatte. Den Prozess, sagte er, habe Amerika gewollt und zitierte seinen Freund Colin Ross: «Die Amerikaner wollen nicht die Welt beherrschen. Sie wollen nur ihr Richter sein!»

Es hat in jenen Tagen unzählige Begegnungen zwischen Amerikanern und Deutschen gegeben, die eigentlich reif für den Strafrichter gewesen wären. Doch die Gerechtigkeit kann nicht überall sein. So auch nicht auf jenen Bergen über dem Inntal, wo Henny und ihre Begleitung in einem Gasthof Unterkunft gefunden hatten. Dort fuhren Mitte Mai ein paar Jeeps vor mit US-Soldaten und Männern in den gestreiften Sträflingskleidern der KZler. Mit vorgehaltenen Maschinenpistolen plünderten sie das Hotel und seine Gäste; Ringe, Schmuck, Uhren, Fotoapparate, Radiogeräte waren im Nu weg, Geld natürlich auch und sogar die Ausweise. Als Henny und Heinrich Hoffmann in Kufstein beim Ortskommandanten ihre Verluste melden wollten, trafen sie auf eine Schlange von Leidensgenossen. Den Bauern auf den Höfen ringsum war es nicht besser ergangen. Der US-Major bedauerte: Es handele sich um eine Räuberbande, bei der sich US-Soldaten, ehemalige KZ-Häftlinge und befreite Fremdarbeiter die Beute teilten.

Ehe Henny nach Kochel zurückkehrte, beschaffte sie sich

neue Papiere. Sie hiess jetzt Sandham. Doch der englisch klingende Name und auch ihre Englischkenntnisse hinderten uniformierte Plünderer nicht, sich aus dem grossen Haus Aspenstein zu holen, was gefiel. Einer nahm silberne Teekannen mit, ein anderer die Kerzenleuchter, eine Miss in Uniform packte das Porzellan ein. Ende Mai wurden Henny und ihr Bruder von amerikanischen Soldaten abgeholt. Heinrich Hoffmann landete für lange Zeit im Internierungslager, Henny in einem Gefängnis, aber nach ein paar Tagen wurde sie wieder entlassen, weil ihre Kinder unversorgt vor der Kommandantur standen. Sie musste aus dem Haus Aspenstein in Kochel ausziehen und kehrte in das Försterhäuschen in Urfeld zurück, das einst ihr Vater für sie gekauft hatte. Es war nicht gerade die feine angloamerikanische Art, dass man sie ausgerechnet am Heiligen Abend 1945 mit den Kindern auf die Strasse jagte.

Sie wurde dann von den Amerikanern nochmals verhaftet und wieder freigelassen. 1947 kam der bayerische Sonderminister Loritz auf die Idee, die im weiss-blauen Bereich lebenden Ehefrauen der in Nürnberg Verurteilten verhaften und ins Arbeitslager Göggingen bei Augsburg einweisen zu lassen. Ehe Henny entlassen werden konnte, musste sie entnazifiziert werden. Dafür gab es Spruchkammern mit einem garantiert antifaschistischen Vorsitzenden, zwei ebensolchen Beisitzern und einem öffentlichen Ankläger, der sie beschuldigte, Nutzniesserin des Naziregimes gewesen zu sein. Das konnte sie nicht leugnen: Als Ehefrau eines Reichsjugendführers, Reichsleiters der NSDAP, Gauleiters und Reichsstatthalters in Wien war sie nie genötigt gewesen, trockenes Brot durch Eintauchen in heissen Malzkaffee schmackhafter zu machen.

Wäre es nach Josef Stalin gegangen, hätten sich solche Verfahren erübrigt. Als der US-Präsident Franklin D. Roose-

velt auf einer Konferenz der Alliierten vorgeschlagen hatte, die schuldig gewordenen Deutschen vor ein internationales Gericht zu stellen, plädierte der sowjetische Diktator für ein abgekürztes Verfahren, das sich in seinem Reich bereits mehrfach bewährt hatte. Hunderttausend Deutsche, nach Möglichkeit Nazis, sollten ohne Gerichtsverfahren erschossen werden, und damit sei der Fall auch schon erledigt. Im Juli 1945 wurde im Potsdamer Abkommen dann doch festgelegt, dass ein Gericht sich der Kriegsverbrecher anzunehmen hätte. Es wurde beschlossen, der Prozess sei in jener Stadt abzuwickeln, wo die Nationalsozialisten ihre Gewalt am massivsten zur Schau gestellt hatten, in Nürnberg, der Stadt der Reichsparteitage.

Am 18. Oktober 1945 trafen sich die Mitglieder des Internationalen Militärgerichtshofes zur ersten Sitzung in Berlin. Sie beschlossen, dass die Hauptkriegsverbrecher angeklagt würden, dass jeder eine Abschrift des Statuts und der Anklageschrift erhalten möge und dass den Angeklagten dreissig Tage Zeit gelassen würde, sich auf den Prozess vorzubereiten. Ausser den Personen würden Organisationen des Dritten Reiches angeklagt. Soweit auch sie für verbrecherisch befunden würden, wäre jedes ihrer Mitglieder damit automatisch belastet und genötigt, seine Unschuld nachzuweisen, sobald gegen ihn ein Verfahren eingeleitet würde. Die HJ war nicht unter den angeklagten Organisationen, wohl aber das Korps der politischen Leiter der NSDAP; ein Reichsleiter stand dabei an hervorragender Stelle. Am 19. Oktober wurde Schirach die Anklageschrift übergeben. Nicht angeklagt werden konnten Hitler, Goebbels und Himmler; jedermann wusste, dass sie bereits tot waren. Dagegen galt Martin Bormann als flüchtig; er wurde nunmehr steckbrieflich gesucht.

In der Anklageschrift wurde Schirach beschuldigt, an einer

Verschwörung beteiligt gewesen zu sein, «die darauf abzielte, (...) die Begehung von Verbrechen gegen den Frieden, gegen das Kriegerrecht und gegen die Humanität» zu ermöglichen. Er habe ferner «Verbrechen gegen die Humanität» begangen, «insbesondere jüdenfeindliche Massnahmen». Zum Verteidiger wählte er aus einer Liste von Anwälten den 61jährigen Dr. Fritz Sauter, mehr zufällig und ohne ihn zu kennen; er war nach dem Ersten Weltkrieg bekannt geworden durch politische Prozesse in München, die im Umfeld der kurzlebigen bayerischen Räteregierung ihren Ursprung hatten. Ihn hatten auch der Jurist Dr. Hans Frank, zuletzt als «Polenfrank» Chef des Generalkommissariats in Warschau, ferner Joachim von Ribbentrop, Reichsaussenminister a.D., und Reichswirtschaftsminister a.D. Dr. Walter Funk gewählt. Doch der hochgewachsene Anwalt mit der lauten Stimme akzeptierte nur Schirach und Funk. Er genoss sowohl als Jurist wie auch als Redner die Achtung des Tribunals, obwohl er dann und wann durch seine impulsive Art den Richtern auf die Nerven fiel.

Kurz nach Schirachs Ankunft in Nürnberg ergab es sich, dass er im Duschaum des Gefängnisses mit Göring und dem ehemaligen Reichsinnenminister Dr. Wilhelm Frick zusammentraf. Während das Wasser an ihnen herablied, fragte er Frick: «Was sagen Sie zu unserem Prozess?» Der stets wortkarge Frick meinte: «Reine Willkür! Hat mit Recht nichts zu tun!» Wie er sich seine Verteidigung denke, wollte Schirach wissen. Frick: «Ich werde mich überhaupt nicht verteidigen und auch nicht in den Zeugenstand treten. Ich weiss schon, wie die Sache für mich ausgeht.» Zu Göring sagte Schirach: «Wir müssen in diesem Schauprozess geschlossen das Gericht ablehnen, und unsere Anwälte müssen die Verteidigung niederlegen, weil wir nicht mit ihnen sprechen. Man wird uns

zwar trotzdem zum Tod verurteilen, aber vor der Welt hat der Spruch so gut wie keinen juristischen Wert.» Göring winkte ab: «Das kriegen Sie mit diesen Angeklagten nicht hin!» Er hatte schon im luxemburgischen Städtchen Monschau, wo die Alliierten die Prominenz des Dritten Reiches zusammengekartt hatten, eine Anweisung verbreitet, niemand dürfe Hitler oder den Nationalsozialismus mit seinen Aussagen belasten, aber damit war er auf taube Ohren gestossen.

Es war, wie Schirach anerkennend feststellte, nicht mehr der Göring, den er zuletzt im Sonderzug auf dem Wiener Bahnhof gesehen hatte. Er trug seine hellgraue Uniform, ohne Rangabzeichen und ohne Orden. Hose und Jacke waren viel zu weit, Göring hatte einen halben Zentner abgenommen. Dies sei, so sagte der Gefängnisarzt zu Schirach, die Folge einer Entziehungskur, mit der die Amerikaner den deutschen Reichsmarschall vom Morphin entwöhnt hatten, dem er bald mehr, bald weniger verfallen gewesen war, seit ihn die Schutzpolizei beim Hitler-Putsch 1923 vor der Feldherrnhalle in München schwer verwundet hatte. Vor Jahr und Tag hatte Hitler ihn in öffentlicher Rede als Kronprinzen nominiert, aber wie so viele Kronprätendenten in der Geschichte hatte auch er immer nur abwarten und zusehen dürfen, wie seine Erbschaft vom Vorgänger vertan wurde, und kurz ehe er sie hätte antreten dürfen – in der Form eines bankrotten Unternehmens –, hatte ihn sein Souverän auch noch aus der Partei ausgestossen und aller Würden entkleidet. Trotzdem beanspruchte er schon in Monschau und erst recht in Nürnberg die Rolle des Führers für sich.

Niemand machte ihm diesen Rang streitig, denn er zog unweigerlich ein Todesurteil nach sich. Die meisten Angeklagten bemühten sich in der Nürnberger Gegenwart und erst

recht in der grossdeutschen Vergangenheit unbedeutend zu erscheinen. Da Hitler, Goebbels und Himmler sich um die Verantwortung gedrückt hatten, konnte man auf ihre Namen jede Hypothek buchen – und das geschah dann auch, indem fast jeder geltend machte, dass er immer nur den Befehlen gehorcht habe, wie es seine Eide verlangt hätten. Anders als im Krieg gab es in Nürnberg keine geschlossene Front der Deutschen, es sei denn mit der Berufung auf den allgewaltigen ehemaligen Dienstherrn, dem zu gehorchen ihre Schwüre sie auch dann zwangen, wenn ihre Einsicht und ihr Gewissen es ihnen verboten. Für die 22 Männer, die in den Zellen des Nürnberger Gefängnisses nun die Bilanz ihres Lebens zu ziehen hatten, ging der Prozess um den Hals. Das wussten sie alle.

Schirach war bereits mit der Gewissheit in die Gefangenschaft gegangen, dass er gehenkt würde, wenn er sich den Nürnbergern stellte. Dabei kannte er noch nicht einmal die entsetzlichen Aussagen der Zeugen aus den Konzentrations- und Vernichtungslagern. Als einige seiner Schicksalsgenossen wieder einmal die miserable Verpflegung beklagten, spendete er Trost: «Nach dem Urteil am letzten Tag unserer Haft kriegen wir Steaks und alles, was wir uns wünschen. Meine Herren, sie kennen das doch, die Henkersmahlzeit!»

Wahrscheinlich hatten die 22 Herren in den Einzelzellen des dritten Stockwerks während der Kriegszeiten nur ausnahmsweise gepasst, aber sie waren auch nicht gezwungen gewesen, damit auszukommen, was jedem Volksgenossen auf Lebensmittelmarken zustand. Doch seit die Eroberer Deutschland beherrschten, bekam die Bevölkerung nur noch Minirationen, zuviel zum Sterben, zuwenig zum Leben. Die Gefängnisverwaltung unter dem US-Oberst Burton C. Andrus verlangte von den Gefängnisköchen – deutschen Kriegs-

gefangenen –, dass die Häftlinge keinesfalls üppiger gepflegt würden als die Deutschen ausserhalb der Mauern.

Der gebürtige Litauer liess als «Maître d'hôtel» keine Gelegenheit aus, die Gefangenen zu schikanieren. Erst nach lautstarken Beschwerden wurden Schirachs Wolldecken, verschmutzt und zerschissen, gegen bessere Stücke ausgetauscht. Häufig liess er alle Zellen und deren Bewohner filzen, und was nicht gerade lebensnotwendig war, wurde ihnen abgenommen. Die Lampe an der Zellendecke war abmontiert, die Drähte waren entfernt worden, ebenso das Glas aus dem Fenster, und weil das dafür vorgesehene Drahtglas schlecht zu bekommen war, blieb das vergitterte Fenster unverschlossen. Ausserdem war aus der Tür zum Gefängnisflur eine ziemlich grosse Luke ausgesägt, so zog es in der Zelle Tag und Nacht, und wenn kein Häftling ernstlich erkrankte, dann lag es nur daran, dass in dieser Zeit, ehe das Drahtglas eintraf, die Aussentemperaturen moderat blieben.

Die offene Luke in der Zellentür war Schirach in mehrfacher Hinsicht lästig. Er hörte durch sie den Lärm der Wachtposten auf dem Flur, ihre Ablösung alle zwei Stunden, ihre Unterhaltungen, ihre Soldatenwitze. Mangels einer Lichtquelle konnte er bei dem herbstlich kürzeren Tageslicht schon früh in der Zelle weder lesen noch schreiben, und zum Schlafen kam er auch kaum. Durch die Luke drang nicht nur der Lärm, sondern auch das grelle Licht des Korridors, weil es durch einen Reflektor in die Zelle gespiegelt wurde. War der Posten boshaft oder auch nur bürokratisch genau, dann richtete er den Reflektor auf das Gesicht des Häftlings, der diesem Licht nicht einmal ausweichen konnte, weil eine Vorschrift ihm befahl, auf der rechten Seite zu liegen, und weil es verboten war, eine Decke oder auch nur ein Handtuch über die Augen zu legen.



Nachdem es dem ehemaligen Reichsorganisationsleiter der NSDAP Dr. Robert Ley in der Nacht zum 24. Oktober 1945 gelungen war, sich mit Stoffstreifen von seinem Handtuch an der Wasserspülung seiner Toilette aufzuhängen, stand seitdem vor jeder Luke ständig ein Beobachter. Gelang es einem Häftling, unter den obwaltenden Umständen einzuschlafen, und drehte er sich dabei auf die andere Seite, wurde er von derber Hand und mit lautem Ruf geweckt. Seit Leys Selbstmord waren die Posten ausserdem angewiesen, die Häftlinge während der Benutzung der Toilette aus der Nähe zu betrachten.

Täglich versammelte Oberst Andrus die ihm überantworteten Männer zu einem Appell im Gefängnisgarten, bei dem er Zurechtweisungen, Strafen oder auch neue Schikanen verkündete. Seine Autorität trug er mit einem glanzpolierten vernickelten Stahlhelm zur Schau. Er hatte das Recht, Strafen zu verhängen. Auch konnte er seine Gefangenen zur Besichtigung freigeben. Als er bei einem Appell fragte, ob jemand an der Behandlung etwas auszusetzen habe, bemängelte Schirach die Qualität des Essens. Höhnisch fragte Andrus, ob vielleicht die Verpflegung in den Konzentrationslagern besser gewesen sei. Daraufhin meldete sich Dr. Hjalmar Schacht zu Wort, zeitweise Reichsfinanzminister und Reichsbankpräsident, dann aber wegen seiner Verbindungen zum Verschwörerkerkreis des 20. Juli 1944 in das KZ Dachau eingeliefert. Es sei ihm dort wesentlich besser gegangen als im Nürnberger Gefängnis, sagte er. Schacht verschwieg jedoch, dass er als Vorzugshäftling behandelt und verpflegt worden war. Offenbar war er sich seines Freispruchs jederzeit sicher; er protestierte stets, wenn er sich ungerecht behandelt fühlte. Als ihn eines Tages ein Reporter der US-Armeezeitung fotografieren wollte, während er seine Suppe aus dem Blechnapf löffelte,

wehrte er sich, indem er dem Besucher einen Becher heißen Kaffee ins Gesicht schüttete. Andrus bestrafte Schacht, indem er ihm für Wochen den Spaziergang im Gefängnishof und den Kaffee zum Mittagessen sperrte. Seine Begründung: Schacht habe vorsätzlich eine amerikanische Uniform besudelt.

Wer sich über den Oberst beschweren wollte, geriet in eine Sackgasse. Weder die Richter noch die Staatsanwälte konnten einen Protest entgegennehmen; Andrus und sein gesamtes Personal unterstanden dem Kommando der Army, und der Weg zum zuständigen General führte zwangsläufig über den Oberst. So blieb auch eine Beschwerde des hetzerischen Antisemiten Julius Streicher erfolglos; sobald der frühere Herausgeber des «Stürmer» auf seiner Pritsche eingeschlafen war, stellten ihm die Wachtposten einen Miniaturgalgen und eine daran aufgehängte Puppe in die Luke und weckten ihn mit lautem Geschrei. Selbst eine Beschwerde des ehemaligen Vizekanzlers Franz von Papen, ein Bewacher habe ihm nachts innerhalb von dreissig Minuten 127mal den gebündelten Lichtstrahl einer starken Taschenlampe vor das Gesicht gehalten, wurde vom Wachoffizier mit der Bemerkung abgetan, der Mann sei im Dienst zur Sorgfalt verpflichtet.

Als die Plätze auf der Anklagebank verteilt wurden, geriet Schirach in die zweite Reihe. Es gibt ein Indiz dafür, dass dies nicht ohne Überlegung geschah. Göring, Hess, Ribbentrop, Keitel, Kaltenbrunner, Rosenberg, Frank, Frick, Streicher, Funk wurden in die erste Reihe gesetzt. Es waren mit Ausnahme von Hess und Funk Todeskandidaten. In der zweiten Reihe, einige Stufen höher, hatte Schirach an seiner rechten Seite Dönitz und Raeder, und mit ihnen teilte er dann jahrelang das Gefängnis in Spandau. Fritz Sauckel, Gauleiter in Weimar und Herr über die Millionen ausländischer Zwangsarbeiter, wurde Schirachs Nachbar an seiner linken Seite. Er

sowie der Generaloberst Alfred Jodl und Hitlers Vizekönig in den Niederlanden Arthur Seyss-Inquart wurden aus dieser Reihe dem Henker überstellt. In ihr sassen aber auch die später Freigesprochenen: Papen, Schacht, Fritzsche aus dem Propagandaministerium, der nur angeklagt wurde, weil Goebels nicht mehr zu haben war. Vor den Angeklagten hatten die Verteidiger Platz genommen, hinter ihnen stand eine Reihe Militärpolizisten in Galauniform.

Für den Vormittag des 20. November 1945, den Beginn des Prozesses, wurden die Angeklagten aufpoliert. Sie erhielten ihre Zivilanzüge, ein frisch gebügeltes Hemd, Hosenträger, Manschettenknöpfe, Krawatten, Schnürsenkel. Ein Friseur schönte sie mit Messer und Schere, freilich im Beisein zweier US-Soldaten, die einzugreifen hatten, falls es einem der Angeklagten einfallen sollte, sich der gefährlichen Werkzeuge des Barbiers zu bemächtigen. Den schwarzen Drillanzug, den man ihnen als Sträflingsuniform verpasst hatte, mussten sie für den Auftritt in der Öffentlichkeit ablegen. Sie brauchten ihn wieder am späten Nachmittag, wenn sie aus dem Verhandlungssaal zurückbefördert wurden und sie ihre zivilen Kleider zum Aufbügeln gaben.

Das Frühstück wurde ihnen nach wie vor in der Zelle serviert, bestehend aus einer Scheibe Brot und einer süsslichen Suppe. Dann führte ein GI den Häftling aus der Zelle in den benachbarten Justizpalast; beide Gebäude waren eigens dafür durch einen aus Brettern gezimmerten und überdachten Gang verbunden. Im Justizpalast übernahmen zwei Militärpolizisten den Delinquenten und stiegen mit ihm in einen Aufzug, der wenige Schritte hinter der Anklagebank hielt. Es war eine umständliche und zeitraubende Prozedur, weil die Häftlinge einzeln und nacheinander abgerufen wurden. Wohl aus diesem Grund wurden sie während der zweistündi-

gen Mittagspause nicht in die Zellen zurückgebracht; man fütterte sie im Justizpalast ab, an Tischen für vier Personen, wie sie in Gartenwirtschaften stehen. Auch die Klappstühle waren von dieser Art. Schirachs Mitesser waren anfangs Göring, Keitel und Jodl, später wurde er an einen anderen Tisch versetzt und zu Funk, Fritzsche und Speer, also zu weniger wichtigen Angeklagten, gesellt. Er sollte Görings Einfluss entzogen werden.

Die Mittagspause war zugleich auch eine Gelegenheit, sich auszusprechen. Göring nutzte sie zu der mehrfach vorgetragenen Forderung, jeder müsse die Verbrechen des Systems leugnen oder als Übergriffe von Subalternen abtun, und Hitler und der Nationalsozialismus müssten von jeder Schuld eingewaschen werden. Als ihn Schirach aufforderte, er müsse als der Angeklagte Nummer eins klären, wer die Judenvernichtung befohlen habe, sagte der gewesene Reichsmarschall: «Lassen Sie mich mit den toten Juden in Frieden. Ich hatte damit nichts zu tun. Wir haben alle bereits den Strick um den Hals, also können wir es uns leisten, die Politik des Führers zu verteidigen.» Zwar sei da und dort Ungesetzliches geschehen, was jetzt als Kriegsverbrechen aufgebauscht würde, doch dafür müssten sie nun bezahlen. «Wir haben Geschichte gemacht, und wo gehobelt wird, fallen Späne. Wenn wir gesiegt hätten, sässen die anderen auf dieser Bank.»

Was die Angeklagten zu hören bekamen, war an vielen Tagen nicht dazu angetan, den Platz auf der Bank als angenehm zu empfinden. Anfangs erheiterte sie dann und wann noch der forensische Bürokratismus des angelsächsischen Gerichtsverfahrens oder ein Wortgefecht zwischen einem Ankläger und einem Verteidiger. Wenn die Richter nicht im Saal waren, sah man gelegentlich Göring, Dönitz und sogar den angeblich geistesgestörten Hess bei heiterer Unterhaltung

zusammenstehen. Doch das Lachen verging ihnen völlig, als im verdunkelten Saal ein Film die schrecklichen Zustände zeigte, wie sie die britischen Streitkräfte im Konzentrationslager Bergen-Belsen angetroffen hatten. Dort waren Häftlinge aus dem schrumpfenden Machtbereich des NS-Staates zusammengedrängt und zusammengepfercht worden, viel zahlreicher, als es die Kapazität des Lagers erlaubt hätte. Die Unterkünfte reichten ebensowenig aus wie die ohnehin knapp bemessenen Lebensmittel. Unter den vom Hunger und von harter Arbeit schon geschwächten Häftlingen grassierten Seuchen, denen sie widerstandslos zum Opfer fielen. Es gab zu wenig Pfleger und Ärzte, um dem Massensterben Einhalt zu gebieten. Die Angeklagten mussten mit ansehen, wie die lebenden KZ-Häftlinge als hautüberzogene Gerippe auf Bahren in Sanitätskraftwagen verladen wurden und wie Räumebagger Berge von Leichen zusammenschoben, sie in Gruben versenkten und mit Erde bedeckten.

Diese Bilder erschütterten Schirach zutiefst. Als das weiße Licht der Scheinwerfer den Saal wieder erhellte, konnte die Brille mit den dunklen Gläsern schlecht seine Betroffenheit verbergen. Er trug diese Brille, weil die gleissende Helle seine Augen blendete, indessen sie vom Gericht für notwendig befunden wurde, damit Filmberichte gedreht werden konnten. In der Mittagspause sprach er Göring auf den entsetzlichen Bericht an. Der reagierte unwirsch; der Film sei eine gemeine Fälschung, behauptete er. Die meisten Angeklagten stimmten ihm sogar bei, weil sie damit ihr Gewissen zu entlasten versuchten. Sie mussten jedoch wenig später zugeben, dass sie der Film erheblich beeindruckt hatte; während der Vorführung hatten zwei Gerichtspsychologen beim Schein eigens dafür installierter schwacher Lampen ihre Gesichter beobachtet.

Stärker noch als dieser Film wirkte auf Schirach die Aussage eines Zeugen, den der Verteidiger des Angeklagten Ernst Kaltenbrunner, letzter Chef des Reichssicherheitshauptamtes und damit der Gestapo, zu seiner Entlastung angefordert hatte. Es war der SS-Führer Rudolf Hoess, zeitweilig Lagerkommandant von Auschwitz. Kaltenbrunner hoffte, dass dessen Aussage seine Behauptung bestätigen würde, er sei an der Judenvernichtung nicht beteiligt gewesen, ja, er sei nicht einmal darüber unterrichtet worden. Der Gestapochef hatte damit keinen Erfolg. Der Angeklagte Schirach jedoch erhielt durch die Aussagen des Rudolf Höss den Beweis, dass der von ihm ehemals so heiss verehrte Adolf Hitler den Befehl zur Ermordung der Juden gegeben hatte.

Hoess berichtete, er sei im Sommer 1941, also um die Zeit, da der Überfall auf die Sowjetunion begann, zum persönlichen Befehlsempfang zu Himmler nach Berlin befohlen worden. Himmler habe ihm gesagt, der Führer habe «die Endlösung der Judenfrage befohlen», und die SS «habe diesen Befehl durchzuführen». Die Aktion sei als «geheime Reichssache» eingestuft worden, damit kein Aussenstehender etwas darüber erfahre, und alles weitere habe Hoess dann durch den Obersturmbannführer Adolf Eichmann erfahren. Ohne jede Emotion schilderte Hoess dem Gericht die Prozedur des Massenmordes am Fließband, von der Ankunft der Transportzüge mit durchschnittlich 2'000 Passagieren bis zu deren Tod in den Gaskammern. Hoess konnte nicht sagen, wie viele Menschen auf diese Weise in Auschwitz ermordet worden waren. Es war ihm verboten worden, seine Opfer zu zählen. Wohl aber habe ihm Eichmann die Zahl von mehr als zwei Millionen Toten genannt.

Faktisch bestätigte diese Aussage nur, was Schirach ohnehin wusste seit der Greiser-Rede in Wien und der Himmler-

Rede in Posen. Doch nun erfuhr er auch, wie die Mordmaschinerie funktioniert und welches Ausmass an Vernichtung sie geschafft hatte. Nun begriff er, dass er von seinem Führer zu einem Gehilfen bei einem millionenfachen Massenmord gemacht worden war. Er begriff, dass er bei einem Verbrechen mitgewirkt hatte, das nicht nur Hitlers krankhaften Hass gegen die Juden befriedigte, sondern zugleich auch allen Deutschen nur noch die Wahl lassen sollte, im Kampf um ein nationalsozialistisches Weltreich zu siegen oder zu fallen. Hitler hatte – wie er sich in einem seiner Tischgespräche ausdrückte – mit den Judenmorden alle Brücken hinter dem kämpfenden deutschen Volk abgebrochen; ein Rückzug in den Frieden war unmöglich geworden. Auch wenn Schirach während der folgenden Verhandlungen zu angespannter Aufmerksamkeit genötigt war und wenn er auch während der übrigen Stunden des Tages von Gesprächen mit seinem Anwalt, mit den Psychologen oder den Geistlichen beansprucht wurde, so blieben ihm doch noch die Nachtstunden auf seiner Pritsche zur Selbstbesinnung. Dabei entstand schliesslich sein Bekenntnis, er habe die deutsche Jugend «für einen Mann erzogen, der ein millionenfacher Mörder gewesen ist».

## Schuldig

Der Verdacht lag damals nahe, er sei ohne echte Reue zu Kreuze gekrochen, nur weil er spekuliert habe, er könne damit am Galgen vorbeikommen. Auch das Gericht hat sich wohl mit diesem Verdacht beschäftigt. Die Ankläger versuchten, ihm noch bis zuletzt nachzuweisen, dass er über die Judenvernichtung schon viel früher und auch umfassend informiert worden sei. Im Aktenberg der Reichsstatthalterei in Wien war eine Anzahl Monatsberichte des Reichssicherheitshauptamtes gefunden worden, in denen die Morde der Einsatzgruppen in den Ostgebieten mit buchhalterischer Akribie aufgelistet waren – Morde vorwiegend an Juden, die beim Vormarsch von der Wehrmacht überrollt worden waren. Die Berichte waren an Schirach adressiert, aber er behauptete, sie nie gesehen zu haben. Die Ankläger vernahmen zu diesem Punkt etliche Zeugen, die Schirach zu seiner Entlastung hatte laden lassen. So auch seinen Wiener Adjutanten Fritz Wieshofer. Dessen Hinweis, dass ein Aktenstück ohne die mit grünem Stift gezeichnete Paraphe des Reichsstatthalters zeige, dass dieses Papier Schirach nicht vorgelegt worden sei, wollte der Verhörende mit der Behauptung entkräften, Schirach habe seinerzeit der Brisanz des Berichtes wegen unterlassen, ihn abzuzeichnen. Doch Wieshofer erledigte mit gesundem Menschenverstand auch diesen Einwand. «Wollen Sie damit sagen», fragte er, «dass Schirach bereits ab 1942 gewusst hat, dass er sich einmal in Nürnberg verantworten müsste?»

Wieshofer wie der ehemalige Adjutant Gustav Höpken



waren auf Antrag des Verteidigers Sauter von den Amerikanern in Internierungslagern aufgetrieben und in gleicher Weise wie die Angeklagten im Nürnberger Gefängnis hinter Schloss und Riegel gebracht worden. Versehentlich hatte man die beiden in eine Zelle gesteckt. Oberst Andrus tobte, als er den Fehler entdeckte; die Zeugen sollten keinesfalls ihre Aussagen untereinander absprechen können. Kurze Zeit hauste auch der junge Heinrich Hoffmann unter demselben Dach. Auch er war aus einem Internierungslager geholt worden, aber ihn hatte sein Vater, der Leibfotograf Hitlers, angefordert. Dessen Bildarchiv hatten die Amerikaner beschlagnahmt, und als sie Erläuterungen zu den Bildern verlangten hatten, war der Vater auf den Trick verfallen, nur sein Sohn wisse hinreichend Bescheid. Vater und Sohn hatten seitdem ein Quartier in einer Nürnberger Villa, dem standesgemässen Quartier der Zeugen der Anklage. Als Göring davon erfuhr, packte ihn die Wut; an ihm allein habe der Fotograf Millionen verdient und noch mehr an Hitler, aber das hindere Hoffmann nicht, für die Feinde zu arbeiten.

Dem schlaunen Wieshofer gelang es schnell, Schirach eine Botschaft zukommen zu lassen. Sein Bote war der amerikanische Gefängnisgeistliche Pater Sixtus mit dem irischen Familiennamen O'Connor. Er sprach fließend deutsch, wie so mancher Bewohner seines Heimatlandes sympathisierte er mit den Deutschen und misstraute den Angelsachsen. Er hatte in Heidelberg studiert, wusste also besser über die Entwicklung der deutschen Situation Bescheid als die meisten Mitglieder des Gerichtes. Obwohl Wieshofer ihn gleich beim ersten Besuch gebeten hatte, nicht über Religion zu sprechen, weil er keiner Konfession angehöre, kam Pater Sixtus regelmässig in die Zelle, brachte Zigaretten, Nachrichten und die Tageszeitung. Einmal warnte er Wieshofer: Am Nachmittag be-

komme er Besuch vom Psychologen Gustave M. Gilbert, der im Rang eines US-Majors dem Gericht zugeteilt sei. «Geben Sie dem Kerl keine Auskünfte», riet der Pater. «Er hat keinerlei Befugnisse und kann Sie nicht zwingen. Er fragt besonders intensiv nach Ihrem Geschlechtsleben und wie Sie ohne Frau zurechtkommen. Er ist Jude und möchte mit Ihren Bekenntnissen ein grosses Geschäft machen.» Tatsächlich erschienen die Aufzeichnungen des G. M. Gilbert, Ph.D., ehemaliger Gerichtspsychologe beim Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher, 1947 als Buch unter dem Titel «Nürnberg Diary».

Sollte Pater Sixtus auch Schirach in gleicher Weise gewarnt haben, dann blieben seine Worte ohne Wirkung. Der jüngste der Angeklagten erwies sich von Anfang an als sehr gesprächig, was ihm schon bald die wohlwollende Diagnose eintrug, Schirach sei mit der Überzeugung «das ganze Unglück kam von der Rassenpolitik» zu «einem verspäteten, aber anscheinend aufrichtigen Erwachen» gekommen. Gilbert notierte: «Unser erstes Gespräch fand eine Woche, nachdem er die Anklageschrift erhalten hatte, statt und gab einen genauen Einblick in seine Herkunft und seine Schuldgefühle.» Schirach habe sich ernst und nervös gezeigt. Mit einem Todesurteil habe er sich abgefunden gehabt. Zuvor aber möchte er eine Anklageschrift gegen Hitler verfassen, die er dem Psychologen zur Veröffentlichung nach seinem Tod übergeben werde.

Das Wohlwollen des Amerikaners hielt nicht lange. Einige Wochen später klagte er, Schirach sei neuerdings völlig unter den Einfluss Görings geraten und habe sogar versucht, Speer für die Gruppe der unentwegten Nazis zu gewinnen. Mit einigem Recht vermutete Gilbert die Ursache für den Sinneswandel in Nachrichten, die Schirach über die Behandlung

seiner Familie bekommen hatte; Henny war verhaftet, das Heim war beschlagnahmt worden, die Kinder mussten bei Freunden und Verwandten untergebracht werden. Für den Psychologen war dieser Wandel ein Anlass, von «grundsätzlicher Charakterschwäche» eines Mannes zu schreiben, «der nur sich selber bewundert». Hätte der Major Gilbert auch sein eigenes Verhalten mitbewertet, dann hätte er feststellen müssen, dass er selbst zum Umfall Schirachs beigetragen hatte, indem er behauptete, die Aktion gegen die Familie sei um der Sicherheit der Besatzer willen notwendig geworden. Die Massnahme war nur insofern gerecht, als auch zahlreiche Ehefrauen weniger bedeutsamer Parteigenossen abgeholt wurden und als da und dort auch Parteigenossen exmittiert wurden, damit Opfern des Faschismus und Günstlingen der Besatzungsmacht angemessene Wohnungen zugewiesen werden konnten.

Befragte Gilbert Schirach über das Verhalten seiner Mitangeklagten, dann hielt der gewesene NSDAP-Reichsleiter sich kaum zurück. Seiner Aversion gegen Ribbentrop liess er freien Lauf; ihm kreidete er sogar an, dass er das Adelsprädikat nur durch Adoption erworben habe. Frick nahm er übel, dass er nun so tat, als sei er gegen das NS-System gewesen. Und den Unhold Streicher habe er sich und der Jugend stets vom Leib gehalten; dieser Kerl habe mit seiner Aussage vor dem Gericht «wirklich bewiesen, welch fanatischer Narr er ist».

Am Vormittag des 23. Mai 1946 begann das Gericht sich mit dem Fall des Angeklagten Baldur von Schirach im Detail zu befassen. Als Zeuge in eigener Sache stellte er sich den Fragen von Verteidigern, Anklägern und Richtern. Zuvor musste er schwören, die reine Wahrheit zu sagen – aber was bedeutete schon eine Strafe wegen Meineids, wenn man damit einer möglichen Todesstrafe entkam. Mit penetranter

Beharrlichkeit führte er den Ursprung seines Antisemitismus auf das Buch Henry Fords «Der internationale Jude» zurück. Der Hinweis auf den amerikanischen Autoindustriellen wurde allerdings vom Gerichtsvorsitzenden ungnädig aufgenommen. Erzieherische Einflüsse dieser Art – so rügte er – seien unerheblich; er ermahnte den Verteidiger Dr. Sauter, er möge seinen Mandanten besser im Zaum halten, sonst sehe er sich gezwungen, dessen Aussage zu unterbinden.

Es gab in diesem Verhör eine Anzahl Klippen, die Schirach gefährlich werden konnten. So etwa die Anschuldigung, er habe mit vormilitärischer Erziehung der Jugend die Eroberungspläne Hitlers gefördert. So auch die Frage, ob er als Jugendführer des Deutschen Reiches Mitglied des Reichskabinetts gewesen sei – dieses war angeklagt, eine verbrecherische Organisation gewesen zu sein. Tatsächlich hatte er nach solcher Ehre jahrelang gestrebt und hatte sich bei Unterschriften demonstrativ jenes grünen Stiftes bedient, der nur Ministern zustand. Doch nun konnte er sich darauf berufen, dass er nie an einer Sitzung des Kabinetts teilgenommen und auch nie eine Einladung dazu erhalten hatte. Wohl sei er Chef einer Obersten Reichsbehörde gewesen – machte er sich klein –, aber sie habe nur aus fünf Beamten bestanden. Die Auseinandersetzungen mit den christlichen Jugendorganisationen führte Schirach auf den «immer stärker werdenden Einfluss Martin Bormanns» zurück. «Religionsfeindliche Äußerungen» – so besänftigte er die angelsächsischen Gemüter im Gericht – habe es «niemals in meinem Leben gegeben». Er habe im Gegenteil durch einen Erlass in der HJ dafür gesorgt, dass die Jugendlichen nicht durch dienstliche Inanspruchnahme gehindert wurden, am Sonntagsgottesdienst teilzunehmen. Auch sei er «trotz mancher Hinweise Bormanns niemals aus der Kirche ausgetreten», und er habe «im engsten

Führungskreise der Jugend ein ganz eindeutiges Bekenntnis zur Persönlichkeit und zur Lehre Christi ausgesprochen».

Auf englische und amerikanische Richter mussten diese Bekenntnisse Eindruck machen. Schirach glaubte gewiss, dass er bei ihnen noch zusätzliches Wohlwollen gewann, als er versicherte, dass er vor ihnen ein solches Bekenntnis erstmals «in der Öffentlichkeit» abgegeben habe. Zugleich enthüllte er damit allerdings, wie sehr er damals gefürchtet hatte, von der Fraktion der Antichristen in der Parteileitung aus dem Kreis der Mächtigen ausgestossen zu werden. Auch wenn er es nicht wahrhaben wollte, so war dies mit seiner und Hennys Abkanzlung auf dem Berghof bereits geschehen. Ausgerechnet von seinem intimen Dauerfeind Ribbentrop musste er in Nürnberg erfahren, dass Himmler ihn als Defätist in ein KZ stecken wollte, dass Hitler mit seiner Einwilligung noch zögerte und dass angeblich nur die Bedenken des Reichsaussenministers das Unheil verhindert hatten.

In der Anklageschrift wurde Schirach beschuldigt, «an der Planung und Vorbereitung irgendeines der Angriffskriege» Hitlers beteiligt gewesen zu sein. Dies den Richtern zu beweisen war vornehmlich dem Hilfsankläger US-Hauptmann Drexel A. Sprecher aufgetragen, aber was er auch immer an Vernehmungen protokollierte und an NS-Dokumenten zusammentrug, erwies sich als ambivalent und für einen Schuldbeweis nicht ausreichend. Wohl hatte die HJ schon unter Schirach Kriegsspiele betrieben, bei denen die eine Partei ein Gelände im Angriff zu erobern, die andere es zu verteidigen bemüht ist, aber dergleichen spielten Jugendverbände in aller Welt.

Schirachs Verteidigung: Diese Spiele hätten der körperlichen Ertüchtigung gedient und nicht einer Ausbildung im Kriegshandwerk, die Pfadfinder in England oder in den USA

seien derselben Ansicht. Das Schiessen mit dem Flobertgewehr gelte in der ganzen Welt als Sport, und so habe es auch die HJ betrieben. Das gleiche gelte für Motorradfahrten durch unwegsames Gelände oder fürs Segelfliegen. Schon wollte der US-Hauptmann resignieren, als er seinen Misserfolg dem Kollegen Robert Kempner klagte. Der war bis zur Machtübernahme Hitlers Regierungsrat im preussischen Innenministerium und zuständig für die Polizei gewesen, hatte als entschiedener Demokrat und Jude hinreichende Gründe gehabt, sich gegen die Nazis zu stemmen und war emigriert, als Göring kommissarisch Herr im Ministerium geworden war. Kempner hatte in Deutschland Jura studiert und darüber hinaus die politische Entwicklung der dreissiger Jahre leidvoll miterlebt. Er verachtete alle Deutschen, die sich mit dem Hakenkreuz eingelassen hatten. Verständlicherweise dürfte er es genossen haben, dass er seine Stellung nun nutzen konnte, vor einem internationalen Gericht jenen Mann anzuklagen, der ihn aus der sicheren Existenz eines preussischen Staatsbeamten in die Ungewissheit eines Emigranten hinausgestossen hatte. Vertraut mit der Ämterverstrickung des NS-Systems, riet er seinem Kollegen, doch mal in Wien nach Material gegen Schirach zu suchen. Dort wurde der Hauptmann Drexel A. Sprecher tatsächlich fündig.

Sprecher entdeckte die schon erwähnte Rede, gehalten am 15. September 1942, in der Schirach verkündet hatte: «Jeder Jude, der in Europa wirkt, ist eine Gefahr für die europäische Kultur.» Wenn ihm nachgesagt werde, er habe Zehntausende von Juden in östliche Gettos abgeschoben, so werte er solches Tun als «einen aktiven Beitrag zur europäischen Kultur». Anzukreiden war Schirach auch noch, dass er nach dem erfolgreichen Attentat auf den Reichsprotektor Heydrich in Prag im Wiener Stadtrat ankündigte, als Vergeltung würden

nun alle Juden aus der Stadt abgeschoben, und anschliessend würde alle Tschechen das gleiche Schicksal treffen. Die Anstifter in London – so forderte er in einem Fernschreiben an Bormann – sollten das Attentat büssen mit einem vernichtenden Bombenangriff auf eine Stadt, die als britisches Kulturdenkmal gelten konnte. Gegen solche Beweise half kein Leugnen – auf das sich Schirach auch selten zurückzog. Wohl aber half die Ausflucht, er sei für den Abtransport der Juden gewesen, weil er angenommen habe, sie würden in einer Reservation frei, ungefährdet und besser leben als derzeit. Kempner triumphierte: «Da hatte man etwas Handfestes!»

Er irrte sich nicht. Zwar brachten die Verhöre durch den US-Ankläger Thomas J. Dodd und durch den sowjetischen Hilfsankläger Generalmajor Alexandrow keine weiteren Belastungen, aber das Verdikt «Schuldig» war bereits unabwendbar geworden. Offen blieb nur noch das Mass der Schuld – und das zu finden blieb Sache der Richter. Schirach stand zweieinhalb Tage im Zeugenstand. Zuletzt musste er sich noch dagegen wehren, dass von Seiten Alexandrows Greuelmärchen gegen die HJ vorgetragen wurden; der Vorsitzende lehnte die angeblichen Beweisdokumente ab als unzureichend, genauer, als Fälschungen.

Während der Nachmittagsitzung am 27. Mai konnte sich Schirach wieder auf der Anklagebank ausruhen und dort die Aussagen seiner Entlastungszeugen hören: Hartmann Lauterbacher, der aus einem Internierungslager angeliefert worden war, Gustav Dietrich Höpken, Ex-Adjutant, aus einem Kriegsgefangenenlager kommend, und Fritz Wieshofer. Sie taten, was immer sie konnten, um die Person des Angeklagten so schuldlos und so harmlos wie möglich erscheinen zu lassen. Schliesslich legte Rechtsanwalt Sauter noch einen Brief vor, den Colin Ross vor seinem Selbstmord verfasst hatte und

in dem es heisst: «Wir haben alles getan, was in unserer Macht stand, diesen Krieg zu verhindern.» Obschon der Vorsitzende bezweifelte, dass dieses «wir» sich auch auf Schirach bezog, nahm er den Brief grosszügig zu den Akten.

Am Nachmittag des 17. Juli 1946 plädierte Dr. Sauter für Schirach, und weil er so viel zu sagen wusste, musste er seine Rede am 18. Juli fortsetzen. Sein Mandant sei – so sagte er – «vielleicht derjenige Angeklagte, der die von ihm begangenen Fehler nicht nur klar eingesehen, sondern auch am ehrlichsten bekannt und der durch seine offenen Worte einer Legendenbildung um Hitler für alle Zeit vorgebeugt hat. (...) Er hat sich bemüht, unserem Volk die Augen zu öffnen über den Führer.» Der Angeklagte Schirach sei «nicht schuldig im Sinn der Anklage» und könne nicht verurteilt werden. Psychologe Gilbert beobachtete jedoch, dass Göring erneut über Schirachs Verhalten und über die Argumente des Anwalts empört war und dass er Sauckel, Frank und Rosenberg für seine Haltung zu gewinnen versuchte. Bei Frank gelang es ihm. «Ich habe etwas gegen die Kriecherei vor Gericht», sagte der ehemalige Hitler-Anwalt und bis vor Kurzem Chef der deutschen Rechtswahrer.

Auch Frick moserte: «Seine Denunziation hat ihm nichts genutzt. Der Ankläger hat ihn im Kreuzverhör fertiggemacht.» Göring hatte Schirachs Anklage gegen Hitler nicht im Saal mitgehört; er durfte an diesem Tag wegen Fiebers in seiner Zelle bleiben. Als er Schirachs Worte dann im Verhandlungsprotokoll nachlesen konnte, verkündete er sein Verdikt: «Diese Aussage ist unwürdig!» Jedoch sein Groll reichte nur für vierzehn Tage. Dann drehte er sich vor Beginn eines Verhandlungstages auf der Bank um, lächelte freundlich und sagte: «Begraben wir das, Schirach. Sie sind ein Patriot, aber wir denken in diesem Punkt eben unterschied-



lich. Wir werden uns in der kurzen Zeit, die uns noch bleibt, nicht auch noch streiten.»

Als am 26. Juli der US-Hauptankläger Robert H. Jackson, in seinem Heimatland ein bekannter Richter, in einer Schlussansprache zusammenfasste, wessen er und damit die Vereinigten Staaten die einzelnen Angeklagten beschuldigten, hatte es den Anschein, als habe Schirachs so eindringlich vorgetragene Reue seine Situation nicht im Geringsten verbessert.

Er wurde in dieser Rede «der Vergifter einer Generation» genannt, der «Legionen für den Dienst in der SS und in der Wehrmacht» für Hitlers Angriffskriege ausgebildet habe. Einen Tag später rief der britische Hauptankläger Sir Hartley Shawcross in den Saal, Schirach habe «Millionen unschuldiger Kinder verdorben», und es wäre besser gewesen, wenn man ihm «einen Mühlstein um den Hals gehängt hätte» – wobei er das biblische Rezept, dass der Sünder damit ins Wasser geworfen werden sollte, nur unvollkommen wiedergab.

Gemässigt und sachlich klagte ihn Frankreichs Ankläger Charles Dubost an, «die deutsche Jugend gemäss der Weltanschauung der Partei erzogen» zu haben. Umso ausführlicher und phantasiereicher fielen die Anschuldigungen des sowjetischen Hauptanklägers aus. Er griff dabei zurück auf Dokumente und Aussagen, denen das Gericht bereits die Beweiskraft abgesprochen hatte, bis er Schirach dann am Ende der Rede als «eine der unheilvollsten Gestalten des Dritten Reiches» bezeichnen konnte. Er war schliesslich auch der einzige der vier Ankläger, der ohne Umschweife das gleiche Strafmass für alle Angeklagten forderte: «Die Höchststrasse (...), die Todesstrafe!»

Noch einmal kam Schirach zu Wort. Am 31. August konnte jeder Angeklagte sein persönliches Schlusswort spre-

chen. Darin wehrte er sich gegen den Vorwurf, er habe Millionen deutscher Kinder verdorben. «Mit reinem Gewissen» könne er der «Jugend bestätigen, dass sie an den durch diesen Prozess festgestellten Auswüchsen und Entartungen des Hitler-Regimes vollständig unschuldig ist, dass sie den Krieg niemals gewollt hat und dass sie sich weder im Frieden noch im Krieg an irgendwelchen Verbrechen beteiligt hat. (...) Diese Jugend hat das schwere Schicksal nicht verdient, das über sie hereingebrochen ist.» Sein persönliches Schicksal sei demgegenüber nebensächlich, sagte er.

Während der folgenden Wochen berieten die Richter über die Urteile. Deren Verkündung war zunächst auf den 23. September festgesetzt, einen Montag, aber sie wurden erst eine Woche später, am 30. September, damit fertig. Für die Weltöffentlichkeit, für die an Hunger leidenden und um ihre Toten, ihre zerstörte oder verlorene Heimat trauernden Deutschen war es eine Zeit der Spannung. Wie würde das Urteil ausfallen? Nur wenige empfanden Mitgefühl oder gar Sympathie für die Angeklagten. Nur zögernd hatten sie den Berichten über die Massenmorde, die Greuel in den Konzentrationslagern, die Untaten in den besetzten Ländern und an den Zwangsarbeitern Glauben geschenkt, weil sie sich der Greuelmärchen von den abgehackten Kinderhänden in Belgien aus dem Ersten Weltkrieg erinnerten. Doch nicht zuletzt die eidlichen Aussagen vor dem Nürnberger Tribunal wirkten überzeugend. Wer freiwillig oder auch nur gezwungen jahrelang den Parolen des NS-Systems gefolgt war, weil es sich als bestes aller Welten ausgegeben hatte, der musste sich nun als belogen und missbraucht vorkommen. Weitaus die meisten Deutschen schickten Hitler, Goebbels, Himmler und den anderen Toten ihre Flüche nach, und wenn nun mit den in Nürnberg versammelten überlebenden Nazis abgerechnet

wurde, so hielt das fast jedermann für gerecht. Ein blütenweisses Gewissen hatten nur wenige – allein schon wegen der Wahlergebnisse mit 99 Prozent Zustimmung zu Hitlers Aktionen –, aber im Vergleich mit jenen Hauptschuldigen in Nürnberg durfte man sich schuldlos fühlen.

Für die Angeklagten wurde diese Zeit erzwungener Untätigkeit zur Tortur. Die Reden der Ankläger hatten keinen Zweifel gelassen, dass das Ziel dieses politischen Prozesses eine demonstrative Bestrafung war. Selbst Anwürfe, die sie und ihre Verteidiger längst eindeutig widerlegt glaubten, waren wiederaufgegriffen worden. Doch nun konnten sie nichts mehr an ihrer Situation ändern. Alles Wichtige war gesagt (oder verschwiegen). Im Justizpalast sassen die Richter und entschieden über Leben oder Tod. Die meisten Angeklagten lagen auch tagsüber auf ihren Pritschen und starrten gegen die Decke oder gingen ruhelos in ihrem kleinen Raum auf und ab. Unterdessen wurde im Vorderhaus nicht nur juristisch argumentiert; es wurde auch schlichtweg gefeilscht nach der Regel: Helft ihr unserem Nazi, helfen wir dem euren.

Die Regierungen machten aus den vier Hauptstädten ihre Einflüsse geltend; Fürsprecher meldeten sich zu Wort: Im Gericht gab es personenbezogene Sympathien und Animositäten; auch politische Auswirkungen und Aussichten sollten berücksichtigt werden. Wer gute Freunde in der ganzen Welt hatte, wie Schacht unter den Finanzleuten, war im Vorteil gegenüber Streicher, den die Juden in aller Welt am Galgen sehen wollten. Der juristischen Mannschaft aus den USA waren solche Unwägbarkeiten Anlass genug zu Wetten über Tod oder Leben; unter 32 Teilnehmern setzten 9 ihre Dollars auf einen gehenkten Schirach.

Am Morgen des 30. September wurden jedem Häftling Wäsche und Zivilkleider frisch gebügelt in die Zelle geliefert.

Die Urteilsverkündung stand bevor. Der Zugang zum Justizpalast war durch gepanzerte Fahrzeuge, durch Posten mit Maschinenpistolen und Jeeps mit laufendem Motor abgesperrt. Passieren durfte nur, wer eine Einlasskarte besass. Die Dolmetscher und die Stenografen wurden nicht mehr aus dem Haus gelassen; aus Sicherheitsgründen mussten sie im Justizpalast übernachten. Wieder wurden die Angeklagten einzeln und mit Handschellen an einen Bewacher gekettet die wenigen Schritte aus dem Gefängnis herübergeführt. In der Halle sassen die Menschen dicht gedrängt, auch auf den Zuschauerplätzen. Als einer der wenigen Deutschen hatte Bayerns Ministerpräsident Wilhelm Hoegner Einlass gefunden. Er nutzte diesen Umstand, um sein Missfallen laut werden zu lassen, als drei der Angeklagten freigesprochen wurden. Zu den Journalisten sagte er, nun werde er dafür sorgen, dass die drei wieder verhaftet würden, sobald das alliierte Gericht sie in die Freiheit entlasse. Abwechselnd verlasen die Mitglieder des Gerichtshofes die Urteilsbegründungen.

Das Urteil gegen Schirach verlas Professor Donnedieu de Vabres, der Vertreter Frankreichs unter den Richtern. Zwar sei Schirach auch der Verbrechen gegen den Frieden angeklagt, aber «trotz der kriegsähnlichen Tätigkeit der HJ habe es (...) nicht den Anschein, als ob (...) er an der Planung oder Vorbereitung irgendeines Angriffskrieges beteiligt war». Dagegen sei Schirach schuldig der Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Obwohl er nicht «Urheber der Politik der Deportation der Juden aus Wien gewesen» sei, habe er doch daran teilgenommen. «Er wusste, dass das Günstigste, was die Juden erhoffen konnten, ein elendes Dasein in den Gettos des Ostens sein würde.» Die Richter aus der Sowjetunion wollten auch Schirach (wie alle Angeklagten) dem Henker ausliefern, aber sie wurden überstimmt. Ihr Hilfsankläger M. G. Ra-

ginsky, daheim betitelt als Justizrat II. Klasse, versöhnte seine Moskauer Auftraggeber dann mit dem Hinweis, schliesslich habe dieser Angeklagte Reue gezeigt und Hitler als Mörder bezeichnet.

Es war die letzte Sitzung, in der alle Angeklagten gemeinsam ihre Plätze einnehmen konnten. Man brachte sie anschliessend zum Mittagessen. Auf den Plätzen Papens, Fritzsches und Schachts lag je eine grosse Apfelsine; es war der Glückwunsch der Bewacher für die Freigesprochenen. Papen verschenkte die Zugabe an Neurath, Fritzsche an Schirach. Nur Schacht verzehrte seine Frucht selbst und sofort, offenbar mit grossem Behagen.

Wer sich nicht über einen Freispruch freuen konnte, erfuhr sein Strafmass nach dem Mittagessen. Wieder wurden die Angeklagten an Handschellen in den Saal geführt. Die Scheinwerfer blieben dunkel; den Kameras sollte es versagt bleiben, Erschütterungen in den Gesichtern der Verurteilten zu registrieren. Nacheinander, in der Reihenfolge der Sitzordnung, wurden sie einzeln gebracht, und wenn die Strafe verkündet war, einzeln in die Zelle zurückgeführt. Das Protokoll des Internationalen Gerichtshofes berichtet: «(Der Angeklagte Baldur von Schirach wird hereingeführt.) – *Vorsitzender*: Angeklagter Baldur von Schirach! Gemäss den Punkten der Anklageschrift, unter welchen Sie für schuldig befunden wurden, verurteilt Sie der Internationale Militärgerichtshof zu 20 Jahren Gefängnis. – (Der Angeklagte von Schirach wird herausgeführt.)»

Ohne seine Mitgefangenen noch einmal zu sehen, wurde er in seine Zelle zurückgebracht. Der Psychologe Gilbert hielt es für seine Pflicht, die Wirkung der Urteilsprüche festzustellen. Der zum Tod durch den Strang verurteilte Göring wies ihn wortlos aus der Zelle. Ribbentrop, dasselbe Ende vor

Augen, jammerte: Nun könne er seine schönen Memoiren nicht mehr schreiben. Der zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilte Funk suchte verzweifelt Trost in dem Gedanken, dass es doch auch eine vorzeitige Entlassung geben könne. Schirach muss durch sein Verhalten den Beobachter überrascht und ihm imponiert haben. Er sei – notierte Gilbert – «ernst und gespannt» und «hoch erhobenen Hauptes in die Zelle marschiert. (...) ‚Zwanzig‘, sagte er, als der Posten die Handschellen abnahm. Ich sagte, seine Frau würde erleichtert sein, weil man ihn nicht zum Tod verurteilt hatte, wie sie befürchtete. «Lieber ein schneller Tod als ein langsamen, antwortete er. Er erkundigte sich nach den anderen Urteilen und schien jedes so ungefähr erwartet zu haben.» In seinen Memoiren liest sich derselbe Gedanke so: «Zwanzig Jahre. Jetzt bin ich 39. Zwanzig Jahre sind auch ein Todesurteil.»

Henny dachte anders. Sie erfuhr das Urteil noch am selben Nachmittag von ihrem Bruder, der in den Dienst der Amerikaner getreten war und damit seine Nachrichtenquellen hatte. Sie freute sich von Herzen, meinte jedoch etwas kalt-schnäuzig, wenn auch gerührt: «Jetzt muss er zwanzig Jahre lang mit dem Speer Schach spielen.» Ihre Sorgen um die eigene Zukunft verscheuchte sie mit dem gleichen Gedanken, den auch ihr Ehemann in jenen Tagen äusserte: «Henny ist gesund; sie kann arbeiten, und sie wird die Kinder und sich durchbringen.»

Er wurde an diesem Nachmittag noch umquartiert, in eine Zelle im ersten Stockwerk. Ebenso Dönitz, Hess, Funk, Speer, Raeder und Neurath. Die Todgeweihten blieben im Erdgeschoss. Den einen oder anderen konnte Schirach noch gelegentlich sehen, wenn er durch die Klappe seiner Zellentür und das Gestänge des Laufganges auf den unteren Flur hinunterblickte, auf dem etwa gerade der Generalfeldmarschall

Keitel mit einem Militärposten seinen amtlich vorgeschriebenen Spaziergang dreissig Minuten lang absolvierte. Ins Freie durften die Todeskandidaten nicht mehr.

Während der Verkündung der Urteile hatte der Gerichtsvorsitzende darauf hingewiesen, dass die Verurteilten Gnadengesuche einreichen könnten, aber offenbar machte niemand davon Gebrauch. Sie wussten: Für die Veranstalter hätte der Prozess seinen Sinn verloren, wenn die Todesurteile nicht vollstreckt worden wären. Wann dies geschehen würde, blieb geheim. Eines Nachts in der zweiten Oktoberwoche wachte Schirach auf, weil in der benachbarten Turnhalle gezimmert und gehämmert wurde. Die Posten sagten, dort werde der Galgen aufgebaut.

Am Abend des 16. Oktober war das Hämmern verstummt, doch bald nach dem Einschlafen erwachte Schirach durch Lärm im Erdgeschoss, wo die Todeskandidaten einsassen. Am nächsten Morgen erfuhr er, dass innerhalb von einer Stunde ab ein Uhr zehn Todesurteile vollstreckt worden waren. Der elfte Delinquent hatte sich dem Scharfrichter entzogen. Göring hatte sich mit Zyankali vergiftet.

Seitdem ist viel gerätselt worden, wie der Reichsmarschall an das Gift gekommen war. In einem der Nürnberger Folgeprozesse behauptete der SS-Obergruppenführer Erich von dem Bach-Zelewski, er habe es ihm zugesteckt, während er als Zeuge im Nürnberger Gefängnis gehalten worden sei. Doch ihm glaubte kaum jemand. Schirach bot nach seiner Entlassung aus dem Spandauer Gefängnis eine andere Version an, die wahrscheinlicher klingt. Ihm war aufgefallen, dass der ambitionierte Zigarrenraucher Göring als Gefangener eine Pfeife bevorzugte. Es war eine halblange Jägerpfeife, die er immer bei sich trug, auch während der Verhandlungen im Saal, und die dann in seiner Rocktasche steckte. Von dem

siebzugjähriqen deutschen Gefängnisarzt Dr. Pflücker erfuhr Schirach, diese Pfeife sei zerbrochen neben dem toten Göring gefunden worden. Der Arzt erzählte auch, ein Wärter habe gesehen, wie Göring seine Pfeife zerbrach, und wenige Augenblicke später habe er sich in Krämpfen auf dem Fussboden gewunden. In der Pfeife, so mutmasste Schirach, sei die Ampulle mit dem Gift versteckt gewesen, und dort sei sie trotz vieler Durchsuchungen nicht entdeckt worden. Für den aus den USA herbeizitierten Henker war dieser Selbstmord eine Enttäuschung. «Gerade ihn hätte ich besonders gern baumeln lassen», sagte er.

Das Arbeitsgerät des Henkers hatte Schirach zunächst nur akustisch kennengelernt, als aus Balken und Dielen in der Turnhalle das Gerüst und die Plattform zusammengefügt wurden, mit drei Hinrichtungskabinen, damit der umfangreiche Auftrag in kurzer Zeit abgewickelt werden konnte. Vor dem Gerüst waren Stehplätze für die Mitglieder des Gerichts und für interessierte Zuschauer. Solange keine Exekution stattfand, blieben die Kabinen hinter schwarzen Vorhängen verborgen. Sie wurden zur Seite gezogen, wenn der Delinquent erschien, und sie wurden wieder zugezogen, sobald sich die Klappe unter den Füßen des Delinquenten geöffnet hatte, wobei er durch die Wucht des freien Falls, durch sein Körpergewicht und mit Hilfe eines kunstvoll geknoteten Stricks sein Leben schlagartig beendete.

Gerüchte haben den Henker später schwer in seiner Berufsehre gekränkt, es wurde behauptet, die Klappen seien zu knapp bemessen gewesen, so dass einige der Todeskandidaten sich noch in den letzten Sekunden ihres Bewusstseins beim Fallen an den Rändern der Dielen das Gesicht zerschlagen hätten. Schirach und Speer als die Jüngsten der zu Gefängnis Verurteilten hätten hinterher den Saal reinigen müssen



und dabei viel Blut und eine abgerissene Nase vorgefunden. Richtig an dieser Mär ist nur, dass Schirach, Speer und Hess mit Besen und Lappen in die Turnhalle geführt wurden, aber es gab dort nichts mehr zu tun. Weil dort schon geputzt worden war, mussten sie eine Weile symbolisch den Besen schwingen. Schirach deutete dieses Arbeitskommando wohl mit Recht als eine demütigende Belehrung: Seht her, so hätten wir auch mit euch verfahren können! Viel hatte bei Schirach zum Todesurteil ja nicht gefehlt, weil vor allem die Richter aus der Sowjetunion ihn dem Henker überliefern wollten. Hätten sie sich durchgesetzt, dann hätte die feierliche Totenehrung auch ihm gegolten, die Rudolf Hess, im Geiste noch immer der Stellvertreter des Führers, in der Turnhalle vornahm: Er stellte sich in strammer Haltung vor der Turnwand der Halle auf, schlug die Hacken zusammen, legte die linke Hand auf ein nicht mehr vorhandenes Koppelschloss und reckte seinen rechten Arm hoch zum Deutschen Gruss. So verharrte er einige Sekunden. Er amüsierte die Bewacher, und sie verziehen ihm, dass er seinen Besen keinen Augenblick benutzt hatte.

Von den Hingerichteten war keine Spur mehr zu entdecken. Ihre Leichen hatten die Amerikaner nach München schaffen lassen. Ihre Asche wurde in der Hauptstadt der Bewegung in die Isar gestreut – an einem Platz, den ausser einigen GIs und den zuschauenden Offizieren als Vertreter der Besatzungsmächte niemand kennen sollte. Die Nazis, falls es sie noch gab, durften keine Gedenkstätte haben.

Kaum ein Deutscher hätte sich dafür als Kranzspender gefunden. Jahrelang war das Volk überzeugt gewesen, dass es ihr Führer mit jeder Macht der Welt aufnehmen könne, aber nun hatten sie die Folgen einer Niederlage ohne Beispiel zu tragen. Sie war allenfalls noch vergleichbar mit der Situation

am Ende des Dreissigjährigen Krieges. Dem Glauben an ihre alten Götter hatten die Deutschen abgeschworen. Allerdings fragte sich die junge Generation, soweit sie in der HJ geschult worden war, ob denn nun alles falsch und verwerflich gewesen sei, was unter Hitler zur Leitschnur geworden war und was die Deutschen ab 1933 aus dem Elend der Konkurse und der Erwerbslosigkeit herausgeführt hatte. Wäre ein nationaler Sozialismus nicht am Ende auch jetzt wieder das Rezept für einen Wiederaufstieg?

## Als «Number one» in Spandau

Ehe der Fall Schirach im Nürnberger Gerichtspalast zur Verhandlung kam, verkündeten britische und amerikanische Besatzungsbehörden, sie seien einer Naziverschwörung auf die Spur gekommen. Ehemalige HJ-Führer hätten geglaubt, sie könnten «die nationalsozialistische Bewegung (...) wieder zu neuem Leben erwecken» – das verkündete einer staunenden Öffentlichkeit in Frankfurt der Chef des Geheimdienstes für die US-Besatzungszone, Brigadegeneral Edwin L. Sibert. Deswegen seien in den letzten Tagen etwa tausend Deutsche verhaftet worden.

Die Deutschen wunderten sich, dass es noch so viele Narren geben konnte, die sich zutrauten, das Rad der Geschichte zurückdrehen zu können. Kaum jemand sympathisierte mit den Verschwörern. Die meisten empörten sich über diese Leute, die in die unsicheren Lebensverhältnisse noch ein neues Element deutscher Schuld brachten. Erfreulich war die Angelegenheit nur für die Mitglieder der alliierten Geheimdienste; sie hatten wieder einmal rechtzeitig eine Gefahr entdeckt, hatten ihre Daseinsberechtigung nachgewiesen und ihren Dienststellen soviel Arbeit verschafft, dass sie keineswegs schrumpfen durften. Besatzer im Feindesland zu sein war für viele dieser Bürokratie um vieles besser, als heimtransportiert und ins Zivilleben zurückgeschickt zu werden.

Geheimdienste sind durch ihren Ruf verpflichtet, sich unter Decknamen zu tarnen. Ihre Aktion gegen die ehemaligen HJ-Führer taufte sie sinnigerweise «Operation Nursery», zu Deutsch «Kindergarten», wobei es offenbleibt, ob die Jäger

oder die Gejagten von kleinkindlicher Vernunft geleitet wurden. Begonnen hatte die Geschichte eigentlich schon in den letzten Kriegstagen im Lager Hochland. Dort, auf halbem Weg zwischen München und der österreichischen Grenze mit Sicht auf die steilen Kalkwände des nördlichen Alpenrandes, war eine Anzahl HJ-Führer, vorwiegend aus der Reichsjugendführung, eingetroffen, und sie hatten – so erzählten dem Autor die inzwischen zu Grauköpfen Gewordenen – den grössten Teil des Bargeldbestandes der HJ in Koffern mitgebracht. Als die amerikanischen Panzer immer näher rückten und auch zu erkennen war, dass das Dritte Reich in der Berliner Reichskanzlei seinen Untergang inszenierte, sei beschlossen worden, dass einige aus diesem Kreis nach Kriegsende mit dem Geld ein Wirtschaftsunternehmen gründeten. Es sollte einerseits den berufslos gewordenen HJ-Führern Arbeitsplätze bieten und andererseits die Zentrale für Sammlung und politische Betätigung werden. Es sei – so verkündeten nun die Geheimdienste – dieser jungen Mannschaft tatsächlich gelungen, in Süddeutschland ein Transportgeschäft aufzubauen, das im Auftrag der Besatzungsmacht Versorgungsgüter, vorwiegend Lebensmittel aus Bremen, dem Seehafen der US-Army, in die amerikanische Zone Deutschlands und Österreichs befördert habe.

In den Kreisen der ehemaligen HJ-Führung sah man diese Vorgänge nur als einen bescheidenen Versuch, wirtschaftlich wieder Fuss zu fassen. Sie seien aufgebauscht worden, zunächst durch den ehemaligen HJ-Führer Günter Ebeling, der sich damit beim britischen Geheimdienst in Bad Nenndorf den Auftrag verschafft habe, seine ehemaligen Kameraden zu observieren. Er bekam zu diesem Zweck sogar ein Auto zur Verfügung gestellt, das zeitgemäss mit Holzgas angetrieben wurde. Damit liess es sich zeit- und kostensparend zu kame-

radschaftlichen Treffen reisen, und weil er immer drei oder auch vier Passagiere mitbringen konnte, erfuhr er stets die Termine für solche Zusammenkünfte. Solcher Erfolge wegen unterstützte ihn auch der US-Geheimdienst. Es gelang Ebeling, einige HJ-Führer und BDM-Führerinnen aufzustöbern, die sich in die Illegalität zurückgezogen hatten, weil sie sich nicht in ein Internierungslager sperren lassen wollten. Dabei kam ihm zustatten, dass er eine Zeitlang an der HJ-Führerschule in Braunschweig tätig gewesen war, also viele aus dem Führerkorps der HJ kannte. Dass er inzwischen wegen verschiedener Verfehlungen aus der HJ ausgeschlossen war, wussten nur wenige.

Eines Tages gelang es ihm sogar, Artur Axmann, den letzten Reichsjugendführer, aufzuspüren. Der hatte in Berlin noch den Kampf der Hitler-Jungen gegen die Rote Armee organisiert. Nach Hitlers Selbstmord hatte er in der Nacht zum 1. Mai den Betonbunker der Reichskanzlei gemeinsam mit den letzten Führertreuen verlassen, war einer feindlichen Feldwache entwischt, weil man ihn, den einarmigen Invaliden, für einen unbedeutenden Zivilisten hielt.

Da die Geheimdienste nun auch den Reichsjugendführer und Schirach-Nachfolger im Netz wussten, war der Agent Ebeling überflüssig geworden. Es war zudem unter den ehemaligen Kameraden sein Ausschluss aus der HJ bekannt geworden. Auch hatte er sich mehrfach verdächtig gemacht, weil er sich allzu eifrig nach Verbleib und Aufenthaltsort von Parteigenossen erkundigt hatte und weil er den Frontsoldaten unter ihnen angeboten hatte, er könne ihnen eine gutbezahlte Stelle in der Armee des polnischen Generals Anders beschaffen, wo sie vor politischen Repressalien wegen ihrer Vergangenheit sicher seien. Dieser General hatte mit seinen Freiwilligenverbänden in den Verbänden der britischen Streitkräfte in

Italien gekämpft und hielt nun, finanziert von den Westalliierten, seine Truppe zusammen für den Fall, dass das kommunistische Regime in Warschau ins Wanken geriet.

Sobald Axmann und zwei seiner früheren führenden Funktionäre festgenommen waren, lief eine Grossaktion an, die sich auf die gesamten Besatzungszonen der Briten und der Amerikaner erstreckte. Die Garnisonen hatten Grossalarm, Panzerspähwagen rollten durch die Strassen, in Razzien wurden Bahnhöfe und Ausfallstrassen kontrolliert, so dass General Edwin L. Sibert Anfang April bekanntgeben konnte, man habe etwa tausend Nazis gefangen und damit die Organisation zerschlagen. Die Gefahr eines Umsturzes sei gebannt.

Danach hörten die Deutschen nie wieder etwas von der «Operation Kindergarten» – weil es sie nämlich nie gegeben hat. Es hatten sich verständlicherweise dann und wann, da und dort einige HJ-Führer zusammengesetzt, aber sie waren vernünftig genug zu wissen, dass ein Aufstand gegen die Besatzungsmächte keine Chance hätte und dass sie dabei auch keine Gefolgschaft fänden. Sie trafen sich, um Neuigkeiten aus dem Kameradenkreis auszutauschen und um zu erfahren, wie man möglichst unbehelligt das Besatzungsregime und die Entnazifizierung überstehen könne. Daraus hatte der Agent Ebeling – des reichlichen Lohnes wegen, er bekam Kopfgeld – eine Verschwörung gemacht.

Ob «Nursery» das Urteil im Fall Schirach beeinflusste, lässt sich nicht mehr feststellen. Weder im Plädoyer des Anklägers noch in dem des Verteidigers und schon gar nicht in der Urteilsbegründung findet sich dafür ein Hinweis. Man darf daraus schliessen, dass im Nürnberger Gerichtspalast der Wirbel um die angebliche HJ-Verschwörung als ein Feuerwerk der Geheimdienste gewertet wurde, das mit viel Lärm zwar Aufsehen erregte, darüber hinaus aber wirkungslos ver-

puffte. So wurden denn auch die meisten Verhafteten schon nach wenigen Tagen wieder entlassen – ohne Erklärung, ohne Entschuldigung. Eine Minderheit landete nach zahlreichen Verhören in Internierungslagern, aus denen sie nach Jahr und Tag entlassen wurde, versehen mit dem Entnazifizierungsbescheid einer Spruchkammer, der es überlassen wurde, eine Begründung für die lange Zeit der Internierung in ihr Urteil einzubauen.

Aus den Nachrichten über «Nursery» erfuhr Schirach, dass Axmann lebte. Er sah ihn sogar ein paar Augenblicke. Die Amerikaner hatten Axmann zeitweise in den Zeugenflügel des Nürnberger Gefängnisses gesteckt, und die dort Inhaftierten durften Kalfaktordienste übernehmen. Axmann meldete sich, und eines Tages stand er mit einer Kanne frischem Wasser in Schirachs Zelle. Es reichte nur zu einem Händedruck und der Frage, wie es gehe – dann stand schon der Bewacher in der Zellentür. Sprechen war beiden verboten. Man hätte es ihnen unbesorgt erlauben können; ausser Unverbindlichkeiten hätten sie sich nichts zu sagen gehabt. Schirach war mit vielem nicht einverstanden gewesen, was sein Nachfolger in der Hitler-Jugend eingeführt hatte, wie denn auch Axmann bald nach seinem Amtsantritt seinen Vorgänger ostentativ korrigiert hatte. Doch darüber zu sprechen war jetzt sinnlos geworden. Sie waren zu unterschiedliche Typen. Bezeichnend war, dass die alliierten Geheimdienste bei der Untersuchung gegen «Nursery» feststellten, die Verhafteten liessen sich in zwei Gruppen einordnen: in die der Realisten und in die der Romantiker. Die einen hätten versucht, durch ihren Einstieg in die Wirtschaft des deutschen Wiederaufbaus zu Geld und politischem Einfluss zu kommen, indes die Romantiker versuchen wollten, durch die Rückkehr zu den Idealen der Jugendbewegung die Vergangenheit zu bewälti-

gen. Bis zu einem gewissen Grad liessen sich so auch Schirach und Axmann charakterisieren.

Monatelang berieten die Alliierten, was weiter mit den gefangenen sieben in Nürnberg zu geschehen habe und wie die Verfügungsgewalt über diese Männer organisiert werden müsse, damit keine der vier Mächte allein bestimmen könne. So kam als Ort der Unterbringung nur Berlin in Frage, wo der Kontrollrat regierte, jede der Mächte einen Sektor besetzt hielt, und ausserdem war die Stadt ja auch die Residenz des Feindes Hitler gewesen. Im Stadtteil Spandau gab es den ziemlich umfangreichen Komplex des achtzig Jahre alten preussischen Militärgefängnisses. Er war für nur sieben Häftlinge viel zu gross, aber ausser ihnen durften aus Sicherheitsgründen keine weiteren Gefangenen dort untergebracht werden. Zudem wollte man den sieben und allen Deutschen mit der Ortswahl klarmachen, dass mit dem preussischen Militarismus Schluss sein musste.

Unter den vier Mächten wurde eine Art Betriebsvorschrift für die Strafanstalt ausgehandelt, betitelt «Internal Security Regulations». Umbauten waren notwendig, und der Betrieb würde kostspielig werden, aber da die Deutschen dafür aufkommen mussten, spielte das alles keine Rolle. Nichts sollte in diesem festen Haus geschehen dürfen, das nicht von allen vier Mächten gutgeheissen worden war, und abwechselnd sollte jede von ihnen einen Monat lang das Sagen haben und im Büro wie in der Küche regieren.

Im Nürnberger Gefängnis regierte zu dieser Zeit nicht mehr der Oberst Andrus. Ein namenloser Major war jetzt die oberste Autorität für die sieben. Er wusste zwar, dass man seine prominenten Häftlinge irgendwann irgendwohin verlegen würde, aber Ort und Zeit erfuhr auch er erst kurze Zeit, bevor es geschah. Er war der Ansicht, auch diese Gefangenen



hätten ein moralisches Anrecht darauf, von ihren Angehörigen besucht zu werden, und als ihm seine vorgesetzte Dienststelle eine Anfrage in dieser Angelegenheit nicht beantwortete, handelte er auf eigene Faust. Henny und eines der Kinder reisten nach Nürnberg, und um den Major nicht in Schwierigkeiten zu bringen, durften sie mit niemandem über den Besuch sprechen. Als der Major dann Anfang Juni 1947 erfuhr, dass die Verlegung nach Spandau bevorstand, rief er abermals die Angehörigen der sieben mit Telegrammen nach Nürnberg. Diesmal konnte Henny nicht kommen. Sie war zehn Tage zuvor auf Befehl des bayerischen Ministers Loritz, zuständig für die Entnazifizierung, in ein Internierungslager eingeliefert worden. Ihr Bruder Heinrich Hoffmann reiste mit den Schirach-Söhnen Klaus und Robert an. Sie sahen ihren Vater drei Stunden. Sauber rasiert, im Zivilanzug und seine Pfeife rauchend. Man schrieb den 16. Juni.

Am anderen Morgen erfuhr Schirach vom Major, er werde am folgenden Tag nach Berlin geflogen. Am 18. Juni, morgens um vier Uhr, wurden er und die sechs Gefährten, mit einer Handschelle jeweils an einen US-Soldaten gefesselt, zum Flugplatz Fürth gefahren. Die Maschine der US-Air Force landete auf dem Berliner Flughafen Gatow. Dort fuhr eine «grüne Minna» – wie die Berliner den Häftlingskraftwagen nannten – bis an das Flugzeug heran, damit möglichst niemand die Ankömmlinge identifizieren konnte. Weil Schirach im Gefängnishof als erster aus dem Wagen stieg, bekam er die Bezeichnung «Number one», Gefangener Nummer eins. So wurde er fortan fast zwei Jahrzehnte lang aufgerufen und angesprochen. Die ganze Zeit hatte er keinen Namen mehr. Zunächst wurde er – wie auch seine Gefährten – von vier Ärzten gründlich untersucht, von jeder Besatzungsmacht einer. Anschliessend bekam er seine Gefängniskleidung: Hose

und Jacke, verziert mit der Zahl eins, in weisser Ölfarbe. Die Zelle 13 wurde seine Wohnung, kaum zwölf Quadratmeter, möbliert mit einem Bett, einem kleinen Tisch, einer Toilette mit Wasserspülung. Hier würde er nun 6'678 Tage zubringen müssen, rechnete er sich aus.

Die Methode des Strafvollzuges bringt es zwangsläufig mit sich, dass die Tage mit dem Gleichmass einer Uhr ablaufen. Mehr oder weniger war das auch in Spandau der Fall. Auch schliffen sich Härten im Umgang zwischen Häftlingen und Aufpassern mit der Zeit ab, weil man sich kennenlernte und näherkam. Für die ersten Jahre war jedoch bezeichnend der Verlauf des ersten Tages, den Schirach in der Zelle 13 zubrachte.

Sein Zellendasein begann insofern erfreulich, als der Nürnberger Gefängniscommandant unerwartet die Luke in der Tür öffnete und flüsternd mitteilte, er habe für Schirach Pfeifentabak, ausreichend für die nächsten fünf Jahre, beim britischen Wachkommando hinterlegt. Dann fand Schirach Zeit zu entdecken, daß sein Bettgestell aus dünnem Aluminiumgestänge bestand – damit es nicht zum Herstellen von Waffen oder Ausbrechwerkzeugen missbraucht werden konnte –, dass er zwar eine Matratze und eine Woldecke besass, aber keine Bettwäsche und kein Kopfkissen. In die Aussenwand war ein Fenster eingelassen, nicht klein, aber so hoch, dass es unerreichbar bleiben musste; das Glas war durch einen gelb durchscheinenden Kunststoff ersetzt worden, damit der Häftling nicht versucht sein würde, sich mit einer Glasscherbe eine Ader zu öffnen. Eine gründlichere Inventur der Inneneinrichtung hätte nicht viel mehr erbracht, aber der Bewohner wurde unterbrochen durch einen Engländer, einen Franzosen und einen Russen, die eine gründliche Inspektion des Raumes und des Mannes vornahmen. Unterdessen stand

der Amerikaner unter der Tür; er hatte an diesem Tag die Aufsicht. Die Taschen der eben empfangenen Bekleidung wurden umgedreht, das Bettzeug wurde auf den Boden geworfen, und einer klopfte mit einem Knüppel gegen die eisernen Gitterstäbe am Fenster. Er prüfte so, ob der Gefangene sie nicht inzwischen durchgesägt hatte.

Kaum hatte Schirach sein Bett wieder in Ordnung, besichtigte der englische Direktor die Zelle und den Bewohner. Ihm folgten mit zeitlichen Abständen die Direktoren der anderen Nationen. Zwischendurch wurde noch einmal alles, der Raum und der Mann mitsamt seines geringen Besitzes, durchsucht. An der Hand des Zellennachbarn Raeder entdeckte man einen Ehering; der Wertgegenstand wurde ins Depot genommen, damit niemand bestochen werden konnte. Anschliessend begann der gemeinsame Spaziergang. Zwei Stunden lang schritten die sieben im Kreis in einem kleinen Hof herum. Gespräche der Häftlinge untereinander waren grundsätzlich verboten. Ehe sie wieder in ihre Zellen einrückten, wurden sie ein weiteres Mal durchsucht, und ehe sie eintreten durften, wurde auch der Raum noch einmal gründlich durchforscht.

«Das Essen», erzählte Schirach später, «war nicht schlecht zubereitet, aber selbst für ein Kind zuwenig. Wir haben in den ersten Jahren gehungert.» Schliesslich fielen Mattigkeit und Magerkeit der Gefangenen dem englischen Direktor auf, und eine Kommission von vier Ärzten diagnostizierte Unterernährung. Sie verordneten, die Inhaftierten aufzupäppeln. Doch Moskau war dagegen. Als die amerikanische Verpflegung, jetzt mit Fleisch, Butter, Bohnenkaffee, verteilt werden sollte, kam es zum Streit. Der sowjetische Oberwärter befahl, den Wagen mit den Portionen wieder in die Küche zurückzufahren, doch ein eilig alarmierter US-Oberst gab Gegenorder,

und während der folgenden vier Wochen stand er bei der Verteilung von Frühstück, Mittagessen und Abendverpflegung im Flur vor den Zellen und verhinderte so die sowjetische Intervention. Auch Engländer und Franzosen besserten nun die Rationen auf. In den Monaten des sowjetischen Oberbefehls hungerten die Gefangenen weiterhin; im östlichen Europa einschliesslich der DDR war man noch immer nicht in der Lage, die Bevölkerung gut zu ernähren. Den Spandauer Gefangenen sollte es nicht bessergehen.

Die Sowjetbewacher bestanden als letzte auf dem Schweißgebot, wohingegen die Franzosen es als erste abgeschafft hatten. Die Erlaubnis zum Reden eröffnete allerdings auch die Möglichkeit, sich zu streiten. Die sieben waren nun gezwungenermassen seit Jahren beisammen, konnten sich einander nicht ausweichen oder neue Bekanntschaften pflegen. Unvermeidbar mussten Aversionen gedeihen, am stärksten dann, wenn in der Vergangenheit schon Gegensätze bestanden hatten. So zum Beispiel zwischen den Grossadmiralen Raeder und Dönitz. Raeder war immer der Befürworter einer mächtigen Schlachtflotte gewesen, Dönitz hatte die Briten mit U-Booten zur Kapitulation zwingen wollen. Der Verlauf des Krieges hatte den Streit nicht entschieden. Hess war ein allgemeines Ärgernis durch seine Verschlossenheit und weil er sich an Gemeinschaftsarbeiten nicht beteiligte, angeblich wegen seiner undefinierbaren Leiden; die einen behaupteten, Hess simuliere, indessen die anderen ihn für geisteskrank hielten. Schirach und Speer hatten sich zwar in den Nürnberger Verhandlungen eindeutig von Hitler distanziert, Schirach mit seiner Reueerklärung, Speer mit seiner Aussage, er habe in der letzten Kriegsphase geplant, Giftgas in die Frischluftversorgung des Berliner Führerbunkers einzuleiten. Trotz solcher Gemeinsamkeiten mochten sich der Romantiker und

der Manager nicht. Schirach behauptete, den Giftgasplan habe Speer niemand geglaubt, und Speer sah in Schirach trotz der Absage an Hitler noch immer einen unheilbaren Nationalsozialisten.

Im Garten, den die Spandauer Häftlinge gemeinsam anlegten und bearbeiteten, gab es zwei Sitzgelegenheiten-Bretter, über kleine Stapel von Backsteinen gelegt. Auf der «Bank der grossen Pötte» sassen zumeist Raeder, Schirach und häufig auch Funk, auf dem «Befehlsstand der U-Boote» unterhielten sich Dönitz und Speer. Nur der Edelmann von Neurath schwebte aufgrund seines vornehmen Charakters, seiner Altersweisheit und als gelernter Diplomat über dem Konflikt. An ihm respektierte Schirach das Aristokratische, eine Haltung, die er selbst zu entwickeln bestrebt war. Wurde er mit seiner Nummer eins angeredet, zog er indigniert die Nase hoch. Vom US-Direktor Bird sei er stets mit «Sir» angesprochen worden, erzählte er dem Autor. Andererseits erinnerte sich Bird, der Häftling Nummer eins habe sich gebärdet, als sei er der Schlossherr von Spandau und die Bewacher seien seine Bediensteten.

Das hinderte ihn nicht, jeweils am Montag gemeinsam mit Speer die Wäsche für seine Schicksalsgenossen im Duschraum zu waschen: Hemden, Unterhosen, Socken. Bei der Gartenarbeit war er der Eifrigste. Er war ja auch der Jüngste und der Kräftigste unter den sieben. Während der ersten Wochen scheinen es die Aufseher mit der Überwachung des Schriftverkehrs nicht genau genommen zu haben, denn es gelang Schirach, nacheinander mehrere Schreiben an seinen Schwager Heinrich Hoffmann aus dem Gefängnis zu schmuggeln und auch Antworten zu erhalten, wobei ihm der Umstand dienlich war, dass Schwager Heinrich bei den Amerikanern Dienst tat. Seinem Brief nach Nürnberg, knapp drei

Wochen nach seiner Verlegung nach Spandau, legte er auch Post für Henny bei, die derzeit noch im Internierungslager Göggingen bei Augsburg gefangengehalten wurde. In dem Schreiben bemängelt er, dass die neuen Herren in Deutschland zuwenig für die Jugend unternähmen und dass in den bayerischen Schulen die Prügelstrafe wieder eingeführt werden sollte, nachdem es doch der HJ gelungen sei, die körperliche Züchtigung abzuschaffen. Drei Tage später erfuhr er, dass die Behörden in Bayern im Begriff waren, die nun elternlosen Schirach-Kinder in die Fürsorgeerziehung zu stecken. Da Hoffmann seine derzeit einzige Brücke nach draussen war, illegal noch dazu, bat er ihn, er möge Hennys Entnazifizierungsanwalt Dr. Katzenberger bewegen, dass dieser die Vormundschaft für die Kinder übernehme. Alle diese Nachrichten umgingen offenbar die Zensur in Spandau; sie wurden nur in Nürnberg abgestempelt mit «*censored & passed – censor IMT*», also von der Dienststelle des Internationalen Militärgerichts.

Den ersten zensierten Brief aus Spandau schrieb er am 7. August 1947, abermals an Heini Hoffmann. Er dürfe künftig – so teilte er seinem Schwager mit – alle sechs Wochen zwei Briefe schreiben «im Umfang dieses Bogens», und «ich darf im selben Zeitraum 2 Briefe erhalten, deren Umfang nicht beschränkt ist». Alle zwei Monate dürfe man ihn besuchen, höchstens fünfzehn Minuten lang. Pakete zu schicken sei unbeschränkt erlaubt, aber sie dürften keine Lebensmittel enthalten, nur Seife, Toilettenartikel und Tabak. Eigene Schuhe dürfe er nicht tragen, nur Leinenschuhe mit Holzsohlen. «Unter den obwaltenden Umständen will ich aus bestimmten Gründen keinen Besuch von Familienangehörigen haben. Teile Henny das mit. (...) Ich brenne darauf, von ihr und den Kindern wieder zu hören. Sag Ihr, (...) dass mein

Humor der alte ist. (...) Dass wir hier anders als während der letzten Monate in Nürnberg behandelt werden, muss eben hingenommen werden. Der Strafvollzug fängt hier für uns nochmals ganz von vorn an.»

Gegen den Vorwand, ihr Strafvollzug in Spandau sei unmenschlich, hatten sich die Alliierten gewappnet. Sie hielten sich an die vom NS-Regime am 22. Juli 1940 neu eingeführte und damals mit Bedacht verschärfte Ordnung. Doch je mehr sich Häftlinge und Wärter mit der Zeit kennenlernten, desto nachlässiger wurde sie angewendet. Die Sowjetmenschen hielten am längsten an den strengen Vorschriften fest, aber auch nur, weil sie dann und wann von oben herab dazu ermahnt wurden. Oft kam es auch nur auf die jeweilige Laune eines Wächters an. Sich mit ihnen gutzustellen, verstanden Schirach und Speer am besten als die Jüngsten, die noch nicht viele Jahre in das Korsett amtlicher Würde eingezwängt gewesen waren. Den älteren Gefangenen schien dies unter ihrer Würde, so dass Funk den beiden halb ernsthaft, halb selbstironisch erklärte, Wachpersonal sei schliesslich auch Personal und mit Abstand zu behandeln. Allerdings war es unklug, sich mit den Bewachern anzulegen. Widersetzlichkeiten konnten sie den Direktoren melden, und die hatten das Recht, Strafen zu verhängen, wie den Ausgang in den Garten zu sperren, das Übernachten in einer Sonderzelle, die nur einen Tisch und einen Stuhl enthielt, anzuordnen, zu verbieten, dass Bücher aus der städtischen Bibliothek ausgeliehen werden konnten, oder zu untersagen, dass Briefe geschrieben wurden oder ein termingemäss anstehender Besuch empfangen werden durfte.

Von seiner Familie bekam Schirach, den Umständen entsprechend, Nachrichten nur in Abständen und in gedrängter Form. Zunächst durfte er sich über die Entlassung Hennys aus der Internierung freuen und dann über die Energie, mit

der sie gegen die Behörden Sturm lief, soweit sie Vergeltungsmassnahmen gegen die Familie des ehemaligen Reichsleiters der NSDAP verhängten. Das grosse Wohnhaus Aspenstein am Kochelsee war von der US-Militärregierung der bayerischen SPD als Schulungsheim zugeteilt worden. Henny sah darin keine rechtskräftige Enteignung. Sie pochte im September 1948 an die Tür ihres früheren Besitzes und verlangte die Schlüssel. Selbstverständlich wurde sie weggeschickt. Als der Vorsitzende der bayerischen SPD Waldemar von Knoeringen drohte, er werde sein Anrecht auf dieses Haus notfalls mit Brachialgewalt gegen Henny verteidigen, zeigte sie ihn beim Tölzer Amtsgericht wegen Nötigung und Bedrohung an. Sie verlangte, dass ihr wenigstens das kleine Haus in Urfeld zurückgegeben werde, wo sie in der ersten Zeit ihrer Ehe gewohnt hatte. Mit den 400 Mark monatlich, die man ihr aus ihrem beschlagnahmten Vermögen zubilligte, könne sie mit ihren vier Kindern nicht in ein Hotel ziehen. Am Ende bekam sie das kleine Haus tatsächlich zurück, weil sie nachweisen konnte, dass es nicht von Schirachs Funktionärsseinkommen erworben, sondern dass es bereits vor 1933 von ihrem Vater als Hochzeitsgeschenk gekauft worden war.

Schirach wurde durch eine Entscheidung der Spruchkammer München vom 22. Juni 1949 besitzlos. Darin hiess es: «Sein Vermögen wird als Beitrag zur Wiedergutmachung eingezogen. Der Betroffene» – eingereiht in die Gruppe I der Hauptschuldigen – «unterliegt laufenden Sonderabgaben zum Wiedergutmachungsfonds in Höhe 15 Prozent seines Einkommens.» Da ihm dieser Spruch ausserdem auf Lebenszeit verbot, ein öffentliches Amt zu bekleiden, ihm alle Rechtsansprüche auf Pensionen oder Rente absprach und ihm für weitere zehn Jahre vorschrieb, «in nichtselbständiger Stellung» nur «mit gewöhnlicher Arbeit beschäftigt zu sein»,



hätten sich Schirachs pekuniäre Verhältnisse auch dann nicht zum Besseren gewendet, wenn er nicht bis zum Jahre 1966 in Spandau bei freier Kost und freiem Logis hätte leben können. Zwar hatte Dr. Sauter, Verteidiger auch vor der Spruchkammer, die drei Richter darauf hingewiesen, dass sie unmöglich einen Beschuldigten verurteilen könnten, der durch die Straftat verhindert sei, sich zur Anklage zu äussern oder sich zu verteidigen, aber die Kammer war der Meinung, «auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus» sei Schirach bei seiner unwiderlegbaren formalen Belastung gar nicht in der Lage, etwas zu bestreiten oder sich sonstwie zu entlasten. Immerhin erkannte die Kammer «auf Absonderung derjenigen Vermögenswerte der Ehefrau, die vor dem 31.1.1933 (dem Tag von Hitlers Machtergreifung; Anm. d. Verf.) juristisch einwandfrei eingebracht wurden».

Finanzielle Vorteile hatte Schirach davon nicht, denn Ende 1949 schrieb ihm Henny, dass sie die Scheidung der Ehe wünsche. In der Skandalpresse las man, dass es für sie unzumutbar sei, mit einem Kriegsverbrecher verheiratet zu sein, doch dies hatte sie nie gesagt. Sie hatte im Internierungslager den Lebenshunger einer Frau Mitte Dreissig in sich aufgespeichert, und nun bewarb sich um sie ein Mann, der sie mit hochfliegenden Plänen in der damals wiederauflebenden Münchener Schickeria zur Geltung zu bringen versprach. Der Name des Filmkaufmanns Jacobs tauchte damals häufig in der Boulevardpresse auf. Ihr Widerstand konnte nur gering sein.

Speer erfuhr davon schon früh, vorzeitig sogar. Am 3. Dezember 1949 notierte er, durch einen Wächter habe er erfahren, «dass Frau Schirach sich seit über einem Jahr von ihrem Mann gelöst habe und eine neue Verbindung eingegangen sei». Ab wertend schickte er der (noch nicht geschiede-

nen) Ehe die Wertung hinterher, in ihr habe teilweise sie (Henny) seine (Schirachs) Macht und er teilweise ihr (Hoffmanns) Geld gemeint. Man tut Hitlers Rüstungsminister post mortem kein Unrecht, wenn man daran erinnert, dass er für eine solche Verleumdung nicht den geringsten Anhaltspunkt besass.

Protokolliert wurde die Scheidung erst im Oktober 1950, und Henny schrieb aus diesem Anlass in einem Leserbrief an die «Süddeutsche Zeitung» in München, ihr Ex-Ehemann sei «kein Kriegsverbrecher, sondern ein Idealist und viel zu gut für die Politik». Sie hatte Grund zu solcher Anerkennung, denn er hatte darauf verzichtet, ihr Verhältnis mit Jacobs als Scheidungsgrund anzuführen. Dagegen wollte er verhindert wissen, dass sie als Henriette von Schirach Memoiren schrieb. Den Ruhm als Literat und Zeitzeuge wollte er ihr nicht auch noch schenken, vom künftigen Honorar ganz abgesehen. An seinen Schwager und engsten Vertrauten jener Zeit schrieb er: «Vielleicht weiss Dr. Seidl Rat», einer der Nürnberger Anwälte, in München sesshaft. Ergebnis: Bis 1956 schwieg Henny, und als sie anfang zu erzählen, spielte der Filmkaufmann in ihrem Leben schon keine Rolle mehr. Er hatte sich in Luft aufgelöst, nachdem er ihren Besitz, ihr Geld und auch das letzte Vermögen ihres Vaters mit dubiosen Filmgeschäften verpulvert hatte.

Wohl schon im Februar 1950 hatte das Ehepaar Schirach den Briefverkehr abgebrochen, denn der künftige Henny-Partner Jacobs fühlte sich bemüssigt, dem derzeit noch gesetzlichen Ehemann mitzuteilen, dass dessen ältester Sohn in der Schule versage. Deshalb sei er gezwungen, den Jungen aus dem Internat der Oberschule Hohenschwangau herauszuholen und in eine Handwerkslehre zu geben. «Bargeld ist Trumpf!» schrieb er nach Spandau, er traf damit so recht den

Ton der neuen D-Mark-Zeit. «Ihr Schwager Heinrich will sich der Dinge annehmen, aber Worte sind wenig!» Im Gegenzug schickte Schirach seinem Schwager eine Erziehungsvollmacht «für die drei Buben, um allen Eventualitäten» vorzubeugen. Schriftlich ordnete der Vater an, dass der Ältere als Späentwickler die Klasse notfalls wiederhole und dass auch dessen nächstfolgender Bruder in dasselbe Internat geschickt werde. Vom standesgemässen Lebensstil sollte die Familie nicht abgehen. Woher das Geld dafür kommen sollte, war nie seine Sorge.

Bezeichnend für diese Grosszügigkeit ist ein Gespräch, das er einige Zeit vor dem Ende seiner Haft mit Speer führte. Dabei erfuhr er, Dönitz, der ja nur zehn Jahre abzusitzen hatte, habe sich zur Entlassung einen Anzug schneidern und ins Gefängnis bringen lassen. Daraufhin schmiedete Schirach seine Zukunftspläne. Wenn er erst soweit sei, müssten sich seine Kinder bei seinem Wiener Prominentenschneider erkundigen, ob dieser die Masse seines früheren Kunden noch vermerkt habe. Speer machte darauf aufmerksam, dass man draussen derzeit bis zu 600 Mark für einen Massanzug anlegen müsse. Doch die Spandauer Nummer eins winkte lässig ab. Er rechne pro Anzug mit 1'000 Mark, mal fünf für ebenso viele Anzüge, dazu Hausanzüge, Hausjoppen, massgeschneiderte Hemden, Frack, Abendmantel, Schuhe aus Budapest und die beste Wäsche. Das mache zusammen etwa 20'000 Mark. Er meinte, Geld werde er reichlich besitzen. Schon 1951 rechnete er mit künftigen Einnahmen aus schriftstellerischen Arbeiten und übertrug alle seine Abdruckrechte für die bisher veröffentlichten Gedichte wie auch für künftige Memoiren seinem Schwager Heinrich. Bei ihm bestellte er dann auch gleich eine neue Tabakpfeife, bestes Markenfabrikat «de luxe, gerade, leicht, Filtergrösse 2, kein Hornmundstück.

(...) Mundstücke müssen aus Hartgummi sein und sich am Mundende flach verbreitern.»

Während der Jahre ihrer Freiheit und ihrer Macht waren die sieben halbwegs Gesinnungsgenossen, keineswegs Freunde und eher Konkurrenten gewesen, wenn auch nicht sachlicher Art, so doch um die Gunst ihres Führers. Allein schon dies hatte sie gehindert, einander sympathisch zu finden. Jetzt mussten sie auf engem Raum Zusammenleben in einer stets gleichbleibenden und unfreundlichen Umgebung, praktisch ohne Ablenkung, ohne Abwechslung, wenn auch die anfangs sehr strengen Vorschriften hinsichtlich des Schriftverkehrs mit ihren Angehörigen und der Besuche mit der Zeit gemildert worden waren. Haftpsychosen waren unvermeidlich. So ärgerte Schirach seine Zellengenossen, indem er im Flur triviale Schlagermelodien sang oder piff. Wenn Hess über Schmerzen jammerte – an die niemand so richtig glaubte –, nervte er seine Kameraden damit so sehr, dass sie ihn manchmal nachäfften. Einmal stritten sich Schirach und Speer brüllend, weil der eine angeblich den Besen des anderen benutzte. Als es zum Frühstück einmal ein gekochtes Ei gab, schickten Hess und Schirach das ihrige in die Küche zurück als ungeniessbar, weil die Schalen gesprungen waren und Wasser heraustropfte. Der Gesundheitsapostel Hess behauptete, in diesem Wasser gediehen gefährliche Bakterien, Schirach schloss sich dieser Befürchtung an.

Wenn irgendwo in der Welt für die Begnadigung der Häftlinge oder auch nur eines von ihnen plädiert wurde und sie durch das Wachpersonal davon erfuhren, erregte sie eine solche Nachricht aufs Höchste. Umso tiefer war die Niedergeschlagenheit, wenn nichts geschah. Doch am 4. November 1954 erhielten sie Nachricht, dass der sowjetische Hohe Kommissar im Kontrollrat vorgeschlagen habe, den Häftling

Konstantin von Neurath seines schlechten Gesundheitszustandes wegen zu entlassen. Und tatsächlich holte man am übernächsten Tag den ehemaligen Reichsaussenminister unauffällig aus seiner Zelle. Im Gefängnis hätte er noch bis 1961 bleiben müssen. Zwei Jahre später war er schon tot, aber er war wenigstens in Freiheit und von Verwandten betreut gestorben.

Als gegen Ende November 1955 befohlen wurde, jeder Häftling müsse ein Verzeichnis seiner Habseligkeiten abliefern, freute sich Schirach, damit werde die Entlassung vorbereitet. Ein paar Tage später jedoch teilte man ihnen mit, dies sei nur eine Verwaltungsmassnahme. Speer beschrieb die Wirkung: «Schirach sass da und starrte ins Leere und schüttelte immer wieder (...) den Kopf. « Er war umso mehr enttäuscht, als einer aus ihrem Kreis schon Monate zuvor ausgeschieden war: Raeder war am 26. September 1955 vom britischen Gefängnisarzt zu einer Untersuchung in den Sanitätsraum geholt worden – wegen Schwindelanfällen – und nicht mehr zurückgekommen. Wenig später hatten dann die Zeitungen verkündet, in Moskau habe man nichts mehr dagegen, wenn das Spandauer Gefängnis aufgelöst würde, sofern Hess und Schirach noch von einem deutschen Gericht abgeurteilt würden.

Ziemlich genau ein Jahr später hatte Dönitz seine zehn Jahre abgedient, und weil sein Abschied feststand, konnte er seinen Kameraden adieu sagen. Dabei bekniete ihn Schirach, er möge doch draussen für ihre Begnadigung wirken. Dönitz versprach, er werde seinen Verteidiger aus dem Nürnberger Prozess, den Flottenrichter Otto Kranzbühler, mobilisieren, der häufig mit dem Bundeskanzler Adenauer zusammenkomme und gewiss etwas erreichen könne. Im Gefängnis merkte man davon nichts, dagegen verursachte der Abgang

einen Streit zwischen Schirach und Hess; es hatte zu Dönitz' Aufgaben gehört, zweimal in der Woche die Toilette der Wärter zu reinigen, und als Hess nun dafür eingeteilt wurde, sträubte er sich. Speer wollte den Streit schlichten, aber da wandte sich Schirachs Wut gegen ihn; er gebe gegenüber Hess immer nach und bestärke den Simulanten noch in seinem Starrsinn.

Als dann am 17. Mai 1957 auch noch Funk wegen schwerer Leiden entlassen wurde – Leber und Blase waren erkrankt, und seiner Diabetes hatte er durch unmässigen Genuss von Zucker nachgeholfen –, notierte Speer in seinem Tagebuch: «Nun nur noch zu dritt. Eigentlich allein. Schirach und Hess zählen nicht.» Im Sommer stellte Speer bei Schirach «zahlreiche Depressionen und Ängste» fest; er fürchtete, angesteckt zu werden. Sie waren jetzt nur noch drei Häftlinge in einem Gefängnis mit 600 leeren Zellen, ständig bewacht von einer Kompanie Soldaten, behütet von vier Dutzend Wächtern, regiert von vier Staboffizieren und deren Adjutanten. Allein diese Fakten hätten genügt, den Häftlingen den Verstand zu verwirren. Wie schlimm musste erst die Atmosphäre sein, da sich die drei nicht ausstehen konnten? «Oft widerspreche ich», gestand Speer hinsichtlich seines Verhältnisses zu Schirach, «sichtlich weniger dem Argument als dem mir eher unsympathischen Menschen.» Nach den Lehren der Psychosomatik mussten diese Menschen krank werden. Bei Hess schien dieser Zustand längst erreicht, auch wenn seine Mitgefangenen ihn verdächtigten, er vergifte sich permanent mit dem Seifenpulver, das sie für ihre Wäsche bekamen. Doch auch Speer und Schirach litten mehr und mehr unter Beschwerden. Sie waren jedoch nicht gravierend genug, um einen Entlassungsgrund abzugeben. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, dass einem Häftling nur dann vorzeitig die Freiheit

zugebilligt wurde, wenn feststand, dass er sie nur noch kurze Zeit genießen konnte.

Am 4. Dezember wurde der Fall für Schirach allerdings ernst. Am Nachmittag schleppte er sich mit schmerzdem Bein humpelnd durch den Garten. Dem amerikanischen Arzt fiel er auf. Im Sanitätsraum wurde das Bein kurz untersucht, und Schirach wurde befohlen, möglichst bewegungslos liegenzubleiben. Er bekam eine Spritze, und der Arzt sagte: «Sie haben eine Thrombose, aber wir kriegen das hin.» Am nächsten Tag begutachteten weitere Ärzte, von jeder Siegermacht einer, das Bein. Sie kamen überein, der Mann müsse ins Krankenhaus. Liegend und von vier Männern getragen, wurde er in den Sanitätswagen geladen, der nun inmitten eines imponierenden Geleits von Fahrzeugen durch eigens dafür abgesperrte Strassen Spandaus ins Lazarett rollte. Eine Kompanie bewaffneter britischer Soldaten bewachte von nun an das Anwesen, bis der Kriegsverbrecher gesundgepflegt war – «von ein paar reizenden englischen Krankenschwestern», wie er stolz nach seiner Rückkehr erzählte. Während seiner Abwesenheit sagte Hess zu Speer: «Jetzt sehen wir, wie wunderbar ruhig ein Leben zu zweit in Spandau wäre! Kein lautes Sprechen, kein Singen, kein Pfeifen!»

Nach etwas mehr als einem Jahr, am 27. Januar 1965, musste Schirach abermals Ärzte in Anspruch nehmen. Bei einem Spaziergang im Garten merkte er, dass er mit dem rechten Auge alles nur noch verschleiert wahrnehmen konnte. Er klagte dies einem Sanitäter. Der rief den britischen Gefängnisarzt, der seinerseits den Chefarzt des britischen Militärlazaretts alarmierte. Gemeinsam diagnostizierten sie eine Ablösung der Netzhaut. Sie zogen den Augenspezialisten der US-Besatzungstruppen in Berlin zu Rat, der daraufhin den obersten Augenarzt der britischen Rheinarmee einfliegen

liess. Wieder rollte der Konvoi vieler Kraftfahrzeuge durch Spandau vom Gefängnis zum Militärhospital. Obwohl die Chance, das Auge zu retten, nur gering war, operierte der Engländer. Mit dem Ergebnis, dass der Patient hinterher auf dem rechten Auge blind war.

Einer zweiten Thrombose wegen musste er länger im Lazarett liegen. Als er während der letzten März tage ins Gefängnis zurückverlegt wurde, liess Speer sich von Schirach dessen Erlebnisse berichten. Im Armeehospital sei er Patient der Offiziersklasse gewesen, habe sich sein Essen à la carte aussuchen können, sei stets mit «Herr von Schirach» angesprochen worden, habe eine Suite mit Salon und Bad bewohnt. Eine österreichische Gräfin habe ihm Blumen geschickt und ihm die Heirat angetragen. Von einem der Wächter jedoch will Speer gehört haben, der Patient habe in einem normalen Krankenzimmer gelegen, und in einem Vorraum hätten sich Wachen aufgehalten.

Schon im Mai zeigte es sich, dass auch das linke Auge Schirachs krank war. Hess entdeckte in einer Ostberliner Zeitung eine Nachricht, wonach der Essener Professor Meyer-Schwickerath eine Operationsmethode erfunden und auch schon erfolgreich angewendet habe, bei der die krankhaft abgelöste Netzhaut an den maroden Stellen mit der Lederhaut verschweisst werde. Auf Anfrage des ältesten Schirach-Sohnes untersuchte der Professor den Häftling, und als zwei Wochen später im Operationssaal eines Berliner Krankenhauses die Behandlung mittels einer Strahlenkanone vorgenommen wurde, waren alle vier Gefängnisdirektoren, alle vier obersten Gefängnisärzte, Dolmetscher und Krankenschwestern das zuschauende Publikum, während eine Kompanie Soldaten darüber wachte, dass der Gefangene nicht entflohe. Nach drei Wochen wurde der Patient zurückverlegt.



Als Professor Meyer-Schwickerath dem Patienten bei der Nachuntersuchung mitteilte, die Operation sei geglückt, drückte der dem Arzt dankbar die Hand. Vier Tage später verfügte die Konferenz der Direktoren, der Gefangene habe damit gegen die Vorschriften verstossen, und er dürfe zur Strafe den nächstfälligen Brief an seine Angehörigen nicht schreiben.

Die Haftzeit rechnete ab dem 1. Oktober 1946. Je näher für die zu zwanzig Jahren Verurteilten der Tag der Entlassung heranrückte, der 30. September, desto intensiver beschäftigten sich Speer und Schirach mit ihren Memoirenplänen. Schirach hatte sich Notizen gemacht, war aber im Zweifel, ob er sie aus dem Gefängnis mitnehmen durfte. Speer hatte seit Jahr und Tag auf Toilettenpapier Eindrücke und Gedanken festgehalten, und er hatte auch einen Weg gefunden, diese Blätter aus dem Gefängnis zu schmuggeln. Über den ältesten Schirach-Sohn war der Hamburger Verlag des Magazins «Stern» zu einem Vertragsentwurf mit dem Ex-Reichsjugendführer gekommen. Speers Familie hatte ein Angebot des Berliner Ullstein-Verlages. Wieder einmal waren die beiden zu Konkurrenten geworden.

Während des 29. September unterhielt sich Schirach fast ausschliesslich mit Hess und war darauf bedacht, dass ihnen niemand zuhörte. Aus aufgeschnappten Worten schloss Speer, dass der ehemalige Stellvertreter des Führers dabei dem ehemaligen Reichsleiter der NSDAP mündliche Botschaften mitgab, die Freunden und der Familie übermittelt werden sollten. Als sich Speer ebenfalls für solche Dienste anbot, lehnte Hess dankend ab; ein Bote reiche aus.

Die Freiheit kam für die beiden auf die Minute genau. Als die Uhren in Spandau Mitternacht schlugen, öffneten sich weit die schweren Flügel der Gefängnistore. Speer fuhr, von

seiner Frau und seinem Nürnberger Anwalt abgeholt, als erster hinaus in die grelle Helligkeit der Scheinwerfer von Wochenschau und Fernsehen und in die Blitzlichter der Pressefotografen. Eine Minute später folgte der Wagen mit Schirach – was Speer zu der Bemerkung veranlasste, er habe damit nur einen «Vorteil von Sekunden» geerntet, «wo ich auf Jahre gehofft hatte». Was die Memoiren anbelangt, so holte Schirach diesen Vorsprung mit Leichtigkeit auf. Die seinen wurden sehr viel schneller geschrieben und gedruckt. Dafür füllte Speer zwei Bände, den letzten erst 1975. Beide waren wohl der Meinung, sie hätten, wenn nicht selbst Geschichte gemacht, so doch dabei mitgewirkt. Ob sie immer die Wahrheit, die reine Wahrheit gesagt haben? Wer könnte wohl in der Lage sein, eine völlig ehrliche Autobiographie zu schreiben?

Baldur von Schirach war nicht die heroische Natur, die er darzustellen wünschte, als Reichsjugendführer ebensowenig wie als Gauleiter. Als er Hitler öffentlich einen Massenmörder nannte, musste er sich vielleicht überwinden, aber Mut gehörte dazu nicht mehr. Wohl aber konnte diese Absage dazu dienen, ihm die Todesstrafe zu ersparen. Sein ehemaliger Stabsleiter und früher Weggefährte Hartmann Lauterbacher – der auch den Drang zu Memoiren nicht unterdrücken konnte – schildert darin eine Szene, als er sich während des Krieges mit Schirach in Wien getroffen und dieser ihm gestanden habe, dass er an den Sieg nicht mehr glaube und dass Hitler das Reich zerstöre. Er habe Schirach damals die Alternativen genannt: Emigration in die Schweiz und von dort aus laut protestieren oder Selbstmord mit der Pistole. Doch der Dichter markiger Kampflieder war nicht der Mann konsequenter Entschlüsse. Sie waren bei ihm, dem Intellektuellen, immer von des Gedankens Blässe angekränkelt. Wohl des-

halb schrieb er, obwohl ein Mann der Feder, seine Memoiren nur teilweise selbst. Auf dem, was er Tonbändern ziemlich ungeordnet anvertraute, entstand dann mit Hilfe eines routinierten Schreibers ein Teil seines Buches, dessen Titel «Ich glaubte an Hitler» zugleich ein Versuch des Autors sein könnte, sich bei der Welt für seine Irrtümer zu entschuldigen.

In Spandau hat er wohl begriffen, dass er gescheitert war – als Jugendführer, als Politiker, als Schriftsteller und sogar als Ehemann. Mit dem, was er aus der Frühzeit der NSDAP zu erzählen wusste, hätte er gut und gern noch einen weiteren Band füllen können, aber als ein Versager (wie er sich selbst sah) mochte er sich nicht noch einmal zu Wort melden. Mit seinem Honorar half er, ohne zu zögern, ehemaligen HJ-Führern aus materieller Bedrängnis. Eine Zeitlang lebte er in Trossingen am Rand des württembergischen Schwarzwaldes bei einer Industriellenfamilie, die auf mancherlei Weise mit seiner Vergangenheit verbunden war. Schliesslich zog er in ein bescheidenes Hotel in Kröv an der Mosel, das ehemaligen BDM-Führerinnen gehörte. Sie rechneten es sich zur Ehre an, ihren ehemaligen und inzwischen nahezu erblindeten Reichsjugendführer im Alter zu betreuen.

Als er im Sommer 1974 auf dem Friedhof von Kröv begraben wurde, war das einstige Idol der deutschen Jugend fast vergessen. Einer seiner letzten Getreuen, sein früherer HJ-Pressenamtsleiter Günther Kaufmann, sprach beim Begräbnis nur Lobendes über ihn, gemäss der Sitte, von Toten nur Gutes zu berichten. Daran hielt sich Hartmann Lauterbacher keineswegs, als er sich zehn Jahre später in seinen Memoiren damit brüstete, was er alles unter Hitler für die deutsche Jugend getan habe und was der Reimeschmied Schirach unterlassen habe. Was immer man Schirach vorwerfen kann – den Tadel von dieser Seite hat er nicht verdient.

## Anhang

### *Literatur*

- Abetz, Otto: Das offene Problem, Köln 1951
- Anders, Karl: Im Nürnberger Irrgarten, Nürnberg 1948
- Boberach, Heinz: Meldungen aus dem Reich, Neuwied 1965
- Brandenburg, Hans-Christian: Die Geschichte der HJ, Köln 1968
- Broszat, Martin: Der Staat Hitlers, München 1969
- Deuerlein, Ernst: Der Aufstieg der NSDAP, Düsseldorf 1968
- Deutschland-Berichte der Sopade, Frankfurt a.M. 1980
- Diels, Rudolf: Luzifer ante portas, Stuttgart 1950
- Domarus, Max: Hitler, München 1965
- Fest, Joachim: Das Gesicht des Dritten Reiches, München 1964
- Finckh, Renate: Mit uns zieht die neue Zeit, Baden-Baden 1979
- Gilbert, G. M.: Nürnberger Tagebuch, Frankfurt a. M. 1962
- Goebbels, Joseph: Tagebücher, Hamburg 1977
- Granzow, Klaus: Tagebuch eines Hitlerjungen 1933-1945, Bremen 1965
- Griesmayr/Würschinger: Idee und Gestalt der Hitlerjugend, Leoni 1979
- Hanfstaengl, Ernst: Zwischen Weissem und Braunem Haus, München 1970
- Heiber, Helmut: Die Republik von Weimar, München 1962
- von Hellfeld/Klönne: Die betrogene Generation, Köln 1985
- Himmler, Heinrich: Geheimreden, Berlin 1974

Hitler, Adolf: Mein Kampf, München 1925/27  
Hockert, Hans-Günter: Die Sittlichkeitsprozesse gegen katholische Ordensangehörige, Mainz 1971  
Höhne, Heinz: Der Orden unter dem Totenkopf, Hamburg 1966  
Hoffmann, Heinrich: Hitler, wie ich ihn sah, München 1974  
Huber, Karl-Heinz: Jugend unterm Hakenkreuz, Berlin 1982  
Hüttenberger, Peter: Die Gauleiter, Stuttgart 1969  
Internationaler Militärgerichtshof Nürnberg: Der Nürnberger Prozess, München 1984  
Irving, David: Der Nürnberger Prozess, München 1979  
Keegan, John: Die Waffen-SS, München 1981  
Klönne, Arno: Hitlerjugend, Hannover 1960  
Koch, Hansjoachim: Geschichte der Hitlerjugend, Percha 1975  
Koebner/Janz/Trommler: Mit uns zieht die neue Zeit, Frankfurt a.M. 1985  
Lauterbacher, Hartmann: Erlebt und mitgestaltet, Preussisch-Oldendorf 1984  
Mann, Erika: Zehn Millionen Kinder, München 1986  
Paul, Wolfgang: Das Feldlager, Esslingen 1978  
Petry, Christian: Studenten aufs Schafott, München 1968  
Picker, Henry: Hitlers Tischgespräche, Stuttgart 1963  
Rüdiger, Jutta: Die Hitler-Jugend und ihr Selbstverständnis, Lindhorst 1983  
von Schirach, Baldur: Ich glaubte an Hitler, Hamburg 1967  
von Schirach, Henriette: Der Preis der Herrlichkeit, Wiesbaden 1956  
von Schirach, Henriette: Frauen um Hitler, München 1983  
von Schirach/Hoffmann: Jugend um Hitler, Berlin 1935  
Schramm, Percy E.: Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht, München 1979

Schroeder, Christa: Er war mein Chef, München 1985  
Skorzeny, Otto: Wir kämpften, wir verloren, Siegburg 1962  
Speer, Albert: Erinnerungen, Berlin 1969  
Speer, Albert: Spandauer Tagebücher, Frankfurt a.M. 1975  
Springer, Hildegard: Es sprach Hans Fritzsche, Stuttgart 1949  
Taege, Herbert: Das Gesicht einer Jugend, Lindhorst 1978  
Taylor, Telford: Die Nürnberger Prozesse, Zürich 1950  
Toland, John: Das Finale, München 1968  
Toland, John: Adolf Hitler, Bergisch Gladbach 1977  
Ueberhorst, Horst: Elite für die Diktatur, Düsseldorf 1969  
Volz, Hans: Daten zur Geschichte der NSDAP, Berlin 1939  
Wortmann, Michael: Baldur von Schirach, Köln 1982

*Verzeichnis der vom Autor befragten Personen*

- Artur Axmann*, Führer der Hitler-Jugend mit dem Titel  
«Reichsjugendführer»
- Albert Bormann*, NSKK-Gruppenführer, Adjutant Hitlers  
und Bruder Martin Bormanns
- Sepp Dietrich*, SS-Oberstgruppenführer und 1. Kommandeur  
der «Leibstandarte Adolf Hitler»
- Karl Dönitz*, Grossadmiral und testamentarischer Nachfolger  
Hitlers als Reichspräsident
- Alfred E. Frauenfeld*, Gauleiter von Wien
- Hans Fritzsche*, Ministerialdirektor im Reichspropaganda-  
ministerium
- Ilse Hess*, Frau des Hitler-Stellvertreters Rudolf Hess
- Heinrich Hoffmann jun.*, Sohn des Hitler-Fotografen Hein-  
rich Hoffmann
- Robert M.W. Kempner*, Stellvertreter des amerikanischen  
Chefanklägers beim Internationalen Militärgerichtshof in  
Nürnberg
- Heinz Linge*, SS-Hauptsturmführer und Diener Hitlers
- Hanni Morell*, Frau des Hitler-Leibarztes Theodor Morell
- Werner Naumann*, Staatssekretär im Reichspropagandami-  
nisterium
- Karl Jesko von Puttkamer*, Konteradmiral und Marineadjutant  
Hitlers
- Gustav Adolf Scheel*, NS-Studentenführer, späterer Reichs-  
statthalter und Gauleiter von Salzburg
- Baldur von Schirach*, Reichsjugendführer, Reichsstatthalter  
und Gauleiter von Wien
- Henriette von Schirach*, Frau von Baldur von Schirach
- Lutz Graf Schwerin von Krosigk*, Reichsfinanzminister

*Lord Shawcross*, britischer Chefankläger beim Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg

*Otto Skorzeny*, SS-Sturmbannführer und Mussolini-Befreier

*Albert Speer*, Minister für Rüstung und Kriegsproduktion

*Otto Strasser*, Bruder von Gregor Strasser, früherer NS-Funktionär Hitlers und späterer Führer der «Schwarzen Front»

*Karl Wahl*, Gauleiter von Augsburg

*Fritz Wieshofer*, Adjutant Schirachs in Wien

*Karl Wolff*, SS-Obergruppenführer und Chef des persönlichen Stabes von Heinrich Himmler

*Der Autor arbeitete in folgenden Archiven:*

Bundesarchiv Koblenz

Berlin Document Center

Institut für Zeitgeschichte München

Staatliches Filmarchiv der DDR

National Archives Washington

Public Record Office London



# Register

Das Register enthält alle im Buch genannten Personen mit ihren Funktionsbezeichnungen. Nicht aufgenommen sind Baldur von Schirach und Adolf Hitler, die fast auf jeder Seite erwähnt werden.

- Abetz, Otto: Frankreichreferent der Reichsjugendführung, deutscher Botschafter im besetzten Frankreich 234, 314
- Adenauer, Konrad: erster deutscher Bundeskanzler 460
- Alexandrow: Generalmajor, sowjetischer Hilfsankläger beim Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg 430
- Anders, Wladyslaw: polnischer General 444
- Andrus, Burton C.: US-amerikanischer Oberst 414, 416 f., 424, 447
- Arent, Benno von: Reichsbühnenbildner 147, 330
- Aslan, Raoul Maria: Schauspieler 303
- Axmann, Artur: Reichsjugendführer (Nachfolger Baldur von Schirachs) 160, 191, 260 ff., 269 f., 318, 325, 327, 334 f., 352,363 f., 370,380,394 f., 397, 405 f., 444 ff., 470
- Baarova, Lida: Filmschauspielerin 213, 323
- Bach-Zelewski, Erich von: SS-Obergruppenführer 438
- Backe, Herbert: Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, Nachfolger von R. W. Darré 353
- Baden-Powell, Sir Robert Stephenson Smyth, Baron: englischer General, Begründer der Pfadfinderbewegung 175, 325
- Barlach, Ernst: Bildhauer, Graphiker und Dichter 199, 212
- Bartels, Adolf: Schriftsteller 14
- Becker, Carl Heinrich: Professor für Orientalistik, preussischer Kultusminister 36
- Beethoven, Ludwig van: Komponist 209
- Below, Nicolaus von: Luftwaffenadjutant 341
- Berning, Wilhelm: katholischer Theologe, Bischof in Osnabrück 143
- Bird, Eugene: US-amerikanischer Direktor im Spandauer Gefängnis 452
- Bismarck, Otto von: Reichskanzler und preussischer Ministerpräsident 338
- Blomberg, Werner von: Generalfeldmarschall, Reichswehrminister und Reichskriegsminister 107,129,166
- Böhm, Karl: Dirigent 305
- Böll, Heinrich: Schriftsteller 7
- Bormann, Adolf Martin: Sohn von Martin Bormann 196
- Bormann, Albert: NSKK-Gruppenführer, Adjutant Hitlers und Bruder von Martin Bormann 470
- Bormann, Martin: Stabsleiter beim Stellvertreter des Führers Rudolf Hess, Leiter der Parteikanzlei, Sekretär Hitlers 12, 52,98,166 f., 196,248,262,270,274 f., 286,292,295,298, 301,307,315,320, 327, 330 f., 335 ff., 346 f., 349, 351, 366 ff., 370, 372, 376 ff., 379 ff., 392, 405,411,427
- Bose, Herbert von: Pressereferent Franz von Papens 143
- Braun, Eva: Lebensgefährtin, später Ehefrau Hitlers 78, 82 f., 213, 336, 339, 349 f.
- Brecht, BertoltJ, eigentlich Eugen Berthold Friedrich: Schriftsteller und Regisseur 302
- Brüning, Heinrich: Reichskanzler (Zentrumspartei) 57, 75
- Brunner, Alois: SS-Führer 289
- Bürckel, Josef: Reichsstatthalter von Wien,

- Gauleiter der Saarpfalz 266 ff., 272 ff., 285,289, 295,297, 300, 349, 369, 379
- Chamberlain, Houston Stewart: britischer Kulturphilosoph und Schriftsteller 18, 118
- Chautemps, Camille: französischer Ministerpräsident 235
- Ciano, Galeazzo, Graf von Cortellazzo: italienischer Aussenminister, Schwiegersohn Mussolinis 290 f., 314f.
- Darré, Richard Walther: Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, Reichsbauernführer 201 f.
- Dietrich, Sepp (Joseph): SS-Obergruppenführer und 1. Kommandeur der «Leibstandarte Adolf Hitler», Generaloberst der Waffen-SS 381 f., 384 f., 389, 393, 398,470
- Dinter, Arthur: Gauleiter der NSDAP in Thüringen 12 f., 15,21 f., 118
- Dodd, Thomas J.: amerikanischer Ankläger vor dem Internationalen Militärgericht in Nürnberg 321,430
- Dollfuss, Engelbert: österreichischer Bundeskanzler (christlich-soziale Partei) 119,267, 299, 367
- Domarus, Max: Historiker 265
- Dönitz, Karl: Grossadmiral und testamentarischer Nachfolger Hitlers als Reichspräsident 398, 417, 419, 437, 451 f., 458,460 f., 470
- Donndorf, Hans: Jugendfreund Baldur von Schirachs 15, 20, 47 ff.
- Döscher, Harald: Oberleutnant im Regiment «Grossdeutschland» 397, 399
- Dubost, Charles: französischer Ankläger vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg 432
- Dürer, Albrecht 211
- Dwinger, Edwin Erich: Schriftsteller 342
- Ebeling, Günter: Hitler-Jugend-Führer 406,443 ff.
- Ebert, Friedrich: Reichspräsident (SPD) 14, 255
- Eckart, Dietrich: Schriftsteller und Journalist 205
- Egk, Werner: Komponist 319
- Ehrenburg, Ilja: sowjetischer Schriftsteller 404
- Eichmann, Adolf: SS-Obersturmbannführer, Leiter des Jugendreferats im Reichssicherheitshauptamt 286 ff., 366,421
- Eigruber, August: Gauleiter von Oberdonau 274, 298
- Engels, Friedrich: Philosoph und Politiker 101,146, 250
- Esebeck: General, stellvertretender Wehrkreisbefehlshaber in Wien 359
- Esser, Hermann: NS-Staatssekretär in Bayern und Duzfreund von Hitler 7, 34,54
- Ford, Henry: amerikanischer Automobilindustrieller 218,258,427
- Forster, Albert: Gauleiter von Danzig-Westpreussen und Reichsstatthalter von Danzig, SS-Obergruppenführer 379
- Frank, Hans: Leiter des Reichsrechtsamtes der NSDAP, Reichskommissar für die Gleichschaltung der Justiz, Generalgouverneur in Polen 288,412,417,431
- Frauenfeld, Alfred Eduard: Gauleiter von Wien, Reichskultursenator 367,470
- Frick, Wilhelm: Fraktionsvorsitzender der NSDAP, später Reichsinnenminister 84, 93, 95, 114, 116, 122, 142, 213, 412, 417,426, 431
- Friedrich II.: König von Preussen (genannt der «Alte Fritz») 162
- Fritsch, Theodor: antisemitischer Schriftsteller, Präsidialrat der Reichsschrifttumskammer 18
- Fritzsche, Hans: Ministerialdirektor im Reichspropagandaministerium 418 f., 436,470
- Fromm, Friedrich: Generaloberst, Oberbefehlshaber des Ersatzheers 335, 356, 364,370
- Funk, Walther: Reichsminister für Wirtschaft 85, 292, 412, 417 f., 437, 452, 454,461
- Furtwängler, Wilhelm: Dirigent und Komponist 305, 331
- Galen, Clemens August, Graf von: katholischer Theologe, Erzbischof, Kardinal 145
- Géczy, Barnabás von: Geiger und Kapellmeister 133

- George, Stefan: Dichter 212
- Gerstein, Kurt: Jugendgruppenführer 132
- Gerstenmaier, Eugen: Mitglied des Widerstandes gegen Hitler, Politiker (CDU) 132
- Geyer, Florian: Landsknechtsführer und Reichsritter 179
- Giesler, Paul: Gauleiter in München und Westfalen-Süd 340
- Gilbert, Gustave M. Ph. D.: US-amerikanischer Major, Gerichtspsychologe für das Internationale Militärgericht in Nürnberg 425 f., 431,436
- Globocznik, Odilo: Gauleiter, SS- und Polizeiführer von Lublin 267
- Goebbels, Joseph: Gauleiter in Berlin, Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda 22, 29, 42, 53, 61 f., 88, 93 ff., 121, 127, 146 f., 149, 199 f., 210 ff., 215 ff., 240, 245, 271 f., 287, 301, 303 ff., 310, 315, 318 f., 322 f., 327, 330, 332 f., 337 f., 340, 343 ff., 348 f., 353,358,371 f., 375 f., 379,391, 398,404,411,414,418,433
- Goebbels, Magda: Frau von Joseph Goebbels 213,323,379
- Göring, Hermann: preussischer Ministerpräsident, Reichsluftfahrtminister, Reichsmarschall 62, 82, 84, 93, 106, 111 f., 133, 143, 155, 161, 216f., 226, 231,245,277,285,301,305,354,356, 412 f., 417,419 f., 424 f., 429,431,436, 438 f.
- Goethe, Johann Wolfgang: Dichter 11, 149,204
- Greiser, Arthur: Gauleiter im Wartheland 311, 375, 421
- Griesmayr, Gottfried: Obergerbietsführer, Hitler-Jugend-Funktionär 192
- Gröber, Conrad: katholischer Theologe, Erzbischof von Freiburg i. Br. 143
- Grohe, Josef: Gauleiter in Köln-Aachen 351
- Gruber, Kurt: Reichsführer der Hitlerjugend, Gebietsführer 29 ff., 60 f., 63 ff., 69 f., 104
- Guderian, Heinz: Generaloberst, Chef des Generalstabs des Heeres 370f.
- Gundolf, Ernst: Professor in Heidelberg 323
- Günther, Rolf: SS-Führer, Gehilfe von Adolf Eichmann 289
- Hampton, Lord: englischer Pfadfinderführer 175
- Hamsun, Knut: norwegischer Schriftsteller, Nobelpreisträger 341 f.
- Hanfstaengl, Ernst: Auslandspressechef der NSDAP 40, 90
- Hanke, Karl: Gauleiter in Schlesien 323, 375
- Hansen, Walter: Organisator der Ausstellung «Entartete Kunst» 210
- Hassell, Ulrich von: Botschafter in Rom, Mitglied des Widerstandes gegen Hitler 293
- Haubach, Theo(dor): Journalist und Mitglied des Widerstandes gegen Hitler 102
- Hauer, Jakob Wilhelm: Indologe und Religionswissenschaftler 135
- Hauptmann, Gerhart: Dichter 305, 344
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Philosoph 123
- Heines, Edmund: SA-Führer 30 f.
- Hess, Ilse: Frau des Hitler-Stellvertreters Rudolf Hess 470
- Hess, Rudolf: Hitler-Stellvertreter, Reichsminister 16, 25, 33, 39, 52, 98, 154 f., 161,166,194, 234,260,262,270,275, 306 f., 417,419,437, 440,451,459 ff.
- Hewel, Walter: Botschafter 258
- Heydrich, Reinhard: Chef der Sicherheitspolizei und des SD (zugleich der Gestapo), stellvertretender Reichsprotektor für Böhmen und Mähren 133,154,176,229,251,271,320 f., 429
- Hildebrandt, Friedrich: Gauleiter in Mecklenburg 379
- Hilpert, Heinz: Schauspieler, Regisseur und Theaterleiter 305
- Himmler, Heinrich: Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei, Reichsinnenminister 28, 42, 44, 93, 98, 121, 143, 154 ff., 163, 175, 179, 221 f., 228 ff., 251 f., 264, 267, 271, 290, 311, 313, 315, 318, 329, 343, 347, 352f., 360, 364, 367 f., 380, 383 f., 411, 414, 421, 428,433
- Hindemith, Paul: Komponist 319
- Hindenburg, Paul von: Generalfeldmarschall und Reichspräsident 84, 106, 111 f., 165
- Hinkel, Hans: Staatskommissar, Geschäftsführer der Reichskulturkammer 151

- Hoegner, Wilhelm: (nach 1945) Ministerpräsident (SPD) in Bayern 435
- Hofer, Franz: Gauleiter in Tirol 398
- Hoffmann, Albert: Gauleiter in Westfalen-Süd 350 f.
- Hoffmann, Heinrich: Fotograf Hitlers, Schwiegervater von Baldur von Schirach 16,32,77 f., 82 f., 147,211 f., 293,335, 340, 351,424, 455
- Hoffmann, Heinrich jun.: Sohn des Hitler-Fotografen Heinrich Hoffmann 77,148, 162, 335, 403 f., 409 f., 424,448,452 f., 458, 470
- Hofmannsthal, Hugo von: österreichischer Dichter 344
- Hohlwein, Ludwig: Werbegraphiker 87
- Höpken, Gustav Dietrich: Oberleutnant der Luftwaffe, Adjutant von Baldur von Schirach 354, 397, 399,423,430
- Hörbiger, Paul: österreichischer Schauspieler 372
- Höss, Rudolf: SS-Führer, Lagerkommandant im KZ Auschwitz 421
- Hugenberg, Alfred: Vorsitzender der «Deutschen Nationalen Volkspartei» 43, 107
- Ibsen, Henrik: norwegischer Dichter 205
- Innitzer, Theodor: österreichischer katholischer Theologe, Erzbischof, Kardinal 271, 299 f.
- Jackson, Robert Houghwout: US-amerikanischer Hauptankläger vor dem Internationalen Militärgericht in Nürnberg 432
- Jacob: Journalist, Filmkaufmann 456, 457
- Jodl, Alfred: Generaloberst, Chef des Wehrmachtsführungsstabes im Oberkommando der Wehrmacht 353,418 f.
- Joseph II. : Kaiser von Österreich 293
- Juhl: Bundeswart des evangelischen Jungmännerbundes 156
- Jung, Edgar: Rechtsanwalt, Berater des Vizekanzlers Franz von Papen 143
- Jünger, Ernst: Schriftsteller 173
- Jury, Hugo: SS-Obergruppenführer, Gauleiter in Niederdonau 274, 286, 298, 352, 370, 374, 378
- Kaiser, Henry John: amerikanischer Schiffsbauer 331
- Kaiser: Gebietsführer in Köln 70 f.
- Kaltenbrunner, Ernst: Chef des Reichssicherheitshauptamtes (Nachfolger von Reinhard Heydrich) 133, 305, 320, 366 f., 417,421
- Karajan, Herbert von: Dirigent 302
- Karl V.: Kaiser des Heiligen Römischen Reiches 312
- Katzenberger: Entnazifizierungsanwalt von Henny von Schirach 453
- Kaufmann, Günther: Pressereferent bei Baldur von Schirach, Presseamtsleiter 327,348,466
- Kaul: Hauptmann 158 f.
- Keitel, Wilhelm: Generalfeldmarschall, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) 242 f., 417,419,438
- Kempner, Robert M. W.: Stellvertreter des amerikanischen Chefanklägers vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg 429 f., 470
- Khevenhüller, Melanie, Gräfin 292
- Kirchner, Ernst Ludwig: Maler und Graphiker 199
- Klotz: Reichstagsabgeordneter der SPD 76
- Knappertsbusch, Hans: Dirigent 305
- Knoeringen, Waldemar Freiherr von: Vorsitzender der bayerischen SPD 455
- Köbel, Eberhard: Führer der Deutschen Jungenschaft vom 1.11. 172 ff., 177 f., 184
- Koch, Erich: Gauleiter in Ostpreussen, Reichskommissar für die Ukraine 339, 375
- Kranzbühler, Otto: Verteidiger von Karl Dönitz vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg 460
- Krauss, Clemens: Dirigent 305
- Kreutzberg, Harald: Tänzer und Choreograph 305
- Lammers, Hans Heinrich: Reichsminister, Chef der Reichskanzlei 289, 298
- Lauterbacher, Hartmann: Stabschef in der Reichsjugendführung, Gauleiter in Südhannover-Braunschweig 70 f., 95 f., 119, 123, 135, 158, 167 ff., 173, 191, 216, 232, 252, 260 f., 263, 270, 284, 347 f., 370, 395 f., 430,465 f.
- Leers, Johann von: Schriftsteller 199,201
- Lenin, Wladimir Iljitsch: sowjetischer Revolutionär und Staatsmann 101
- Lenk, Adolf: Obertruppführer 22 ff., 65, 67,69, 104

- Ley, Robert: Reichsorganisationsleiter der NSDAP, Leiter der Deutschen Arbeitsfront (DAF) 58, 98, 113, 164, 194 ff., 212,291,305, 353, 380,399
- Lincke, Paul: Komponist 332
- Lindbergh, Charles: amerikanischer Ozeanflieger 258
- Linge, Heinz: SS-Hauptsturmführer und Diener Hitlers 470
- List, Wilhelm: Generalfeldmarschall 165
- Liszt, Franz von: Pianist und Komponist 11
- Loritz: bayerischer Sonderminister (nach 1945) 410,448
- Louis, Joe: amerikanischer Boxer 207
- Löwenherz, Richard: Vorsteher der Wiener Judengemeinde 326
- Luther, Martin 131,156
- Lutze, Viktor: Stabschef der SA, Nachfolger von Ernst Röhm 216
- Maass, Hermann: Geschäftsführer des Reichsausschusses der deutschen Jugendverbände, SPD-Politiker 106, 108
- Manteuffel, Hasso von: General der Panzertruppen 364 f., 370
- Marc, Franz: Maler und Graphiker 209
- Maria Theresia: Kaiserin von Österreich 18, 293
- Marie Louise: Kaiserin, Gattin Napoleons I. 294
- Marinetti, Emilio Filippo Tommaso: italienischer Schriftsteller 199
- Marx, Karl: Philosoph, Begründer des Marxismus 101,146, 250
- Mell, Max: österreichischer Dichter 305
- Metternich, Klemens Wenzel: österreichischer Staatsmann 273
- Meyer, Alfred: Gauleiter in Westfalen-Nord, stellvertretender Reichsminister für die besetzten Ostgebiete 145
- Meyer-Schwickerath, Gerhard: Ophthalmologe 463 f.
- Mierendorff, Carlo: Journalist und Politiker (SPD), Mitglied des Widerstandes gegen Hitler 102
- Morell, Hanni: Frau des Hitler-Leibarztes Theodor Morell 470
- Morgenthau, Henry: US-Finanzminister 402,404
- Moser, Hans: österreichischer Filmschauspieler 346
- Moulin-Eckart, Graf: Adjutant des ermordeten SA-Stabschefs Ernst Röhm 222
- Mozart, Wolfgang Amadeus: Komponist 322
- Müller, Ludwig: evangelischer Theologe, Reichsbischof 129 ff.
- Münchhausen, Borries Freiherr von: Dichter 317
- Murr, Wilhelm: Gauleiter in Württemberg 379
- Mussolini, Benito: italienischer Diktator 120,199, 273, 315, 377
- Müthel, Lothar Max: Schauspieler, Regisseur und Theaterleiter 305
- Mutschmann, Martin: Gauleiter in Sachsen 30, 66
- Nabersberg, Carl: Obergebietsführer, Schulleiter der Hitler-Jugend 108, 158, 175 f.
- Napoleon I. 294, 382
- Napoleon II.: Herzog von Reichstadt, Sohn von Napoleon I. und Marie Louise 294
- Nattermann, Johannes: Generalsekretär des katholischen Gesellen Vereins 137
- Naumann, Werner: Staatssekretär im Reichspropagandaministerium 470
- Neher, Caspar: Bühnenbildner 302
- Neubauer, Kurt: 24
- Neurath, Konstantin Freiherr von: Reichsaussenminister 66,436 f., 452,460
- Ney, Elly: Pianistin 204
- Niekisch, Ernst: Publizist 173
- Niemöller, Martin: evangelischer Theologe, Gegner des Nationalsozialismus 126
- Nietzsche, Friedrich Wilhelm: Philosoph und Philologe 11
- Nolde, Emil: Maler und Graphiker 199 f.
- Norkus, Herbert: Idol der Hitler-Jugend 73 f., 90, 162,185
- Oelbermann, Karl: deutscher Jugendführer 174,178,184
- Oelbermann, Robert: deutscher Jugendführer 174,178
- Orff, Carl: Komponist 319
- Owens, Jesse: US-amerikanischer Leichtathlet, vielfacher Goldmedaillengewinner bei den Olympischen Spielen 1936 206 f.

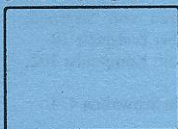
- Papen, Franz von: Reichskanzler (Zentrumspartei) 76, 84 f., 88, 92, 95, 122, 143, 417 f., 436
- Pétain, Philippe: französischer Feldmarschall und Staatschef (Vichy-Regierung) 294
- Petersen, Wilhelm: Maler 201 f.
- Pfeffer, Franz von Salomon: Freikorps- und SA-Führer 32, 51 ff., 60 ff.
- Pfitzner, Hans: Komponist 319
- Pflücker: Gefängnisarzt 439
- Pius XI.: Papst, vorher Achille Ratti 122, 140, 186, 371
- Poncet, François: französischer Botschafter in Berlin 235
- Puttkamer, Karl Jesko von: Konteradmiral und Marineadjutant Hitlers 470
- Quisling, Vidkun: norwegischer Offizier und Parteiführer der norwegischen Faschisten 342
- Raeder, Erich: Grossadmiral 308, 417, 437, 450 ff., 460
- Raginsky, M. G.: sowjetischer Hilfsankläger, Justizrat II. Klasse 435 f.
- Ram, Franz: Fahrer von Baldur von Schirach 399 ff.
- Raubal, Angelika: Hitlers Nichte 78, 83
- Rauschnig, Hermann: Präsident des Senats der Freien Stadt Danzig, später Kritiker des NS-Regimes 197
- Remer, Otto: Major, Kommandeur des Berliner Wachbataillons «Gross-deutschland» 358, 364
- Renteln, Theodor Adrian von: Führer des Reichsstandes des deutschen Handels 61, 66 f., 69 ff., 76
- Ribbentrop, Joachim von: Diplomat und Reichsaussenminister 95, 227 f., 232 ff., 239, 259, 266, 290 f., 303, 313 ff., 324, 327, 336, 338, 347, 360 f., 412, 417, 426, 428, 436
- Ricci, Renato: Ehrenpräsident des Europäischen Jugendverbandes 325
- Richard I. Löwenherz: König von England 256
- Riel, Jürgen: Mitglied der verbotenen Jugendbewegung 185
- Röhm, Ernst: Hauptmann der Reichswehr, Stabschef der SA 31, 53 f., 63, 70 f., 75 f., 98, 153 f., 156, 220, 222, 382
- Rommel, Erwin: Generalfeldmarschall 168 f., 251, 354
- Roosevelt, Franklin D.: amerikanischer Präsident 257, 324, 336, 410 f.
- Rosenberg, Alfred: Reichsleiter, Publizist 60, 113, 118, 145, 188, 194, 197, 199 ff., 210, 212, 303, 372, 417, 431
- Ross, Colin: österreichischer Reiseschriftsteller 255 ff., 311 f., 328, 336, 402, 409, 430
- Rossbach, Gerhard: Offizier 30
- Rüdiger, Jutta: Psychologin, Reichsreferentin des BDM 282, 284
- Rust, Bernhard: Reichserziehungsminister, Gauleiter in Südhannover-Braunschweig 113, 142, 163f., 193ff., 212f., 224, 244 f., 280 f., 315
- Saukel, Fritz: Gauleiter in Thüringen und Reichsstatthalter 318, 379, 417, 431
- Sauter, Fritz: Verteidiger Baldur von Schirachs vor dem internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg 271, 412, 424, 427, 430 f., 456
- Schacht, Hjalmar: Reichsfinanzminister, Reichsbankpräsident, Reichswirtschaftsminister 97, 298 f., 416 ff., 434, 436
- Scharitzer: stellvertretender Gauleiter in Wien 295 ff., 359, 391
- Schaub, Julius: Adjutant Hitlers 7, 26, 34, 377
- Scheel, Gustaf Adolf: Dr. med., Führer des NS-Studentenbundes, SS-Gruppenführer, Gauleiter und Reichsstatthalter von Salzburg 470
- Scheidemann, Philipp: SPD-Politiker, erster Ministerpräsident der Weimarer Republik 255
- Schenzinger, Karl Aloys: Arzt und Schriftsteller 90
- Schiller, Friedrich von 205
- Schirach, Angelika von: Tochter von Henriette und Baldur von Schirach 148, 358, 379, 385, 403, 426, 437, 455
- Schirach, Carl von: Vater von Baldur von Schirach, Generalintendant 8, 11, 13, 18 ff., 150 f., 253, 345, 357 f.
- Schirach, Emma von: Mutter von Baldur von Schirach 18, 357
- Schirach, Henriette von (geb. Hoffmann): Frau von Baldur von Schirach, Tochter

- des Hitler-Fotografen Heinrich Hoffmann 76 ff., 83, 95, 148 f., 157, 212, 216, 227, 273, 277, 293, 306, 312 f., 335, 337 ff., 349 ff., 357, 379, 385, 394, 402 ff., 407, 409 f., 426, 428, 437, 448, 453 ff., 471
- Schirach, Klaus von: Sohn von Henriette und Baldur von Schirach 358, 379, 385, 403, 426, 437, 448, 455
- Schirach, Richard von: Sohn von Henriette und Baldur von Schirach 358, 379, 385, 403, 426, 437, 455
- Schirach, Robert von: Sohn von Henriette und Baldur von Schirach 358, 379, 385, 403, 426, 437, 448, 455
- Schirach, Rosalind Benedika von: Schwester Baldur von Schirachs 13, 152
- Schleicher, Kurt von: Generalmajor, Reichskanzler, Reichswehrminister 91, 93, 95
- Schmeling, Max: Berufsboxer 207
- Schmidt, Paul Otto Gustav: Chefdolmetscher des Reichsaussenministeriums 239
- Schmidt-Rottluff, Karl: Maler und Graphiker 199
- Schmitt, Saladin: Regisseur und Intendant 303
- Schönberg, Arnold: Komponist 319
- Schörner, Ferdinand: Generalfeldmarschall 382, 398
- Schreck, Julius: Chauffeur Hitlers, SS- Brigadeführer 34
- Schröder, Kurt Freiherr von: Präsident der Industrie- und Handelskammer Köln, Leiter der «Wirtschaftsgruppe privates Bankgewerbe» 95
- Schuschnigg, Kurt: österreichischer Bundeskanzler 267, 299
- Schwarz, Franz Xaver: Reichsschatzmeister der NSDAP 28, 147, 194, 261, 279
- Schwerin von Krosigk, Johann Ludwig (Lutz) Graf: Reichsfinanzminister 259, 471
- Seidl, Alfred: Anwalt von R. Hess und H. Frank (Nürnberg Prozess) 457
- Seldte, Franz: Fabrikant, Reichsarbeitsminister 107
- Severing, Carl: Reichsinnenminister (SPD) 75
- Seyss-Inquart, Arthur: Reichskommissar für die niederländischen Gebiete, österreichischer Reichskanzler 418
- Shawcross, Sir Hartley William: britischer Chefankläger vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg 432, 471
- Sibert, Edwin L.: Brigadegeneral, Chef des Geheimdienstes für die US-amerikanische Besatzungszone 442, 445
- Sixtus: Pater, amerikanischer Gefängnisgeistlicher 424
- Skorzeny, Otto: Obersturmbannführer der Waffen-SS und Mussolini-Befreier 387 ff., 471
- Speer, Albert: Architekt, Minister für Rüstung und Kriegsproduktion 312, 333, 368, 419, 425, 437, 439 f., 451 f., 454, 456 ff., 471
- Sprecher, Drexel A.: US-amerikanischer Hauptmann, Hilfsankläger vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg 428 f.
- Stalin, Josef W.: sowjetischer Diktator 238, 336, 342, 410
- Stange, Erich: evangelischer Theologe, Reichswart des Evangelischen Jungmännerwerks Deutschland 120, 128 f., 131 f.
- Stauffenberg, Claus Graf Schenk von: Offizier und Widerstandskämpfer 356 f.
- Stellrecht, Helmut: Obergebietsführer, Ingenieur 165 ff., 170
- Stennes, Walther: SA-Führer 62
- Strasser, Gregor: Gauleiter, Reichspropagandaleiter und -Organisationsleiter 37, 45, 55 f., 85, 91 ff.
- Strasser, Otto: Bruder von Gregor Strasser, NS-Funktionär (früher SPD) und späterer Führer der «Schwarzen Front» 37, 45, 55, 471
- Strauss, Alice: Schwiegertochter von Richard Strauss 344, 346
- Strauss, Richard: Komponist und Dirigent 344 ff.
- Streicher, Julius: Gauleiter in Franken, Herausgeber des Hetzblattes «Der Stürmer» 15, 21 f., 219 f., 223 ff., 379, 417, 426, 434
- Strohm, H. K.: Direktor der Wiener Staatsoper 302
- Stuckart, Wilhelm: Staatssekretär, Reichsinnenminister 152
- Stülpnagel, Karl-Heinrich von: General, Oberquartiermeister, gehörte zum Widerstandskreis um L. Beck 354 f.

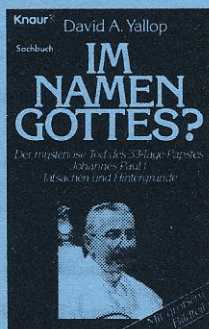
- Taft, Robert A.: US-amerikanischer Senator 258
- Talleyrand, Charles Maurice de: französischer Staatsmann 267
- Tempel, Wilhelm: Studentenführer 37 ff.
- Terboven, Josef: Reichskommissar für das besetzte Norwegen 341 f.
- Thälmann, Ernst: Politiker, KPD-Vorsitzender 221
- Thomas, Walter: Kulturreferent, Direktor der Wiener Staatsoper 303 f., 332
- Thomas von Aquin: scholastischer Theologe und Philosoph 303
- Tirpitz, Alfred von: Grossadmiral und Politiker (DNVP) 293
- Tito, Josip: jugoslawischer Marschall und Staatspräsident (KP) 373
- Tolbuchin, E. I.: sowjetischer Marschall 390
- Trotha, Adolf von: Admiral, Ehrenführer der Marine-Hitler-Jugend 106, 110f., 114
- Tschaikowski, Pjotr. J.: Komponist 331
- Tschammer und Osten, Hans von: Reichssportführer, SA-Obergruppenführer 116,164,206
- Vabres, Donnedieu de: französischer Richter des Internationalen Militärgerichtshofes in Nürnberg 435
- Verdi, Giuseppe: Komponist 304
- Vogt: General a. D., Oberhaupt des «Reichsausschusses für die Deutschen Jugendverbände» 108
- Wächtler, Fritz: Gauleiter, SS-Gruppenführer 379
- Wagener, Otto: Stabschef der SA, Reichskommissar für die Wirtschaft 53
- Wagner, Adolf: Gauleiter in München-Oberbayern 98, 272
- Wagner, Cosima: Frau von Richard Wagner, Leiterin der Bayreuther Festspiele 20
- Wagner, Richard: Komponist 11,19 f., 319
- Wagner, Robert: Gauleiter und Reichskommissar für Baden 379
- Wagner, Siegfried: Sohn von Richard Wagner, Komponist, Dirigent und Regisseur 20
- Wagner, Winifred: Frau von Siegfried, Leiterin der Bayreuther Festspiele 20
- Wagner-Régency, Rudolf: Komponist 302, 319
- Wahl, Karl: Gauleiter in Schwaben 471
- Weber, Christian 8, 34
- Wegener, Paul: Gauleiter im Weser-Ems-Gau, SS-Gruppenführer 352
- Weill, Kurt: Komponist 306
- Weinheber, Josef: Schriftsteller 305
- Wenck, Walther: General 397
- Werlin, Jakob: Generaldirektor der Daimler-Benz AG 307
- Wessel, Horst: SA-Sturmführer 74
- Westphal, Siegfried: General 396
- Wieshofer, Fritz: Reichsamtseiter, Obersturmführer der Waffen-SS, Adjutant Schirachs in Wien 291, 386, 392 f., 397 ff., 406 ff., 423 f., 430,471
- Wilhelm II.: deutscher Kaiser und König von Preussen 101
- Willrich, Wolfgang: Maler, Organisator der Ausstellung «Entartete Kunst» 201 f., 210
- Wlassow, Andrej: sowjetischer General 342 f.
- Wolff, Günther: Verleger 174,178
- Wolff, Karl: General, SS-Obergruppenführer, Chef des persönlichen Stabes von Heinrich Himmler, SS- und Polizeiführer in Italien 399, 471
- Wolker, Ludwig: katholischer Theologe, Generalpräses des Katholischen Jungmännerverbandes 120
- Wortmann, Michael: Schirach-Biograph 336 f.
- Zahn, Karl Friedrich: Führer des Evangelischen Jugendwerks 132,134 ff.
- Zehrer, Hans: Publizist 173
- Zetkin, Clara: Politikerin (KPD), Alterspräsidentin des Reichstages 84
- Ziegler, Hans Severus: Generalintendant, Reichskultursenator 11 ff., 20, 47, 49, 150, 205
- Zweig, Stefan: Schriftsteller 344 f.



**Knauer®**



# Heiße Eisen



(3812)



(3960)



(4015)



(4057)



(4079)



(4807)